

Predigten von
H.H. Prof. Dr. Georg May

2010

Herausgegeben von Hartwig Groll

www.glaubenswahrheit.org

Inhaltsverzeichnis

<i>Wenn die Stunde des Herrn kommt (17.01.2010)</i>	4
<i>Das Gebot der Feindesliebe (24.01.2010)</i>	8
<i>Unsere Sünden und ihre Folgen (31.01.2010)</i>	11
<i>Gott leugnen – Seine Existenz beweisen (07.02.2010)</i>	15
<i>Die Blindheit des Herzens im Gottvertrauen überwinden (14.02.2010)</i>	19
<i>Dem Versucher mit Gottes Hilfe widerstehen (21.02.2010)</i>	23
<i>Die Bedeutung der Verklärung des Herrn (28.02.2010)</i>	27
<i>Satans Macht in dieser Welt (07.03.2010)</i>	30
<i>Mit Christus dem Vater Opfer bringen (14.03.2010)</i>	34
<i>Selbsterlösungsversuche durch falschen Fortschrittsglauben (21.03.2010)</i>	37
<i>Der Herr ist „wahrhaft“ auferstanden (Ostersonntag, 04.04.2010)</i>	41
<i>Die Authentizität der Auferstehungsberichte (Ostermontag, 05.04.2010)</i>	45
<i>Das Geheimnis der lebhaften Auferstehung des Herrn (11.04.2010)</i>	49
<i>Sehnsucht nach der Einheit aller in Christus (18.04.2010)</i>	52
<i>Nur noch eine kleine Weile (25.04.2010)</i>	55
<i>Sünde, Gerechtigkeit, Gericht – Verbeißung des Geistes Gottes (02.05.2010)</i>	58
<i>Beten – Das Atemholen der Seele (09.05.2010)</i>	61
<i>Erböht in die Herrlichkeit des Vaters (Christi Himmelfahrt, 13.05.2010)</i>	65
<i>Die sündentilgende Kraft wahrer Reue (16.05.2010)</i>	68
<i>Das Verhältnis des Heiligen Geistes zur Offenbarung Christi (Pfingstsonntag, 23.05.2010)</i>	71
<i>Der Geist der Welt gegen den Geist des Herrn (Pfingstmontag, 24.05.2010)</i>	74
<i>Die Einzigkeit des Wesens des dreieinen Gottes (30.05.2010)</i>	77
<i>Gegen die Irrlehrer des 16. Jahrhunderts (Fronleichnam, 03.06.2010)</i>	81
<i>Irrlehren und Irrlehrer – früher und heute (06.06.2010)</i>	82
<i>Leben im Glauben an den Herrn (13.06.2010)</i>	86
<i>Der große Irrweg in der Kirche als Folge des falschen Ökumenismus (20.06.2010)</i>	89

Gesetz und Gewissen

(1) Die Verbindlichkeit des sittlichen Naturgesetzes (27.06.2010)	92
(2) Das Gesetz des Alten Bundes (04.07.2010)	96
(3) Das Gesetz des Neuen Bundes (11.07.2010)	100
(4) Das Verhältnis des menschlichen zum göttlichen Gesetz (18.07.2010).....	103
(5) Die Gesetzespflichten des Staates (25.07.2010).....	107
(6) Die Gehorsamspflicht gegen Gesetze und Gebote (01.08.2010).....	111
(7) Die falsche Ethik irriger Theorien (08.08.2010)	114
<i>Mariens Heimgang in die Herrlichkeit des Sohnes (Mariä Himmelfahrt, 15.08.2010)</i>	118
<i>Königin des Himmels – den Menschen nahe (22.08.2010)</i>	121
(8) Wächter über Gottes Gebot – das Gewissen (29.08.2010).....	123
(9) Das Gewissen – Stimme des Gesetzes Gottes (03.10.2010).....	126
(10) Die Eigenschaften des Gewissens (10.10.2010).....	129
(11) Sittlich gute und sittlich schlechte Handlungen (17.10.2010)	132
(12) Gute und schlechte Handlungen und ihre Folgen (24.10.2010).....	135
(13) Mitwirkung mit der Sünde anderer (31.10.2010)	138
<i>Die selige Gemeinschaft bei Gott im Himmel (01.11.2010)</i>	142
(14) Schuldig werden an fremden Sünden (07.11.2010)	144
(15) Verleitung zur Sünde durch Ärger (14.11.2010)	147
(16) Geistliche Zurechtweisung – Werk der Barmherzigkeit (21.11.2010).....	150

Advent – Zeit des Kampfes gegen das Böse

(1) Anreize zur Sünde und Entwicklung der Sünde (28.11.2010)	154
(2) Sünde und Schuld – Abwendung von Gott (05.12.2010).....	157
(3) Todsünden – Abkehr von Gott und Vernichtung der Gnade (12.12.2010).....	161
(4) Die Sünden und ihre schlimmen Folgen (19.12.2010).....	164
<i>Das Wort ist Fleisch geworden (Weihnachten, 25.12.2010)</i>	<i>167</i>
<i>Das Geheimnis der Jungfrauengeburt (Weihnachten, 26.12.2010)</i>	<i>170</i>
<i>Die unerforschlichen Wege Gottes (01.01.2011)</i>	<i>174</i>
<i>Der Name Jesus – Gott hilft (02.01.2011)</i>	<i>177</i>
<i>Epiphanie – Legende oder Geschichte? (09.01.2011)</i>	<i>181</i>

Prof. Dr. Georg May

Wenn die Stunde des Herrn kommt

17.01.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Evangelist Johannes berichtet nur sieben Wunder Jesu. Aber als erstes und sichtlich mit Überlegung die wunderbare Verwandlung von Wasser in Wein auf der Hochzeit zu Kana. Nach jüdischer Sitte vollzog sich eine Hochzeit anders als bei uns. Gewöhnlich wird sie am Samstag gehalten, und das ist schon immer bedenklich gewesen, weil dann der Sonntag mit den ausgelassenen Feierlichkeiten belastet ist. Die Juden machten es anders. Die Hochzeit, die eine Jungfrau schloss, dauerte sieben Tage. Bei einer Witwe waren es nur drei oder noch weniger Tage. Und während dieser ganzen Zeit kamen und gingen die Gäste, Dutzende, Hunderte. Deswegen braucht man sich nicht zu wundern, dass der Wein ausging. Die Leute haben tüchtig zugelangt. Die Mutter Jesu war anwesend, auch der Herr und seine Jünger waren geladen. Und Maria, die umsichtige Hausfrau, sieht sogleich die Verlegenheit des Bräutigams oder seiner Familie und wendet sich an ihren Sohn. Sie macht ihn auf den Mangel an Wein aufmerksam. Sie äußert eine bescheidene und vertrauensvolle Bitte, Jesus möge Abhilfe schaffen. Es ist nicht zu bezweifeln, dass sie zu diesem Zweck ein Wunder von ihm erwartet. Auch wenn er bisher keine Wunder gewirkt hat, ahnt sie doch, dass jetzt die Zeit dazu gekommen ist; denn er hat Jünger um sich gesammelt, und das heißt, er beginnt seine messianische Wirksamkeit. Zu dieser Wirksamkeit aber gehören Wunder. Deswegen die Bitte an Jesus, denn in diesen Worten liegt eine Bitte: „Sie haben keinen Wein mehr.“ Aber Jesus scheint Maria zurückzuweisen. Sinngemäß sagt er zu ihr: Frau, was kümmerst du dich um meine Sachen, kümmere dich um deine Sachen.

Wie Jesus seine Mutter anredet, gibt er zu verstehen, dass sein Leben, dass sein Beruf unter einem anderen Gesetz steht als das der praktischen Notwendigkeit und der Sorge für das tägliche Leben. Aber er begründet seine Abweisung: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen.“ Das heißt, der Augenblick, zu helfen ist noch nicht da. Seine Stunde ist nämlich immer die vom Vater bestimmte Stunde. Es ist die Stunde, die der Vater in seinem göttlichen Plan, den er mit ihm hat, festgesetzt hat. Seine höchste und letzte Stunde wird schlagen, wenn er in sein Leiden geht. Aber immer wieder im Leben Jesu wird von „seiner Stunde“ gesprochen. Als er in Jerusalem war und ein Selbstzeugnis gab, da ergrimten seine Feinde gegen ihn und waren gereizt. Die Oberpriester schickten Diener aus, um ihn zu ergreifen. Aber, so schreibt Johannes, „niemand legte Hand an ihn, denn seine Stunde war noch nicht gekommen.“ Als das Osterfest nahe war, das letzte Osterfest, wußte Jesus, dass seine Stunde gekommen war, die Stunde, da er aus dieser Welt zum Vater gehen sollte. Er wußte, dass jetzt die Stunde kommt, wo er anfang zu zittern und zu zagen. Es ist jene Stunde, wo er zu den Häschern sagte: „Das ist eure Stunde und die Macht der Finsternis.“

Hier in Kana bedeutet „Stunde“ die Zeit für das Vollbringen des ersten Wunders, wodurch seine Herrlichkeit geoffenbart wird. Jesus weist die Bitte der Mutter ab, weil der Zeitpunkt noch nicht gekommen ist, den der himmlische Vater für den Beginn seines Wunderwirkens festgesetzt hat.

Manche Erklärer des Johannesevangeliums schreiben dazu: Was die künftige Stunde bringen wird, das wird in der Spende des eucharistischen Weines in einem realen Symbolismus oder in einem symbolischen Realismus vorweggenommen. Jesus hat nach diesen Erklärern im Sinne, der zu spendende Wein ist das Element des Herrenmahles. Dieses Element kann als solches erst genossen werden, wenn die Stunde überstanden sein wird, denn erst aus der geöffneten Seitenwunde des Herrn fließen ja die Sakramente. Diese Stunde ist noch nicht gekommen, und deswegen wird Maria abgewiesen. Eine mögliche Erklärung.

Aber Maria kümmert sich nicht um die Abweisung, die sie erfährt, sondern sie rechnet mit Bestimmtheit damit, dass ihre Bitte doch noch erfüllt wird. Wie Jesus helfen wird, das weiß sie nicht,

aber dass seine Hilfe nicht versagen wird, das ist für sie nicht zweifelhaft. Sie hört aus der Antwort Jesu die Zusage heraus, denn er sagt ja: „noch nicht“, d.h. womöglich recht bald. Maria spricht deswegen zu den Dienern: „Was er euch sagt, das tut!“ Diese Redwendung, meine lieben Freunde, ist aus dem Alten Testament bekannt. Josef, der verkaufte Josef in Ägypten, war dort Vizekönig geworden und auch für die Ernährung des Volkes zuständig. Da brach eine Hungersnot aus in Ägypten, und der Pharao, also der eigentliche König, sagte zu den Leuten, zu den Ägyptern, indem er sie auf Josef hinwies: „Was er euch sagen wird, das tut!“ Diese Wendung gebraucht jetzt Maria und bringt damit zum Ausdruck, dass den Hochzeitsgästen genauso Hilfe werden wird, wie den Ägyptern Hilfe geworden ist in der Hungersnot. Wie Josef die Ägypter mit Getreide versorgt hat, so wird ihr Sohn die Hochzeitsgäste mit Wein versorgen. In der Verwendung dieser Formel liegt also die Zuversicht auf Jesu helfende Macht ausgedrückt.

Die Stunde, in der Jesus hilft, kommt dann aber bald. Nachdem die Diener auf Weisung Mariens die nötigen Vorbereitungen getroffen haben, ist die Stunde da. Mariens Demut, die nicht gebieterisch fordert, sondern bescheiden bittet, und Mariens tiefes Vertrauen, das sich nicht abweisen läßt, haben ihren Sohn bewogen, jetzt das Wunder zu wirken. Oder umgekehrt: Jetzt hat der himmlische Vater seinem Sohn grünes Licht gegeben, jetzt kann er, jetzt soll er das Wunder wirken. Man kann also tatsächlich sagen: Die Mutter Jesu hat die Stunde der Offenbarung seiner Herrlichkeit durch ihre Bitte herbeigeführt nach dem Willen des himmlischen Vaters.

Der Vollzug des Wunders wird nicht beschrieben. Er erfolgt durch einen einfachen Willensakt. Jesus bewirkt eine wahre Wandlung des Wassers in Wein, eine Transsubstantiation, eine Wesensverwandlung. Kein Wort fällt, keine Handlung wird erzählt, das Wunder geschieht ohne Kunstgriffe und Praktiken. Alle Zaubertricks, alle schamanenhaften Anstrengungen fehlen. Es genügt, dass er will. Wenn er will, geschieht, was er will. So ähnlich ging es ja bei der Heilung des Aussätzigen zu. Dieser kam, fiel vor Jesus nieder und sagte zu ihm: „Wenn du willst, kannst du mich heilen. Wenn du willst, kannst du mich rein machen.“ Jesus streckte die Hand aus, rührte ihn an und sprach: „Ich will: Sei rein!“ Und der Aussatz wich von ihm. Der Wille Jesu ist der Wille Gottes. Dieser Wille hat am Anfang der Welt geboten: „Es werde Licht!“ Und es ward Licht. Jetzt gebietet dieser Wille, dass Wasser zu Wein wird, und es geschieht.

Meine Freunde, ich spreche zu Gläubigen. Diese wunderbare Wandlung geschieht noch heute. Wenn Gott will, dass ein Priester die Worte der Wandlung spricht, dann geschieht die Wandlung. Wenn er sagt: „Das ist mein Leib“, dann wird es tatsächlich sein Leib. Wenn er sagt: „Das ist mein Blut“, dann wird es tatsächlich sein Blut.

Jesus wirkte das Wunder in Kana als erstes und offenbarte dadurch seine Herrlichkeit, d.h. seine göttliche Macht und sein göttliches Wesen, und stärkte und vermehrte dadurch den Glauben seiner Jünger. Johannes bezeichnet die Wunder Jesu immer als „Zeichen“. Das bedeutet zweierlei. Einmal besagt es: Die Wunder zeigen – Zeichen! – auf Jesu göttliche Sendung hin. Sie zeugen für seine Sendung, und sie beweisen sie. Er sagt es ja selbst den Juden: „Die Zeichen, die Werke, die ich im Namen meines Vaters wirke, die geben von mir Zeugnis. Wenn ihr meinen Worten nicht glaubt, so glaubt doch wenigstens meinen Zeichen.“ So haben auch die Großen unseres Glaubens immer die Wunder Jesu verstanden, als Zeichen seiner Macht und seiner Größe. Der heilige Augustinus hat einmal das schöne Wort gesagt: „Ich wäre kein Christ ohne die Wunder.“

Zum anderen besagt das Wort „Zeichen“: Die Wunder Jesu deuten hin auf eine höhere Wirklichkeit. In Kana geschieht mehr, als dass nur einer Hochzeitsgesellschaft aus der Verlegenheit geholfen wird. Hier kündigt sich eine neue Heilsordnung an. Das Wasser versinnbildet den Alten Bund, der Wein den Neuen Bund, den Bund im Blute Christi, den Bund, der durch den Wein, das Element des eucharistischen Opfers, dargestellt wird. An die Stelle des Wassers der jüdischen Reinigungsriten tritt das Blut, das Christus am Kreuze vergossen hat und das auf den Altären des Christentums gegenwärtig wird, zur Tilgung der Sünden vergossen am Kreuze zur Erlösung der Welt.

Solche Zeichen hat Jesus auch sonst gewirkt. Denken wir an die Brotvermehrung. Da hat er Hungerige gesättigt. Aber das war eben mehr als eine Speisung, es war die Offenbarung, dass Jesus das wahre Lebensbrot spendet, ja selber ist. Ein Zeichen. Bei der Heilung des Blinden wurde wiederum ein solches Zeichen gewirkt. Dadurch zeigte Jesus, dass er das Licht der Welt ist. Er macht hell. Bei dem

Blinden, indem er die Augen öffnete; bei all seinen Nachfolgern, indem er das Herz von seiner Blindheit befreit. Und schließlich als er den Lazarus auferweckte, gab er wiederum ein Zeichen. Er offenbarte sich als den Herrn über Leben und Tod. Er zeigte, dass er wahrhaftig der Lebensbringer ist. Diese Wunder sind wirklich geschehen, sie sind keine literarischen Fiktionen, aber das äußere Geschehene ist gefüllt mit einer hohen Bedeutung. Die Taten, die Jesus setzte, verkünden das Wesen dessen, der sie erschaffen hat. Und deswegen haben die Menschen auch entsprechend reagiert, nämlich mit Staunen, mit Erschrecken, mit Furcht, mit Fassungslosigkeit. Als Jesus über den See wandelte, erschrakten die im Schiff befindlichen Jünger. Er stieg zu ihnen ein, und der Wind legte sich. Wie schreibt jetzt der Evangelist: „Sie aber gerieten vor Staunen ganz außer sich.“ Ähnlich war es, als er den Gelähmten heilte. „Steh auf, nimm dein Bett und geh nach Hause.“ Und der Gelähmte stand auf, nahm sein Bett und ging nach Hause. Da gerieten alle außer sich, priesen Gott und sprachen voll Furcht: „Wir haben heute unglaubliche Dinge gesehen.“

Nach der Absicht Jesu sollen die Zeichen den Glauben derer, die sie erleben, wecken und stützen. Bei den Jüngern ist dies der Fall. Der Glaube der Jünger, der ja schon anfanghaft vorhanden gewesen sein mußte, sonst wären sie nicht seine Jünger, wurde durch dieses Wunder gestärkt. Und das ist notwendig. Meine lieben Freunde, man hat den Glauben nicht wie einen toten Besitz, wie ein erworbene Sache. Der Glaube muss immer neu erweckt, vertieft, verlebendigt werden. Auch der Glaubende muss immer neu glauben lernen. Er muss aus dem Glauben leben, er muss nach dem Glauben leben, er muss im Glauben leben. Ich habe es an dieser Stelle schon mehr als einmal gesagt: Die Krise der Gegenwart ist eine Krise des Glaubens. Weil die Menschen nicht mehr glauben, sind sie gleichgültig gegen die Religion. Weil sie nicht mehr glauben, gehen sie nicht in die Kirche. Weil sie nicht mehr glauben, finden sie nicht den Weg zum Priestertum. Es liegt letztlich alles am Glauben. Und wenn die Bischöfe noch so verzweifelt sich an Strukturmaßnahmen und Organisationsregeln klammern, das ist alles für die Katze. Wenn der Glaube nicht geweckt und vertieft wird, dann können wir einpacken.

Der Unglaube liegt immer auf der Lauer, die Menschen an sich zu reißen. Und so auch bei dem Wunder von Kana. Der Unglaube versucht einmal, das Wunder abzuschwächen. Ach, was kann man da alles lesen! Die einen sagen, Jesus habe den Hochzeitem einen langjährigen Vorrat gestiftet, den man jetzt herbeigebracht hat. Andere behaupten, nur die Oberschicht des Wassers sei zu Wein geworden – immerhin, immerhin! Eine dritte Gruppe von Erklärern spricht davon, es habe eine Sinnestäuschung vorgelegen, eine suggestive Sinnestäuschung. Die letzte Schar meint, der Erzähler habe die Menge des Weins übertrieben. Das alles sind keine Auskünfte, sondern Ausflüchte!

Aber es gibt dann auch zweitens radikale Ungläubige, die sagen: Das Wunder von Kana ist überhaupt nicht geschehen. Das, was da berichtet wird, ist eine literarische Erfindung, die durch ihre Unanschaulichkeit, ja Unwirklichkeit sich als solche kundgibt – so habe ich gelesen in Kommentaren. Sie finden die Herren Erklärer und die Damen Erklärer, es gibt nämlich auch solche, die Herren und die Damen Erklärer finden Unklarheiten und Fragen, die sich nicht beseitigen oder beantworten lassen. Nach der Meinung dieser theologischen Besserwisser hätte Jesus den Anfang seiner Wunder auf andere Weise machen müssen. Meine lieben Freunde, wir müssen es Gott überlassen, wann und wie er handelt. So hoch, wie der Himmel über die Erde ist, so hoch sind Gottes Gedanken über der Menschen Gedanken. Gott ist für Überraschungen gut.

Es ist falsch, zu sagen, die Zeitgenossen Jesu oder die Menschen der Antike seien ohne weiteres bereit gewesen, eine derartige Erzählung für bare Münze zu nehmen, ein Zweifel am Erzählten sei ihnen nicht gekommen. Das ist ganz falsch. Das Unvergleichliche, das Unerhörte, das Ungeheuerliche des Vorgangs, das hier berichtet wird, ist den Menschen von damals genauso vorgekommen wie uns. Die Schwierigkeiten, die diese Erzählung dem Denken bereitet, waren den Menschen der Antike nicht geringer als uns.

Aber es gibt einen Ausweg aus diesen Schwierigkeiten. Was am schwersten zu begreifen ist, das ist nicht das Wunder von Kana, sondern das ist die Menschwerdung Gottes. Dass der Unsichtbare sichtbar wird, dass die Wirklichkeit Gottes sich mit der Wirklichkeit des Menschen verbindet, das ist das wahrhaft Unerhörte. Wer an die Menschwerdung Gottes glaubt, für den bietet das wunderbare Handeln Jesu überhaupt keine Schwierigkeit. Aus der Menschwerdung Gottes ergibt sich alles andere. Wenn Gott auf die Erde kommt, dann geschehen eben Dinge, die unerhört sind, da gibt es eben et-

was, was nicht vergleichbar ist, da staunen die Zeugen und sind fassungslos. Als Jesus auf dem Meere wandelte, da entsetzten sich die Jünger. Vollkommen richtig. Als er ein zwölfjähriges Mädchen aus dem Tode rief, da waren die Zeugen des Geschehens bestürzt. Natürlich. So handelt eben Gott, wenn er auf die Erde kommt. Er handelt so, dass die Menschen erschrecken und erbleichen.

Das Wunder von Kana erklärt sich einzig und allein aus der göttlichen Würde dessen, der es bewirkt. Die Jünger folgerten aus dem Wunder das göttliche Wesen Jesu. Und das tun auch wir. Wir wollen uns den Menschen anschließen, die als Augenzeugen der Heilung des Gichtbrüchigen das Wunder beobachtet haben. Als sie das Wunder sahen, da gerieten sie außer sich und sagten: „So etwas haben wir noch nie gesehen.“ Und schließen wir uns dem Petrus an, der zu Jesus gesagt hat: „Wir haben geglaubt und bekannt, dass du der Heilige Gottes bist.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Das Gebot der Feindesliebe

24.01.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Vergeltet niemand Böses mit Bösem. Rächet euch nicht selbst, vielmehr: Wenn dein Feind hungert, gib ihm zu essen, wenn ihn dürstet, gib ihm zu trinken. Wenn du das tust, sammelst du Feuerkohlen auf sein Haupt. Laß dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse durch das Gute!“ Diese Worte haben wir soeben in der Lesung aus dem Römerbrief gehört. Aber die Worte stammen gar nicht von Paulus, sie sind aus dem Alten Testament übernommen. Jawohl, da steht schon im Buche der Sprichwörter: „Wenn dein Feind hungert, so speise ihn, wenn ihn dürstet, so tränke ihn mit Wasser, so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln, und der Herr wird es dir vergelten.“

Unsere erste Reaktion auf solche Worte ist Unbehagen. Wir wissen, was Feindschaft ist: wenn uns ein Mensch dauernd nachstellt, wenn er uns verleumdet, wenn er uns die Wirkmöglichkeiten abschneidet, wenn er im Geheimen gegen uns hetzt. Manche von uns kennen solche Feinde. Wer so mit uns umspringt, ist unser Feind. Die Saat, die er aussät, geht furchtbar auf. Die gewöhnliche Reaktion ist, dass die Menschen empört sind, dass sie zornig werden, dass sie auf Rache sinnen. Blutrache ist immer noch in manchen Gegenden unseres Erdballs eine gewöhnliche Form, wie man sich an seinem Feinde rächt.

Aber viele, die uns wehtun, sind keine Feinde. Wir täuschen uns manchmal. Sie sind nur anders, fremdartig, unserem Wesen zuwider. Das gibt es natürlich. Der schottische Schriftsteller Bruce Marshall läßt in einem seiner Romane den Kardinal von Paris sprechen: „Um Christi willen die Leute zu lieben, konnte man satt werden. Es waren ihrer zu viele, die man allein um Christi willen lieben sollte.“ Es waren ihrer zu viele, die man allein um Christi willen lieben sollte. Es gibt eben Menschen, die einem auf die Nerven gehen, ihre Art oder ihre Unart macht es uns schwer, sie anzunehmen, wohlwollend gegen sie zu sein und sie klaglos zu ertragen. In demselben Romane von Bruce Marshall wird dem Abbé Gaston die Gesinnung zugeschrieben: „Im Gedränge der Untergrundbahn fiel es ihm schwer, die Menschen zu lieben.“

Wir kennen taktlose und schwatzhafte Menschen, die über uns herziehen, unsere Unvollkommenheiten vergrößern, den Splitter im Auge des Nächsten sehen, aber nicht den Balken im eigenen Auge. Und darin steckt tatsächlich ein Keim zur Feindschaft. Wir kennen auch die Gereiztheit vieler Menschen, überarbeitet, erschöpft, am Ende der Kraft. Wir kennen ihre Minderwertigkeitsgefühle, ihre leib-seelischen Konflikte, ihre Verdrängungen. Wir wissen auch um das Erbe, das in ihnen haust, die Veranlagung, das Verhängnis. Daraus können sich Feindschaften entwickeln. Sie suchen ein Ventil, und das Ventil ist der andere. An dem reagieren sie sich ab. So etwas gibt es.

Wir sollten solche Feindschaften nicht erst aufkommen lassen, Kränkungen, Verletzungen, Enttäuschungen einfach übersehen, vergessen, in Demut hinnehmen. Einer unserer Fehler ist, meine lieben Freunde, dass wir zuviel von den Menschen erwarten: Das muss er tun. Das kann ich erwarten. Nichts muss er tun. Nichts muß du erwarten. Alles kann man übersehen, mit allem kann man fertig werden in Demut und in Nächstenliebe. Manchmal hilft auch das Aussprechen. Sie haben vielleicht gehört, dass die Frau des Ministerpräsidenten von Nordirland ein Verhältnis unterhält, was den Gatten natürlich schwer trifft und das ganze Land mit ihm. Aber diese Erscheinung hat dazu verholfen, dass der stellvertretende Ministerpräsident von Nordirland, der mit dem anderen in Dauerfeindschaft lebte, ihm die Hand gereicht hat, und er hat die Hand angenommen. Sie haben sich über dem außerehelichen Verhältnis der Frau des Ministerpräsidenten versöhnt.

Das ist eine Auswirkung der Bruderliebe, die der Herr uns lehrt. Er will, dass wir alle Menschen als unsere Brüder ansehen, und er hat die Nächstenliebe der Gottesliebe gleichgestellt. Er will, dass wir nicht nur ihn selbst lieben, sondern auch alle seine Geschöpfe. Er nimmt den Menschen, also sein Geschöpf, als seinen eigenen Bruder an und sagt: „Was immer ihr dem geringsten meine Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“ Man könnte es auch umdrehen: Was immer ihr dem geringsten meiner Bruder nicht getan habt, das habt ihr mir nicht getan. Also die Gottesverehrung ist unteilbar. Die Gottesverehrung ist verknüpft und untrennbar verbunden mit der Nächstenliebe. Das ist eben das Verhängnis, dass nicht immer Christlichkeit und Kirchlichkeit zusammengehen, dass manche kirchlich sind, aber nicht christlich handeln.

Sie haben gehört von dem Ministerpräsidenten von Simbabwe, Robert Mugabe. Er hat sein Land zugrunde gerichtet, hat die Weißen vertrieben, den Boden aufgeteilt. Der Hunger regiert in seinem Lande. Aber Robert Mugabe geht jeden Sonntag in die Kathedrale zur heiligen Messe.

Das Geheimnis der wahren Religion ist die Echtheit christlichen Lebens. Die Liebe zum Mitmenschen ist so bedeutsam, weil sie eine Ausweitung der Gottesliebe ist, ja sie ist der Beweis für die Gottesliebe. Wenn wir wissen wollen, ob wir Gott lieben, brauchen wir nur zu fragen: Lieben wir den Nächsten? Wenn wir das bejahen können, dann dürfen wir auch gewiß sein, dass wir Gott lieben. Religion ist eben die schwere Aufgabe, Gott zu lieben und es gleichzeitig fertigzubringen, den Nächsten zu lieben.

Die Nächstenliebe beginnt im Denken. Viele Fehler gegen die Liebe haben ihre Wurzel in der Voreingenommenheit. Wir achten die anderen nicht in ihrer Andersartigkeit, wir lassen ihre guten Eigenschaften wenig oder gar nicht gelten. Wir sind nicht wohlwollend im Deuten ihres Tuns. Warum? Weil wir den anderen fast immer nach seinen Fehlern beurteilen. Alles, was unsere Empfindlichkeit trifft, das rechnen wir ihm an. Wir glauben lieber das Böse als das Gute von unserem Nächsten. Da setzt Gott mit dem Gebot der Feindesliebe ein: „Liebet eure Feinde! Tuet Gutes denen, die euch hassen! Betet für die, die euch verleumden!“ Also Gutes tun gerade denen, die uns nichts Gutes tun. Tut Gutes denen, die euch hassen! Betet für die, die euch verleumden. Wir dürfen also den Feind nicht von der allgemeinen Menschenliebe ausschließen.

Es ist keine Pflicht, dem Feind eine besondere Liebe zu erweisen. Wir sind ihm nicht spezielle Erweise der Liebe schuldig. Die Pflicht der Feindesliebe besteht darin, dass wir gewillt sind, ihm in der Not zu helfen. Weiter geht die Pflicht nicht. Die Pflicht der Feindesliebe besteht darin, dass wir bereit sind, ihm in der Not zu helfen. Man kann mehr tun, und man soll mehr tun. Die Feindesliebe kann und soll weitergehen. Aber die Pflicht besteht eben nur in der Bereitschaft zur Hilfe, falls sie notwendig ist. Das hat die Theologie im Laufe der Jahrhunderte herausgearbeitet, und das ist richtig. Aber eines dürfen wir niemals in unserem Verhältnis zum Nächsten annehmen, nämlich das Verhältnis der Gegenseitigkeit. Wie du mir, so ich dir. Das ist mit dem christlichen Verhalten unverträglich. Wer vergelten will, stellt niemals die Gerechtigkeit her. Niemand bestreitet, dass den Polen im letzte Kriege Unrecht, gewaltiges Unrecht geschehen ist von Deutschen, von deutscher Seite. Aber dieses Unrecht wird nicht dadurch gutgemacht, dass von polnischer Seite Deutschen Unrecht getan wird, und die Vertreibung ist und bleibt ein Unrecht. Wer vergelten will, stellt niemals die Gerechtigkeit her.

Die Bruderliebe verpflichtet uns, dem Feinde die Geduld und die Nachsicht zu erweisen, die er uns gegenüber nicht zeigt. Wir nehmen unseren Ausgangspunkt von Gott. Er erweist seine Liebe zu uns dadurch, dass er seinen Sohn in den Tod geschickt hat, als wir seine Feinde waren. Jesus, unser Herr und Erlöser, hat seinen Feinden, seinen Peinigern und seinen Quälern, am Kreuze verziehen und hat seine Jünger zur Feindesliebe verpflichtet. Ja, er fordert ausdrücklich die Versöhnung: „Wenn dein Bruder etwas gegen dich hat, dann versöhne dich erst, und dann komm und opfere deine Gabe im Tempel!“ Opfern ist gut, aber erst die Versöhnung. Und er hat die Verzeihung Gottes davon abhängig gemacht, dass wir erst dem Nächsten verzeihen. „Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben haben“, heißt es im griechischen Text, „wie auch wir vergeben haben.“ „Mit dem gleichen Maße, mit dem ihr meßt, wird euch gemessen werden.“ Erbarmen und Feindesliebe, das ist uns aufgetragen. Der Apostel Paulus hat sie uns vorgelebt. In seinem ersten Brief an die Gemeinde in Korinth schreibt er: „Man flucht uns – wir segnen. Man verfolgt uns – wir dulden. Man lästert uns – wir trösten.“ Manche haben es verstanden, ihm in dieser Feindesliebe nachzufolgen. Ich hatte einen Freund, meine lieben

Christen, der bei den Gebirgsjägern im Norden Europas, also in Lappland, eingesetzt war im letzten Kriege. Die Gebirgsjäger zogen sich dann zurück, da ja auch Finnland in den Krieg eintrat. Noch im Rückzug machten sie zwei russische Gefangene. Der Einheitsführer befahl meinem Freund: „Hornig“, sagte er, „Hornig, die erschießt du!“ Er wollte sich mit den Gefangenen nicht belasten. Was machte mein Freund Hornig? Er ging mit den Gefangenen abseits, gab zwei Schüsse in die Luft ab und ließ sie laufen. Feindesliebe! Nur nicht nach dem Grundsatz handeln: Wie du mir, so ich dir! Nur nicht nachtragen, nur nicht immer wieder auf erlittenes Unrecht zurückkommen. Der Apostel Paulus mahnt im Epheserbrief: „Laß die Sonne nicht untergehen über deinem Zorne.“ Das heißt: Bevor der Tag zu Ende geht, mußt du dich versöhnen. Laß die Sonne nicht untergehen über deinem Zorne! Der Zorn, der im Herzen zurückbleibt, vergiftet uns, meine lieben Freunde. Die seelische Gesundheit verlangt, dass wir vergeben, sobald wie möglich und so gründlich wie möglich vergeben. Durch den Verzicht auf Rache erweisen wir uns selbst den größten Dienst. Wer Groll und Rachedurst in sich trägt, vergiftet sich selbst. Von dem heidnischen Kaiser Marc Aurel stammt das Wort: „Die beste Art, sich an jemand zu rächen, ist die, nicht Böses mit Bösem zu vergelten.“ Die beste Art, sich an jemand zu rächen, ist die, nicht Böses mit Bösem zu vergelten. „Wir wissen“, schreibt der Apostel Johannes, „dass wir vom Tod zum Leben übergeschritten sind, weil wir die Brüder lieben.“ Er sagt nicht: „weil wir Gott lieben“, sondern „weil wir die Brüder lieben.“ Deswegen sind wir vom Tode zum Leben übergeschritten, weil wir die Brüder lieben.

Die Feindesliebe ist ein unablösbarer Bestandteil der Gottesliebe. Das ist eben das Christentum, dass es nicht mehr spricht: „Auge um Auge. Zahn um Zahn“, sondern dass es sagt: „Liebet eure Feinde! Tuet Gutes denen, die euch hassen und betet für die, die euch verfolgen.“ Eine Liebe, die sich von dem anderen abhängig macht, ist keine rechte Liebe, ist irgendwie gehemmt, fragwürdig, unschöpferisch, ohnmächtig. Die selbstlose Liebe liebt, ohne dass sie wiedergeliebt wird. Die selbstlose Liebe wagt das große Wagnis, zu lieben, ohne auf Vergeltung zu rechnen. Die wahre, selbstlose Liebe überwindet das Böse durch das Gute. Es gibt, meine lieben Freunde, nur einen Weg, den Feind zu besiegen: durch die Macht der Liebe.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Unsere Sünden und ihre Folgen

31.01.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Ich weiß nicht, ob Sie die heutige Oration, das Kirchengebet, mit Bedacht gelesen haben: „Wir bitten dich, Herr, erhöre die Bitten deines Volkes. Um unserer Sünden willen werden wir mit Recht gezüchtigt, aber erbarme dich unser und befreie uns um der Ehre deines Namens willen.“

Das Gebet ist uralte. Es stammt aus der Zeit der Völkerwanderung, aus dem 4./5. Jahrhundert. Es war eine böse Zeit. Da stürmten die Germanenstämme gegen das römische Reich; und die Germanen waren Arianer, d.h. sie verfolgten die rechtgläubigen Christen, sie gingen vor mit Gewalt und mit Vergewaltigung, keineswegs verklärt, wie wir es als Schüler in der Nazi-Zeit gelernt haben. Die Germanen waren wilde Horden. In dieser Zeit ist das Gebet entstanden. Um unserer Sünden willen werden wir mit Recht gezüchtigt. Wenn die Menschen das hören, dann müssen sie sich der Frage stellen: Haben wir unser Los verdient? Die einen, die unbußfertigen Sünder, ballen die Faust gegen Gott und sagen: „Wie haben wir das verdient?“ Andere, die Durchschnittsbürger, weisen mit einer berechneten Spitze gegen Gott auf die vielen Unschuldigen hin, die bei Katastrophen getroffen werden, vor allem die vielen Kinder. Die Heiligen schlagen an die Brust und sagen: „Wir werden mit Recht gezüchtigt um unserer Sünden willen.“

Eines ist gewiß: Gott lenkt die Geschehnisse der Erde, nein, der ganzen Welt. Alles, was geschieht, geschieht mit seiner Zulassung. Alles hat aber auch nach Gott einen Sinn. Gott blickt uns in jedem Ereignis an, Gott geht in jedem Ereignis auf uns zu, Gott ruft uns durch jedes Ereignis zu sich. Er ist der Herr der Natur, der Wirker der Geschichte, der Lenker unserer Geschehnisse. Jeder Unfall, jedes Unglück, jede Katastrophe redet ihre eigene Sprache. Der Mensch muss versuchen zu verstehen, was Gott damit sagen will. Was will er sagen, wenn in Haiti 150.000 Menschen vom Erdbeben getötet werden, wenn Hunderttausende ihre Habe und ihr Heim verlieren? Was will Gott damit sagen? Wir dürfen dieser Frage nicht ausweichen, wir müssen eine Antwort suchen, und ich will versuchen, sie zu geben.

Wir könnten an erster Stelle auf die Naturgesetze verweisen. Erdbeben gehorchen den Naturgesetzen. Sie entstehen durch Verschiebung von Erdplatten. Die Erde hat ja eine Kruste und einen Mantel, und in diesen beiden Bereichen, in der Kruste und im Mantel, vollziehen sich Verschiebungen von Platten. Sie geraten übereinander, untereinander, nebeneinander, sie gleiten aneinander vorbei. Durch solche Verschiebungen der Platten wird Energie freigesetzt, und diese Energie kann sich furchtbar zerstörend auswirken in Erdbeben. Erdbeben hat es immer gegeben. Denken Sie an den Tod des Heilandes, als die Erde bebte. 1755 wurde Lissabon von einem furchtbaren Erdbeben heimgesucht, und im Jahre 1911 Messina. Mein Großvater hat mir erzählt, wie er damals Geld nach Messina geschickt hat, um den Erdbebenopfern zu helfen. Das Ausmaß der Schäden, die Erdbeben verursachen, richtet sich einmal nach der Menge der freigesetzten Energie, aber auch nach der Dichte der Bevölkerung und nach der Beschaffenheit der Gebäude. Was in Haiti geschehen ist, so könnte man ohne weiteres sagen, ja muss man sagen, ist eine Auswirkung der Naturgesetze.

Die Naturgesetze sind ein großer Segen. Dadurch, dass die Natur berechenbar ist dank der Gesetze, können wir sie uns dienstbar machen. Nur weil es Naturgesetze gibt, gibt es eine Technik, können wir die Statik bei der Berechnung von Gebäuden anwenden, bei dem Bau von Brücken. Die Zuverlässigkeit der Naturgesetze ist ein ungeheurer Segen für uns Menschen. Aber freilich, die Naturgesetze gehen ihren ehernen Gang. Wir können sie in Dienst nehmen zu unserem Nutzen, aber wir können sie auch nicht abstellen, wenn sie uns schaden. Wir sollen uns bemühen, die Gesetze der Natur kennen zu lernen, zu erforschen, auch die Gesetze, die in Erdbeben wirksam sind. Es gibt in der Welt

1.500 Erdbebenwarten. 1.500 Erdbebenwarten, die also den Boden, den Erdboden beobachten und die Unruhen melden. Und dennoch: Sichere Voraussagen von Erdbeben sind bis heute nicht möglich. Die Natur und die Naturgesetze sind ein Segen, aber sie verbreiten auch Schrecken. Trotz unserer Kenntnis der Naturgesetze ist die Natur nur bis zu einem gewissen Grad beherrschbar. Die Natur entfesselt auch Kräfte, denen wir nicht gewachsen sind, trotz aller Technik. Denken wir an die Macht der Vulkane, denken wir an die Tornados und die Tsunamis, denken wir an Überschwemmungen und Erdbeben wie jetzt wieder in Stein an der Traun in Bayern. Die Natur ist immer noch mächtiger als der Mensch. Selbst den Wintereinbruch vermögen wir nicht zu beherrschen. „Kalt und unführend ist die Natur“, heißt es bei Goethe. Der Nichtchrist, der Ungläubige, nimmt die Schrecken der Natur hin, ohne sie deuten zu können. Der Christ, der Gläubige, versteht mehr von der Natur als der Ungläubige. Er weiß, die Natur ist ein Geschöpf Gottes, und mit der Geschöpflichkeit sind auch Endlichkeiten gegeben, sind auch Übel gegeben. Das Endliche (und die Natur ist endlich) kann seine Nähe zum Nichts, also zum Tod und zum Untergang, nicht verleugnen. Diese Nähe erfahren wir in solchen Geschehnissen wie in Erdbeben. Der Christ begreift, dass die Natur seufzt und in Wehen liegt, bis sie einmal von ihrer Hinfälligkeit befreit werden wird.

Erdbeben sind Naturgeschehnisse. Aber können wir noch etwas anderes sagen? Können wir auch mit dem Kirchengebet von heute sagen: „Um unserer Sünden willen werden wir gezüchtigt“? Sind Erdbeben auch Strafgerichte? Jede Sünde hat zwei Folgen: die Schuld und die Strafe. Die Heilige Schrift spricht oft vom „Zorn Gottes“. Das ist die Abwehr Gottes gegen das Böse. Wenn wir vom Zorne Gottes sprechen, meinen wir das Widerstreben seiner Heiligkeit gegen das sittlich Böse, gegen das Übel. Denken wir an die Plagen in Ägypten, oder denken wir an die Zerstörung der Lasterstädte Sodom und Gomorrha. Das waren Strafen, Strafen Gottes. Der Zorn Gottes ist nichts anderes als die gerechte von Gott verhängte Strafe. Mit der Strafe verfolgt Gott eine bestimmte Absicht. Er will den Sünder nicht verderben, sondern er will ihn zur Umkehr bewegen. Die Strafen Gottes haben eine Aufgabe. Diese Aufgabe besteht darin, den Sünder vom ewigen Verderben zu retten. Haben wir keine Strafe verdient für unsere Sünden? Sind wir keine Sünder? „Wenn wir sagen: Wir haben keine Sünde, so betrügen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns“, schreibt der Apostel Johannes in seinem ersten Brief. Wenn wir sagen: Wir haben keine Sünde, so betrügen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns. Wenn wir vielleicht jetzt, alt geworden, weniger Sünden begehen, so haben wir doch in der Vergangenheit mehr getan. Wenn unsere Sünden lückenlos vor der Menschheit ausgebreitet würden, dann würde so mancher von uns vor Scham in den Boden versinken wollen. Wer kann also sagen: Ich bin schuldlos? Wenn wir Schuld haben, haben wir auch Strafe verdient. Einer hat es zugegeben, dass er Strafe verdient hat, nämlich der rechte Schächer: „Wir leiden, was wir verdient haben.“

Niemand kann mit Gewißheit sagen, dass das Geschehen in Haiti ein Strafgericht über die Bewohner der Insel ist. Wir haben keinen Anhalt dafür, dass die Haitianer schuldiger wären als wir. Aber dass sie Sünder sind, ist auch gewiß. Man darf das Geschehen in Haiti nicht isoliert sehen. Was sich dort ereignet hat, geht die ganze Menschheit an. Und dass die Menschheit als ganze Strafe verdient hat, das ist keine Frage. Ihre Sünden, ihre himmelschreienden Sünden rufen nach Züchtigung. Gott kann nicht immer und allezeit die Schuld der Menschen übersehen. Er kann nicht ihre Empörung gegen sein heiliges Gesetz stets und ständig hingehen lassen. Gott ist kein Schattenkönig. Einmal muss er um der Ehre seines Namens willen aus der Verborgenheit heraustreten und sein Herrentum beweisen. Er beweist es, indem er die Sünden straft. Man kann freilich fragen: Ist die Verteilung der Strafe, ist das Maß der Strafe denn gerecht? Es kann sein, dass es auf Erden keinen gerechten Ausgleich gibt. Aber die irdischen Strafgerichte sind ja erst der Anfang. Sie werden abgelöst von dem Strafgericht, das am Ende des Lebens, jenseits des Todes, über uns ergeht. Hier auf Erden muss der eine für dasselbe Vergehen mehr büßen als der andere. Im Jenseits ist es nicht so. Dort findet eine Vergeltung statt, wo jedem nach seinem Verdienst vergolten wird, dem Bösen wir dem Guten. Das dürfen wir auch im Anblick der Geschehnisse in Haiti sagen: Strafgerichte ergehen über uns Menschen auch durch solche furchtbaren Geschehnisse wie die Katastrophe des Erdbebens. Aber sie gelten allen Menschen, nicht nur den unmittelbar Betroffenen.

Was lehrt uns das Erdbeben von Haiti noch? Es lehrt uns, dass die Menschheit eine Solidargemeinschaft ist. Was besagt das? Nun, Katastrophen reißen unterschiedslos ins Verderben, was ihren zerstörerischen Kräften entgegensteht. Das Erdbeben in Haiti hat Wohnhäuser und Werkstätten zerstört, es hat aber auch Kirchen und die Kathedrale von Port-au-Prince nicht verschont. Von Katastrophen werden Schuldige und Unschuldige, Greise und Kinder getroffen und verschlungen. Unter den 150.000 Toten von Haiti sind Arbeiter und Angestellte, Arme und Reiche, Einheimische und Urlauber, Gläubige und Ungläubige, Christen und Atheisten, Laien und Priester. Auch der Erzbischof der Hauptstadt wurde von den herunterfallenden Massen erschlagen.

Die Katastrophen rufen uns ins Gedächtnis, was wir eigentlich wissen sollten, dass die Menschen eine Solidargemeinschaft sind. Sie sind verbunden miteinander, im Guten wie im Bösen. Sie müssen das Glück teilen, aber auch das Unglück. Es besteht eine Schicksalsverbundenheit unter den Menschen. Gott läßt die Sonne scheinen über Gute und Böse, er läßt Regen fallen über Gerechte und Ungerechte. Gott läßt aber auch Erdbeben kommen über Schuldige und Unschuldige, und er läßt Tornados auftreten über Sünder und Heilige. Wir Menschen sind miteinander verbunden im Erwünschten und im Unerwünschten, im Guten wie im Bösen. Die Klimaveränderung müssen alle tragen, auch diejenigen, die daran die wenigste Schuld tragen. Und wie ist es mit den von den Menschen auferlegten Übeln? Auch die treffen Schuldige und Unschuldige. Die Alliierten haben im vergangenen Kriege Hunderttausende von Zivilisten mit ihren Bomben getötet, Hunderttausende. Schuldige und Unschuldige, Gerechte und Ungerechte. Sie haben am Ende des Krieges in Schleswig-Holstein auf einem Dampfer 6.000 Angehörige von Konzentrationslagern getötet mit ihren Bomben, 6.000 Angehörige von Konzentrationslagern. Gott klaubt bei Katastrophen nicht die Unschuldigen aus den Schuldigen heraus und rettet sie auf wunderbare Weise. Nein, der Unschuldige geht mit dem Schuldigen zugrunde, der Gute mit dem Bösen.

Welche Botschaft geht von dem Erdbeben in Haiti für uns aus? Kann es sein, dass ein so schreckliches Ereignis auch gute Folgen hat? Katastrophen fordern die Hilfsbereitschaft der Menschen heraus. Als das Erdbeben in Lissabon geschah, 1755, schickte der englische König 4.000 Fässer Butter nach Lissabon, neben anderen Lebensmitteln. 4.000 Fässer Butter. Das Unglück in einer weit entfernten Gegend fordert die Hilfsbereitschaft aller Menschen heraus. Niemand darf gleichgültig bleiben, jeder muss helfen nach seinen Kräften und nach seinen Möglichkeiten. Da bewährt sich die Solidargemeinschaft der Menschen, und das ist eine gute Wirkung dieser schrecklichen Geschehnisse. Der Botschafter von Haiti hat dieser Tage erklärt: „Die Hilfsbereitschaft in Deutschland für meine Heimat ist überwältigend.“ „Die Hilfsbereitschaft in Deutschland für meine Heimat ist überwältigend.“ Das ist eine wohlthätige Wirkung des furchtbaren Geschehens, dass die Menschen aufgerufen werden, nicht nur an sich zu denken, sondern an andere, dass sie diesen Aufruf hören und beantworten.

Was lehrt uns das Erdbeben von Haiti? Katastrophen sind Heimsuchungen Gottes. Was will das Wort Heimsuchungen besagen? Es besagt, Gott sendet Geschehnisse und Ereignisse, die eine Botschaft ausrichten. Gott spricht auch durch Unglücke und Katastrophen zu den Menschen. Er will die Menschen aufrütteln, wachrütteln, dass sie nicht im Essen und Trinken, in Arbeit und Ruhen ihr Auskommen und ihre Vergnügen suchen, sondern dass sie auch an den Nächsten denken. Das Leid, das andere trifft, ist eine von Gott an uns gerichtete Aufforderung, uns von der Selbstsucht und von der Ichsucht zu befreien. Es soll ein Stück Ichhaftigkeit nach dem anderen von uns abbrechen. Der Mensch benötigt solche Heimsuchungen. Er ist immer in Gefahr, sich auf der Welt zu behaglich einzurichten, den Nächsten zu vergessen, und deswegen sendet Gott solche Heimsuchungen. Sie sind ein Segen für uns. Schlimmeres kann dem Menschen nicht passieren, als wenn Gott ihn nicht heimsucht. Viele sind in den Himmel gekommen, weil sie die Heimsuchungen Gottes verstanden haben und weil sie aufgeschreckt wurden; ohne die Heimsuchungen wären sie verloren gegangen. „Bevor ich Strafe leiden mußte, ging ich in die Irre, nun aber achte ich sorglich auf dein Wort.“ So steht es im Psalm 118. „Bevor ich Strafe leiden mußte, ging ich in die Irre, nun aber (nachdem die Strafe erfolgt ist) achte ich sorglich auf dein Wort.“ Die Katastrophe in Haiti ist eine Heimsuchung Gottes. Gott will, dass die Menschen in aller Welt, dass wir an die Brust schlagen und denken: Warum haben wir es besser als die unglücklichen Opfer der Katastrophe? Gott will, dass wir nachdenken und fragen: Kann nicht auch uns widerfahren, was jenen geschehen ist? Leben wir nicht im Rheinischen Grabenbruch, der

erdbebengefährdet ist? Niemand weiß, wann wir dran sind. Vielleicht sind wir die Nächsten oder die Übernächsten. Machen wir uns gefaßt auf das Unfaßbare, rechnen wir mit dem Unberechenbaren. Noch haben wir Zeit, uns zu bekehren.

Was beabsichtigt Gott mit Katastrophen wie jener in Haiti? Wir sollen uns an die Vergänglichkeit dieses Lebens erinnern und an die Ewigkeit. „Sterblicher, denk ans Sterben!“ Unsere Lebenszeit auf Erden ist begrenzt. Wir sollen sie nutzen, um Gott zu ehren und ihm zu dienen. An den Gräbern von Haiti kann uns der Gedanke kommen: Wir sind, was sie waren. Was sie sind, werden wir sein. Katastrophen sollen uns bewegen, den Blick auf Gott zu richten. Sie sollen uns an den allmächtigen Herrn und ewigen Richter erinnern. Katastrophen sollen uns lehren, uns an den zu halten, der auch im Tode bei uns bleibt. Häuser können zusammenstürzen, Eltern können ihren Kindern entrissen werden: Christus bleibt bei uns, bei uns, wenn wir mit ihm verbunden sind in Glaube, Hoffnung und Liebe. Und dieser Christus geht mit uns in die Ewigkeit. Der Christ vermag das Leid der Gegenwart zu ertragen, weil er den Ausblick hat auf die immerwährende Verbundenheit mit Christus im ewigen Leben. Ja, man muss sogar sagen: Das Schwergewicht unseres Lebens liegt im Jenseits. Hier sind wir in der Erprobung, drüben in der Erfüllung.

Sie alle haben in der Schule vom Dreißigjährigen Kriege gehört, meine lieben Freunde, 30 Jahre Krieg. Dieser Krieg hat Deutschland entsetzlich zugesetzt. Die Bevölkerungsverluste beliefen sich auf 40 Prozent. in Schlesien und in Bayern hat nur ein Drittel diesen Krieg überlebt. In dem Dreißigjährigen Kriege regierte in Rom Papst Urban VIII. Von diesem Papst Urban stammt ein Bußgebet, das ich hier in meinen Händen halte. Darin heißt es:

„Vor deinen Augen, o Herr, bekennen wir die Sünden, die wir begangen haben, und vergleichen sie mit den Strafen, die du über uns verhängt hast. Überdenken wir das Böse, das wir getan, so ist es geringer, was wir leiden, und größer, was wir verdienen. Wir empfinden die Pein der alten Sünde, und doch lebt die Lust zu neuer Sünde in unseren unbekehrten Herzen. Deine Schläge, Herr, verfolgen unsere Schwachheit, aber unsere Bosheit überwältigen sie nicht. Traurigkeit foltert die Seele, doch der stolze Nacken will sich nicht beugen. Bitterer Schmerz verzehrt unser Leben, aber unser Wandel bessert sich nicht. Wenn du langmütig zuwartest, so geben wir nichts darum, und wenn du nach deiner Gerechtigkeit dreinschlägst, so halten wir es nicht aus. Schlägst du, so schreien wir: Herr, verschone uns! Schonst du, so fordern wir dich wieder heraus: Herr, schlage uns! Herr, wir bekennen unsere Schuld. Wenn du uns nicht Erbarmen schenkst, fallen wir deiner Gerechtigkeit anheim.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gott leugnen – Seine Existenz beweisen

07.02.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Vor einiger Zeit heiratete ein katholischer Mann eine muslimische Frau. Als das erste Kind kam, beharrte die Frau darauf: Das Kind wird muslimisch erzogen! Der katholische Mann fand nichts daran auszusetzen. „Es gibt keinen Gott“, sagte er. Wenn es keinen Gott gibt, kann man mit dem Kind offenbar machen, was man will; man kann es auch zu Allah führen, obwohl auch Allah für die Mohammedaner ein Gott ist.

Es gibt Menschen, welche die Existenz Gottes leugnen. Die Gottesleugnung der Gegenwart lebt von den Argumenten des 19. Jahrhunderts. Im 19. Jahrhundert grassierte die Gottlosigkeit, grassierte die Gottesleugnung. Ich nenne drei Namen, die maßgebend für diese Gottesleugnung sind und bis heute mit ihren Argumenten die Menschen in Verwirrung zu führen suchen. Es sind Bruno Bauer, Karl Marx und Friedrich Nietzsche. Bruno Bauer war ein evangelischer Theologe, zunächst in Berlin, dann in Bonn. Er kam durch seine verkehrten Forschungen dazu, anzunehmen, dass Christus überhaupt nicht gelebt hat. Die Evangelien sind nach ihm die Erfindung eines sogenannten Ur-Evangelisten aus dem 2. Jahrhundert. Das Christentum ist nicht in Palästina entstanden, sondern im Osten. Bruno Bauer fiel dann in den völligen Atheismus und mußte von seinem Lehrstuhl in Bonn entfernt werden. Bruno Bauer hatte einen Schüler zu seinen Füßen, er hieß Karl Marx. Von Bruno Bauer hat Karl Marx seinen Unglauben bezogen. Er selber begründete die Gottlosigkeit allerdings anders. Er sagte: Alles Geistige, alles Religiöse ist ein Überbau über den materiellen Verhältnissen, über den Produktivkräften und den Produktionsverhältnissen. Die Produktionsverhältnisse der Vergangenheit (Kapitalismus) haben den Gottesglauben hervorgetrieben, die Produktionsverhältnisse der Zukunft (der Sozialismus oder der Kommunismus), werden den Gottesglauben zum Erlöschen bringen. Er hat sich freilich, wie wir wissen, geirrt; denn obwohl in der Sowjetunion jahrzehntelang der Sozialismus, ja der Kommunismus eingeführt war, haben Millionen, Dutzende von Millionen Menschen den Glauben bewahrt und ihm zu einer Regeneration verholfen. Auch Friedrich Nietzsche kannte Bruno Bauer. Auch er hat von seiner Evangelienkritik und von seinem Unglauben genossen. Er ist vielleicht der leidenschaftlichste Gotteshasser, der leidenschaftlichste Atheist, den es je gegeben hat, gewesen. Von ihm stammt das Wort: „Ich bin Zarathustra, der Gottlose, der da spricht: Wer ist gottloser als ich, dass ich mich seiner Unterweisung freue?“ Er begrüßt triumphierend das Dahinschwinden des Gottesglaubens in der modernen Menschheit. In der Vernichtung des Gottesglaubens sieht Nietzsche die größte Tat aller Zeiten. „Gott ist tot. Wir haben ihn getötet, ihr und ich. Es gab nie eine größere Tat.“

Auch heute, meine lieben Freunde, gehen sogenannte Philosophen mit der Gottlosigkeit auf Reise. Angeblich ist Religion und Wissenschaft unvereinbar. Die Wissenschaft, so sagen sie, hat die Religion zum Erlöschen gebracht.

Blicken wir auf das Verhältnis von Vernunft und Glauben. Trifft es zu, dass der Glaube, dass die Religion auf Unwissenheit beruht? Einer von den Gottlosen sagt: „Mit dem Glauben an Gott drückt der Mensch seine Bereitschaft aus, an alles mögliche zu glauben.“ Das ist nicht wahr. Glaube und Leichtgläubigkeit sind zwei verschiedene Dinge. Der Glaube beruht auf der Vernunft. Der Glaube hat Präliminarien, das heißt: Er hat vernünftige Voraussetzungen, die den Schluß nahelegen: Also muss man glauben. Der Glaube erklärt, wie wir gleich sehen werden, die Welt, die Wirklichkeit besser als der Unglaube. Der Glaube ist, wie der Unglaube, eine Entscheidung. Genau wie der Theismus setzt der Atheismus eine Entscheidung voraus. Es ist nicht so, dass man durch die Fakten gezwungen werde, nicht zu glauben. Eher ist es so, dass die Fakten einen zwingen, zu glauben. In keinem Falle wird

die Vernunft gezwungen, die Existenz Gottes zu leugnen. Der Atheismus ist die Weigerung, die Existenz Gottes zur Kenntnis zu nehmen, eine Entscheidung, eine vorgefaßte Meinung.

Die wichtigste vorgefaßte Meinung ist der Materialismus, also die Behauptung: Es existiert nur Materie, alles andere ist nicht existent, sondern nur Stoff und Kraft sind die bewegenden Kräfte in der Wirklichkeit. Was sagen wir zu dieser Behauptung, meine lieben Freunde? Gibt es nicht Geistiges auch in unserem Leben? Wir sprechen vom Sinn. Es hat etwas Sinn, oder etwas ist sinnlos. Ist der Sinn etwas Materielles? Dass ein Tun sinnvoll oder sinnlos ist, ergibt sich doch nicht aus dem Stoff, sondern aus der Überlegung, aus einem geistigen Vorgang. Der Sinn ist ein geistiges Phänomen. Er besagt nämlich das Hingerichtetsein oder das Hingeleitwerden zu einem Ziel. Wenn das Ziel erreicht ist, ist das Zielstreben sinnvoll. Wenn es nicht erreicht werden kann, ist es sinnlos. Es ist sinnlos, mit einem Kaffeelöffel ein Meer ausschöpfen zu wollen. Dass es sinnlos ist, lehrt uns nicht die Materie, sondern der Geist.

Ebenso erwächst die Sittlichkeit nicht aus der Materie. Dass eine Handlung gut oder böse ist, hat mit Stoff nichts zu tun. Die geistige Einsicht, die Beurteilung ist es, die sagt: Diese Handlung ist gut, jene ist böse. Nicht die Materie, nicht die Stärke der Energie entscheidet, ob eine Handlung gut oder böse ist, sondern das Sittengesetz, das immateriell, das geistig ist.

Und was sollen wir sagen zu Gott? Einer dieser Atheisten definierte Gott als ein „gasförmiges Wirbeltier“, Gott als ein gasförmiges Wirbeltier! Wie kann man einen solchen Unsinn von sich geben? Das ist es ja eben, dass Gott alles Stoffliche, alles Energetische weit, weit überragt, dass er unfaßbar und ungreifbar ist für Apparate, für Mikroskope und für Teleskope. Gott ist eine Wirklichkeit jenseits jeder Materie. Es ist unmöglich, Gott mit empirischen Mitteln erkennen zu wollen. Er ist über jeden Stoff erhaben.

Der immer noch wirksamste Beweis für die Existenz Gottes wird durch Induktion geführt. Was ist Induktion? Das weiß jeder Naturwissenschaftler. Induktion ist das Ausgehen von bestimmten Fakten, die dann zu einem bestimmten Schlusse führen. Man sammelt Tatsachen und entnimmt daraus das Gesetz. Das nennt man Induktion. So sind alle physikalischen Gesetze entstanden, z.B. die Keplerschen Gesetze oder die Gravitationsgesetze; sie kommen alle durch Induktion zustande. Induktion dürfen wir aber auch für die Gottesbeweise in Anspruch nehmen. Nehmen Sie an, es wird einer durch Schiffbruch auf eine einsame Insel verschlagen. Er findet dort einen Faustkeil. Das könnte, so sagt er sich, das könnte von Menschen gestaltet sein, aber es ist auch nicht auszuschließen, dass es der Wind oder die Flut waren. Er geht weiter auf der Insel, und er findet einen Fotoapparat. Jetzt ist er sicher: Das kann nicht allein entstanden sein, das muss von jemandem erfunden, das muss von jemandem hergestellt worden sein. Die Erfahrung lehrt uns, dass alles, was existiert, eine Ursache hat. Man kann deswegen mit naturwissenschaftlichen Methoden die Existenz des Schöpfers beweisen.

Das hat im 13. Jahrhundert – im 13. Jahrhundert, meine lieben Freunde – Thomas von Aquin, der große Lehrer der Kirche, getan. Er hat die „quinque viae“, die fünf Wege aufgestellt, die zu Gott führen, die fünf Gottesbeweise, die uns sicher machen: Es existiert ein Gott. Ich will nur einen einzigen von diesen 5 Beweisen Ihnen vorführen, nämlich den Beweis aus der Bewegung. Thomas sagt: Alles was wir sehen, alle Dinge, lebende und tote, vernünftige und vernunftlose, alle Dinge sind in Bewegung, in Veränderung. Bewegen ist aber nichts anderes, als etwas aus der Möglichkeit in die Wirklichkeit überführen. Das kann aber nur durch ein anderes Wirkliches geschehen. Sich selbst kann ein Ding nicht ins Dasein rufen, das leuchtet unmittelbar ein. Es kann nicht die Ursache und die Wirkung zusammenfallen, sondern die Wirkung muss eine Ursache haben. Und so muss also, wenn man immer weiter zurückgeht, ein erster unbewegter Beweger angenommen werden. Es gibt keine regressus in infinitum, es gibt kein Zurückschreiten ins Unendliche, sondern es gibt einen Anfang, und dieser Anfang wird von uns Gott genannt. Gott, der erste, selbst unbewegte Beweger. Während alles andere kontingent ist, d.h. den Sinn und die Ursache seines Daseins nicht in sich selbst trägt, ist Gott der einzige, der nicht kontingent ist, sondern der durch sein Wesen sein Dasein in sich trägt. Sosein und Dasein in Gott fallen zusammen. Es ist undenkbar, dass er nicht sein könnte; es ist zwingend, dass er sein muss. Und deswegen kann er anderes schaffen, was kontingent ist, das also von ihm abhängt.

Heute wird die Entstehung des Weltalls mit dem Wort „Urknall“ erklärt. Urknall, meinerwegen. Man sagt – keiner war ja dabei, nicht wahr? – man sagt, es habe einen Zustand extremster Dichte und

Temperatur gegeben und zugleich höchster Symmetrie, in dem die verschiedenen Zielarten und Kräfte vereinigt waren. Dieses winzige Universum habe sich explosionsartig ausgedehnt. Nacheinander seien die bekannten Kräfte und Teile entstanden. Ja aber, meine Freunde, woher kommt denn der Urknall? Woher kommt denn diese winzige Materie, die sich angeblich ausgebreitet hat? Der Urknall schreit nach einer göttlichen Erklärung. Er zwingt zur Schlußfolgerung, dass die Natur einen klar definierten Anfang hat. Man mag diesen Anfang noch so weit hinausschieben, 4 Milliarden Jahre, 12 Milliarden Jahre, meinetwegen, aber es kann die Natur sich nicht selbst geschaffen haben. Der Urknall braucht eine Ursache.

Noch eindeutiger ist es, wenn wir fragen: Wie entsteht denn das Leben? Die Atheisten sagen: Nur mit der Entwicklung ist das zu erklären. Ja, aber die Entwicklung muss einmal angestoßen werden. Wer hat denn das Gesetz der Entwicklung gegeben? Woher kommt denn dieses Gesetz, dass es eine Entwicklung gibt, eine Evolution? Der Ursprung des Lebens kann nur erklärt werden, wenn es eben eine Ursache gibt, die das Leben ins Leben gerufen hat. Die Auslese kann erst einsetzen, wenn das Leben vorhanden ist. Die Wahrscheinlichkeit, dass Leben auf der Erde entsteht, ist nicht größer, als dass ein Wirbelsturm, der über einen Schrottplatz fegt, rein zufällig eine Boeing 747 entstehen läßt. Darwin wird heute viel mißbraucht. Er war besser als sein Ruf. Er selber hat gesagt, und das ist ein Zitat, das ich von ihm jetzt anführe: „Die Annahme, dass das Auge durch die Evolution entstanden sei, erscheint, wie ich offen bekenne, im höchsten Grade absurd.“ Die Entstehung des Lebens, die Entstehung des Auges, die Entstehung der Entwicklung durch den Zufall erklären wollen, das bedeutet ebenso viel, wie wenn man von der Explosion einer Druckerei die Entstehung eines Lexikons annehmen wollte.

Der Glaube bestätigt, was die Philosophie, was das Nachdenken uns lehrt. Die Heilige Schrift gibt auch in dieser Hinsicht uns eine unüberbietbare Weisung. Hunderte, tausende Jahre vor Christus wurde in den heiligen Büchern des Alten Testaments die Erschaffung der Welt durch Gott dargelegt. Es wurde auch erklärt, dass aus den Geschöpfen auf den Schöpfer geschlossen werden kann. Im Buche der Weisheit, das ich hier vor mir habe, heißt es: „Töricht waren alle Menschen, denen die Gotteserkenntnis fehlte. Sie hatten die Welt in ihrer Vollkommenheit vor Augen, ohne den wahrhaft Seienden erkennen zu können. Beim Anblick der Werke erkannten sie den Meister nicht, sondern hielten das Feuer, den Wind, die Luft, die Gestirne, die Flut oder die Himmelsleuchten für weltbeherrschende Götter. Wenn sie diese, entzückt über ihre Schönheit, als Götter ansahen, dann hätten sie auch erkennen sollen, wie viel besser ihr Gebieter ist. Denn der Urheber der Schönheit hat sie erschaffen. Und wenn sie über ihre Macht und ihre Kraft in Staunen gerieten, dann hätten sie auch erkennen sollen, wie viel mächtiger jener ist, der sie geschaffen hat. Denn von der Größe und Schönheit der Geschöpfe läßt sich auf ihren Schöpfer schließen.“ Ich wiederhole diesen entscheidenden Satz: „Denn von der Größe und Schönheit der Geschöpfe läßt sich auf ihren Schöpfer schließen.“ Der Apostel Paulus, der ja sein Altes Testament gut kannte, hat diese Lehre aufgenommen und den Menschen seiner Zeit vermittelt. Im Römerbrief schreibt er – ich zitiere wieder wörtlich aus dem Buch, das vor mir liegt –: „Der Zorn Gottes wird vom Himmel herab offenbart wider alle Gottlosigkeit und Ungerechtigkeit der Menschen, die die Wahrheit durch Ungerechtigkeit niederhalten. Denn was man von Gott erkennen kann, ist ihnen offenbar; Gott hat es ihnen geoffenbart. Seit Erschaffung der Welt wird seine unsichtbare Wirklichkeit an den Werken der Schöpfung mit der Vernunft wahrgenommen, seine ewige Macht und Gottheit.“ Ich wiederhole diesen entscheidenden Satz: „Seit Erschaffung der Welt wird seine unsichtbare Wirklichkeit an den Werken der Schöpfung mit der Vernunft wahrgenommen, seine ewige Macht und Gottheit.“

So ist es, meine lieben Freunde. Wir haben keinen Grund, uns des Leichtglaubens bezichtigen zu lassen. Unser Glaube beruht auf der Vernunft, unser Glaube ist mit der Vernunft vereinbar, unser Glaube wird von der Wissenschaft bestätigt. Nicht Wunschdenken hat die Überzeugung von der Existenz Gottes hervorgerufen, nicht die Produktionsverhältnisse haben diesen Glauben erzeugt, sondern Nachdenken, Prüfen und Beweisen. Ich kenne keinen Gläubigen, der, als es zum Sterben ging, seinen Glauben aufgegeben hat. Aber ich kenne manche Ungläubige, die, bevor es zum Sterben kam, den Glauben gefunden haben. Einer von ihnen ist der bekannte deutsche Dichter Heinrich Heine. Er hat ja sein Leben lang dem Spott seinen Tribut gezahlt, Spott auch über die Religion. Aber als er zum

Sterben kam, da hat Heinrich Heine noch einmal ein Gedicht geschrieben, und da heißt es: „Zerschlagen ist die alte Leier am Felsen, welcher Christus heißt, die Leier, die zur bösen Feier bewegt ward von dem bösen Geist, die Leier, die zum Aufruhr klang, die Zweifel, Spott und Abfall sang. O Herr, o Herr, ich knie nieder. Vergib, vergib mir meine Lieder!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Blindheit des Herzens im Gottvertrauen überwinden

14.02.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das Evangelium des heutigen Sonntags ist merkwürdig zweigespalten. Im ersten Teil die Leidensankündigung, im zweiten Teil die Heilung eines blinden Bettlers. Man könnte meinen, das habe nichts miteinander zu tun. Aber ich meine, die Kirche hat damit eine bestimmte Absicht verfolgt. Sie will vielleicht die erste Begebenheit durch die zweite auslegen und erklären.

„Siehe, wir ziehen hinauf nach Jerusalem.“ Hinauf; warum denn hinauf? Ja, weil Jerusalem hoch liegt, 700 – 850 Meter über dem Meeresspiegel. Das Jordantal, durch das der Herr gezogen kommt, liegt tief. Das Rote Meer liegt ja bekanntlich unter dem Meeresspiegel. Deswegen: „Wir ziehen hinauf nach Jerusalem. Dort wird sich alles erfüllen, was über den Menschensohn gesagt worden ist.“ Er ist der Menschensohn, der Menschensohn in einzigartiger Gestalt. Er ist der Menschensohn, der im Buche Daniel schon verkündet worden ist. Er ist der Menschensohn, der der Messias ist. Und dieser Menschensohn ist gleichzeitig der Gottesknecht des Propheten Isaias. Menschensohn, Messias, Gottesknecht – das alles bündelt sich in der Gestalt Jesu. Deswegen muss auch alles geschehen, was über ihn geschrieben ist, was die Propheten über ihn geschrieben haben. „Er wird den Heiden ausgeliefert.“ Das ist für einen Juden eine schreckliche Angelegenheit, denn die Juden, das wissen Sie ja auch aus unserer Gegenwart, haben ein großes Selbstbewußtsein, ein großes Sendungsbewußtsein. Und wenn jetzt einer aus ihrer Mitte den Heiden ausgeliefert wird, dann ist das die Ausstoßung aus der heiligen Gemeinschaft. Das ist schmerzlich, das ist bitter, das tut weh. Er wird den Heiden ausgeliefert. Aber nicht genug damit: „Sie werden ihn mißhandeln, sie werden ihn anspucken, sie werden ihn töten.“

Wer sind denn die, die ihn töten? Sind das die Soldaten? Sind das die Hohenpriester, die die Verantwortung tragen, oder sind das wir, die wir ihn ans Kreuz gebracht haben? „O Herr, was du erduldet, ist alles meine Last. Ich habe das verschuldet, was du getragen hast.“ Die Schmach, die Jesus auf sich nimmt, die haben wir verursacht. Er hat unsere Sünden auf das Kreuz getragen. Durch seine Wunden wurden wir geheilt. Im Brief an die Hebräer steht ein Satz, der vielen Gläubigen unbekannt ist, nämlich da heißt es: „Diejenigen, die, nachdem sie einmal erleuchtet wurden und zum Glauben gekommen sind, vom Glauben wieder abfallen, die kreuzigen Jesus von neuem.“ Sie kreuzigen Jesus von neuem.

Diese schreckliche Leidensankündigung wird den Jüngern unterbreitet. Aber als der Herr sie anschaut, sieht er in verständnislose Augen. Die Jünger haben die Worte gehört, aber nichts begriffen. Sie sind lange in der Schule des Meisters gewesen; sie haben sicher auch vom Propheten Isaias gehört und vom Gottesknecht, der leiden muss, aber sie hören weg. Lukas sagt dreimal dasselbe, dass sie nicht hören wollen: „Sie verstanden nichts davon“; „diese Rede war für sie dunkel“; „sie begriffen nicht, was damit gemeint war.“ Stärker kann man nicht das Unverständnis der Jünger ausdrücken. Sie hören nicht, weil sie nicht hören wollen. Der Mensch hat die furchtbare Gabe, wegzuhören, zu überhören. Das, was ihn nicht interessiert oder was er nicht hören möchte, das hört er nicht. Der Mensch hat die furchtbare Gabe, wegzuhören.

Was hier im heutigen Evangelium geschrieben ist, das gilt auch für uns. „Alles“, sagt der Apostel Paulus, „alles, was geschrieben steht, ist zu unserer Belehrung geschrieben“, also auch das Nicht-hören-wollen, das Weghören, das Ausweichen vor unbequemen Wahrheiten und Wirklichkeiten. Man will nicht hören, um nicht gebunden zu sein, um nicht verpflichtet zu werden. Man will nicht hören, um nicht tun zu müssen, was unbequem, lästig, peinlich ist. Im privaten Leben mag das Nicht-hören-wollen, das Weghören in vielen Fällen keine schlimmen Folgen haben. Aber das Weghören kann

schlimme Folgen haben, wenn es Menschen in führenden Stellungen sind, die dieses Weghören auf sich nehmen, die Unangenehmes nicht hören wollen. Dann verpassen sie nämlich die Wirklichkeit, dann verpassen sie die Tatsachen. Wie sagt Lenin: „Tatsachen sind hartnäckige Dinge.“ Wahrhaftig, das sind sie. Tatsachen sind hartnäckige Dinge.

Soeben haben wir einen solchen Fall erlebt. Ich meine die schmerzvollen Vorgänge im Jesuitenorden. Sie treffen nicht nur diese Gemeinschaft, sondern sie treffen die ganze Kirche. Auch hier hat alles begonnen mit dem Nicht-hören- und Nicht-sehen-wollen. Jahrhunderte lang war der Jesuitenorden eine Zierde unserer Kirche. Er hat die Kirche verteidigt, gestützt und gefördert. Seine Mitglieder sind in die Missionen hinausgezogen und haben ganze Länder für den Glauben gewonnen. Seit dem Konzil hat sich das verändert. Von 1965 bis 1983 war Pedro Arrupe, ein Spanier, der Generaloberer. Er regierte den Orden nicht, sondern ließ sich treiben. Die Disziplin im Orden löste sich auf. Befehle der Oberen wurden entweder gar nicht mehr gegeben oder nicht befolgt. Viele machten, was sie wollten. Das gemeinschaftliche Leben wurde sabotiert. Manche blieben der täglichen Meßfeier fern, andere betrachteten diejenigen, die das Brevier beten, als bigotte Sonderlinge. Den Papst zu kritisieren gehört seitdem zum guten Ton in der Gesellschaft Jesu. Der Orden war einmal gegründet worden zur Verteidigung des Papsttums. Heute finden sich in ihm die heftigsten Kritiker des Papstes. Seit 1871 geben die Jesuiten eine Zeitschrift heraus, die heute „Stimmen der Zeit“ heißt. Ich sehe mir fast jedes Heft an. Diese Zeitschrift widmet sich der populären Darstellung von Religion, Kultur, Wissenschaft aus katholischer Sicht; zumindest hat sie es früher getan. Seit den 60er Jahren läßt sich eine starke Änderung der Richtung feststellen. Jetzt begannen die Sticheleien gegen die kirchliche Lehre und gegen die kirchliche Ordnung. Die Jesuiten, die einst zur Verteidigung des Papsttums angetreten sind, verfielen immer mehr in Kritik des Papsttums und in Widerstand gegen den Willen der Päpste.

Auch die Lehre der Professoren aus dem Jesuitenorden ist nicht mehr insgesamt intakt. Es zeigen sich auch in der Lehre Auflösungserscheinungen. Das Landgericht Hanau – das Landgericht Hanau – hat festgestellt, dass ein junger Mann, der in St. Georgen bei den Jesuiten studierte, kein Examen machen konnte, weil dort Häresien vertreten werden. Ein rechtskräftiges Urteil des Landgerichts Hanau. Der Student brach sein Studium ab, weil ihm nicht zuzumuten sei, an einer Hochschule, an der Häretisches gelehrt wird, ein Examen zu machen. Das Landgericht führte dann aus: „Indem die Hochschule den häretischen Dozenten duldet, macht sie sich der Verbreitung der Häresie schuldig.“ Urteil des Landgerichts Hanau.

Dem inneren Zerfall entsprach der äußere. Der Orden hatte 1965 36.000 Mitglieder. 30 Jahre später waren es noch 22.000. Heute sind es angeblich noch knapp 17.000. Ich möchte nicht mißverstanden werden. Der Orden hat zweifellos auch heute noch viele Mitglieder, die sich dem Ideal der größeren Ehre Gottes verpflichtet wissen. Aber es ist ebenso sicher, dass sehr viele sich davon entfernt haben. Dem Heiligen Stuhl ist der Niedergang der Jesuiten nicht verborgen geblieben. Papst Paul VI. versammelte die Mitglieder der Generalkongregation in der Sixtinischen Kapelle vor dem Bild vom Jüngsten Gericht und redete ihnen ins Gewissen. Er setzte einen Kommissar ein. Aber die Jesuiten kehrten nicht um. Der Weg in den Abgrund geht weiter, alles im Zeichen der Anpassung und der zeitgemäßen Veränderung. Am 7. Juli 1973 veröffentlichte der Jesuitenprofessor Ludwig Volk in der Tageszeitung „Die Welt“ einen Artikel mit der Überschrift: „Die Soldaten Gottes kommen aus dem Tritt.“ Darin führte er aus, dass der Orden gegenwärtig in der schwersten Existenzkrise seiner 400-jährigen Geschichte sich befindet. Er befinde sich in Zersetzung und Auflösung. Volk stellte die Frage, ob der heutige Orden noch mit dem identisch sei, den der heilige Ignatius 1540 gegründet hatte. Und er fragte weiter, ob der Orden weiter auf der Bahn des „begeisterten Selbstmordes“ weiterschreiten wollte. Der Artikel war ein Alarmruf, ein Notschrei. Ich habe ihn damals gelesen und natürlich auch aufbewahrt. Wie reagierte der Orden? Die verantwortlichen und maßgebenden Personen wollten nicht hören, was Pater Volk ihnen sagte. Sie versuchten ihn mundtot zu machen. Wilhelm Schamoni, der Herausgeber der Zeitschrift „Theologisches“, bat darum, den Artikel in seine Zeitschrift aufnehmen und abdrucken zu können. Es wurde ihm versagt. Es sollte nicht verbreitet werden, was Pater Volk dem Orden ins Gedächtnis geschrieben hatte. Dann rief man einen der Hauptverantwortlichen für den Niedergang, den Theologen Karl Rahner, an. Er mußte 8 Tage später, am 14. Juli 1973, einen Gegenartikel in der Zeitschrift „Die Welt“ schreiben. „Der Jesuitenorden kommt nicht aus dem

Tritt“, so war die Überschrift. Er hat also die Krise des Ordens rundweg geleugnet. Die Ordensleitung wollte nicht sehen, was jedem, der Augen hatte, sichtbar war. Sie wollte nicht hören, was jedem, der Ohren hatte, hörbar war. Und jetzt ist die Aufregung groß, wo sich schreckliche, aufsehenerregende Dinge in Schulen des Jesuitenordens zugetragen haben. Jetzt ist es zu spät.

Jahrzehntelang hat man der Auflösung der Ordnung, dem Wuchern des Ungehorsams zugesehen. Jetzt kommt die Quittung für das Wegsehen und für das Weghören. Jetzt ist der große Skandal da. Jetzt triumphiert der „Spiegel“. Jetzt reiben sich die Feinde der Kirche die Hände. In schrecklicher Weise erfüllt sich das Sprichwort des Volkes: „Wer nicht hören will, der muss fühlen!“

Das ist der erste Teil des heutigen Evangeliums, die Leidensweissagung und was sie uns zu bedeuten hat. Der zweite Teil ist ganz anderer Art. Da sitzt ein blinder Bettler am Wege. Es wird nicht der erste gewesen sein, den der Herr auf seiner etwa dreitägigen Wanderung getroffen hat. Bettler sind ja im Orient sehr häufig. Der Blinde hatte offenbar schon von Jesus gehört. Als man ihm sagt, dass dieser vorbeizieht, da schreit er in seiner Not: „Jesus, Sohn Davids, erbarme dich meiner!“ Ja, er schreit. Man will es ihm verwehren; man will ihn zum Schweigen bringen. Er schreit noch lauter: „Jesus, Sohn Davids, erbarme dich meiner!“ Die Anrede „Sohn Davids“ setzt voraus, dass er weiß, wer er ist, nämlich der erwartete Davidide, der erwartete Messias. Von ihm war nämlich im Buch des Propheten Isaias vorausgesagt worden, dass er auch Blinde heilen werde. Und das macht er sich zunutze, und das läßt ihn Hoffnung fassen. Jesus weist das Messiasbekenntnis des Bartimäus, so heißt nämlich der Blinde, nicht zurück. Er läßt ihn herbeirufen. Das ändert mit einem Schlage die ganze Lage. Eben war er noch bedroht worden, er solle schweigen. Jetzt wird ihm Mut zugesprochen. Das wird das gläubige Vertrauen des Mannes noch steigern. Wir lesen bei den anderen beiden Synoptikern, dass er den Mantel abwirft und aufspringt. Das ist ein Beweis für sein Vertrauen. Er hat Hoffnung gefaßt. Jesus fragt ihn, und diese Frage hat einen bestimmten Zweck. Sie dient nämlich dem Zweck, eine Äußerung des Glaubens zu veranlassen: „Was willst du, dass ich dir tun soll?“ „Mein Herr, dass ich sehe.“ „Rabbuni“, sagt er, „Rabbuni“, das ist eine feierlichere Form von Rabbi, eine ehrfurchtsvolle Form. „Rabbuni, mein Herr, dass ich sehe.“ Und Jesus spricht: „Sei sehend!“ Ein Wort, ein einziges Wort, nicht mehr. Aber dieses Wort ist ein machtvolles Wort, ist ein schöpferisches Wort: „Sei sehend!“ Jesus wirkt hier sein letztes von den Synoptikern berichtetes Heilungswunder. Der Herr hat ihm das Augenlicht geschenkt, aber nicht nur das Licht der körperlichen Augen, sondern auch die innere Schau, den Glauben. Denn so heißt es: „Er folgte ihm nach.“ Er war gewonnen für Jesus, für seine Sache, für seine Sendung.

Wir haben keinen Anlaß, an der Geschichtlichkeit dieser Begebenheit zu zweifeln. Der Blinde ist wirklich sehend geworden. Aber das Ereignis hat noch eine weitergehende Bedeutung, denn es gibt eben nicht nur körperlich Blinde, es gibt auch seelisch Blinde, es gibt auch geistig Blinde. Wie viele Blinde sitzen an unseren Straßen, in unseren Büros, in unseren Werkhallen, vor unseren Apparaten! Wie viele! Aber sie rufen nicht nach dem Herrn, sie verlangen nicht, sehend zu werden, denn sie wissen gar nicht, dass sie blind sind. Sie sind blind, weil sie Gott, weil sie die Religion, weil sie die Wirklichkeit Gottes und die Wirklichkeit der Religion nicht kennen. Ach, meine lieben Freunde, das ruft uns auf, zu flehen und zu rufen, dass sich die Blinden dem zuwenden, der das Licht der Welt ist, dass auch sie zu dem Rufe finden: Herr, dass ich sehend werde. Dass ich weiß, was nach deinem Willen zu tun ist. Dass ich erkenne, was mir zum Heile dient.

Eine Mutter hatte einen Sohn, der blind war. Die Mutter – was ich erzähle, ist ein wahres Begebnis – nahm sich rührend des blinden Kindes an. Sie las ihm vor, sie erzählte ihm, sie sang mit ihm, sie erklärte ihm die Welt, die er nicht sehen konnte. Aber sie gab ihm auch zu fühlen, einen Samtstoff oder ein seidenes Band, das konnte er ja mit seinen Händen tasten und so einen Eindruck empfangen. In seinem Inneren lebte deswegen eine bildkräftige Welt. Eine Schauung, ein traumhaft schöne Welt lebte im Inneren des Jungen. Aber doch zuweilen brach eine unstillbare Sehnsucht nach dem Glück des Augenlichtes mit wildem Weh aus ihm hervor. Als wieder einmal die Mutter die Pracht und die Lieblichkeit der Schöpfung pries, das sprengte die furchtbare Bitterkeit, lange gestaut und zurückgehalten, alle Dämme und aus den Augen des Kindes rannen bittere Tränen. Schmerzgequält schrie der Knabe auf: „Und ich, Mutter, ich kann das alles nicht sehen.“ „Du kannst es sehen, mein Kind. Du kannst es sehen, deutlich und klar“, sagte sie. „Im Himmel werden deine Augen größer, schöner und klarer sein

als die meinigen.“ „Ist das wahr, Mutter? Ist das wahr? Ich werde sehen, richtig sehen?“ „Du wirst sehen, und Gott wird dir alles zeigen, was du jetzt nicht sehen kannst.“ Der Knabe starb mit 12 Jahren. Nach kurzer, heftiger Krankheit hat der Todesengel ihn geholt. Ganz ohne Tränen, ohne Klagen, ganz still saß die Mutter am Bette, auf dem der tote Liebling hingestreckt war. In schneeweißen Händen hielt er ein kleines Kreuz. Das kleine Gesichtchen war überflackert vom hellen Schein einer Kerze. Dann stand sie auf und zeigte den Nachbarn das schöne Kinderantlitz mit den weit offenen und eigenartig glänzenden Augen. Ruhig und glücklich sagt die Mutter: „Er sieht!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Dem Versucher mit Gottes Hilfe widerstehen

21.02.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Bußzeit ist eine Hoch-Zeit der Berge. Zunächst begegnen wir dem Berg der Versuchung, dann dem Berg der Verklärung, dann geht es weiter zum Ölberg und zum Golgotha-Hügel. Vier Berge, vier Offenbarungen unseres Herrn in der Bußzeit. Heute erscheint vor unseren Augen der Berg der Versuchung. Der Versucher trat an ihn heran. Wer ist der Versucher? Es ist der Satan, der Teufel, der Widersacher. Er weiß, wer Jesus von Nazareth ist. Er ist ganz anderer Meinung als unsere modernen Theologen, die ihn für einen harmlosen Wanderprediger ausgeben. Satan weiß: Er ist der auf Erden erschienene Gottessohn, der gekommen ist, die Bollwerke des Teufels zu zerstören. Von dieser Absicht und von dieser Aufgabe möchte er ihn abbringen.

Er setzt an beim Hunger. Hunger tut weh. Um den Hunger rasch und nachhaltig zu stillen, soll Jesus seine Wundermacht einsetzen. Er soll also die Kraft, die Gott ihm gegeben hat, um das Reich Gottes aufzubauen, für seine persönlichen Bedürfnisse verwenden. Darin liegt die Versuchung. Und das ist eine Versuchung geblieben bis heute, meine lieben Freunde, dass man die Religion für seinen eigenen Nutzen verwenden will, dass der Staat die Religion einspannt, um ihm zu dienen, wie es die beiden Herren Putin und Medwedjew in Rußland machen: die orthodoxe Kirche als ideologischer Kitt ihres Systems. Nicht der Religion dienen, sondern sich der Religion bedienen, das wollen diejenigen, die der teuflischen Versuchung unterliegen. „Bist du Gottes Sohn, so befehl, dass diese Steine Brot werden!“ Der Versucher weiß, wo man den Menschen packen kann, nämlich an seiner Sinnhaftigkeit, an seiner Sinnlichkeit. Der Leib macht sich bemerkbar in vielfacher Weise. Er hat ein Anrecht, denn wir bedürfen seiner, aber der sinnenhafte Bezirk von uns verlangt immer mehr, als er haben darf. Die Sinnlichkeit führt immer weiter, als sie nach Gottes Willen führen darf.

Die Macht der Sinnlichkeit ist verheerend und zerstörend wie Feuer. Von daher kommen auch unsere Versuchungen: aus unseren bösen Neigungen. Ein jeder wird von seiner Begierlichkeit versucht, die ihn anzieht und lockt. Der Apostel Paulus sagt es auf seine Weise: „Das Fleisch begehrt wider den Geist.“ So war es schon im Paradiese. Als die Schlange der Frau – eine bildliche Erzählung für einfache Menschen – die Schönheit der Frucht am verbotenen Baume zeigte, da sah die Frau diese Frucht auf einmal mit ganz anderen Augen. Sie war von ihr fasziniert. Da sah die Frau, dass es köstlich sei, von dem verbotenen Baume zu essen, dass der Baum eine Augenweide sei und dass er dazu verlockte, von ihm zu genießen.

Schon die Heiden wußten um die Macht des Triebes, der Begierden, der Sinnlichkeit. Von dem heidnischen Weisen Diogenes wird berichtet, dass er am helllichten Tage mit einer brennenden Laterne auf dem Marktplatz in Athen erschien und herumging, als ob er etwas suche. Man fragte ihn: „Was suchst du denn?“ Er antwortete: „Ich suche einen Menschen.“ „Der ganze Marktplatz ist voll von Menschen. Was suchst du da?“ „Das sind keine Menschen“, sagte er, „sondern Tiere. Sie leben nicht wie Menschen, sondern wie Tiere, denn sie lassen sich von ihren tierischen Begierden leiten.“

Jesus ist dem Versucher nicht erlegen. Er weist ihn ab: „Es steht geschrieben: Nicht vom Brot allein lebt der Mensch, sondern von jedem Wort, das aus dem Munde Gottes kommt.“ Der Mensch ist nicht nur Leib, der Mensch ist auch Geist. Er besitzt seinen Geist, seine Vernunft, mit der er Maß nehmen kann, mit der er sich an die Gebote Gottes halten kann, mit der er auch die Triebe besiegen kann. Wir wissen dank unseres Geistes, was Gott von uns will, und wir haben kraft unseres Geistes Macht, dem Trieb zu widerstehen. Und so müssen auch wir den Kampf gegen die Versuchungen der Sinnlichkeit auf uns nehmen. Dazu ist die Bußzeit da. Wir müssen verzichten, wir müssen uns ein-

schränken, wir müssen überwinden. Wenn wir die bösen Neigungen nicht bekämpfen, dann beherrschen sie uns, dann werden sie zur Ursache vieler Sünden.

Sie haben vielleicht eine Erinnerung daran, wie Sie in der Schule über den großen punischen Feldherrn Hannibal unterrichtet wurden. Hannibal war ein großer Feldherr, aber sein Gegner, der römische Feldherr Scipio Africanus, war ihm gewachsen, ja er war ihm überlegen. Scipio Africanus hat ihn besiegt, in der Schlacht bei Zama. Aber er hat auch Feldzüge unternommen nach Spanien. Auf seinem Grabstein stand die Inschrift: „Sein größter Sieg war die besiegte Lust.“ Sein größter Sieg war die besiegte Lust. Warum? Im Spanienfeldzug hatte er eben die Stadt Cartagena eingenommen. Da brachten ihm seine Soldaten eine wunderschöne Frau, eine Spanierin, damit er sie sich zu eigen mache. Was tat Scipio? Augenblicklich sandte er die Frau ihrem Vater und ihrem Verlobten zurück. Die Legionäre waren ja keine Kinderschwestern; sie waren raue Kerle. Aber vor einer solchen Überwindung bekamen sie Respekt.

Der Satan läßt es bei einer einmaligen Versuchung nicht bewenden. Er setzt von neuem an. Er nahm Jesus in die heilige Stadt, also nach Jerusalem, und stellte ihn auf die Zinne, also auf die Mauern des Tempels, und sprach: „Bist du Gottes Sohn, so stürze dich hinab! Du weißt doch die Verheißung Gottes: Die Engel werden dich auf ihren Händen tragen, dass dein Fuß nicht stoße an einen Stein.“ Satan mutet Jesus ein Schauwunder zu. Er weiß, Jesus besitzt die Wundermacht. Er weiß es besser als die modernen Theologen, welche die Wunder Jesu leugnen. Satan kennt seine Wundermacht. Er weiß aber auch, wozu der himmlische Vater ihm die Wundermacht gegeben hat: um das Reich Gottes aufzurichten, um die Menschen vom Einfluss der Dämonen zu befreien, um das Leid der Erde zu lindern, um ihnen eine Ahnung von der Herrlichkeit Gottes zu geben. Der Satan aber mutet Jesus jetzt zu, die ihm verliehene Wundermacht zu seiner eigenen Erhöhung, zur Überwältigung der staunenden Menschen zu gebrauchen, also sie zu mißbrauchen. Man stelle sich einmal vor, was geschehen wäre, wenn Jesus sich hinabgestürzt hätte. Eine Sensation! Das war noch nie da. Den machen wir zum König. Das ist unser Mann. So hätten die Volksmassen gesagt. Er hätte die Menschen gewonnen, aber auf andere Weise, als der Vater im Himmel es vorgesehen hatte. Nicht durch Belehrung und Überzeugung, sondern durch Überwältigung, durch ein Schauwunder.

Meine lieben Freunde, diese Versuchung ist bis heute geblieben. Der schottische Schriftsteller Bruce Marshall erzählt in einem seiner Romane folgendes. Der Erzbischof von Paris hatte einen Traum. Er träumte, ein Amerikaner sei Papst geworden. Seine erste Kundgebung war verblüffend. Vom Stuhle Petri verkündete der neue Papst der Stadt Rom und dem Erdboden, alle seine Vorgänger hätten sich in einer wichtigen theologischen Lehrmeinung geirrt. Die freie Liebe sei keine Todsünde, die freie Liebe sei eine unsterbliche Tugend. Als Ergebnis dieser Erklärung war die Einheit der Christenheit sofort wiederhergestellt worden. Ketzer und Abgefallene hatten ihren Irrtümern abgeschworen, die Türken hatten sich wie ein Mann bekehrt, Rußland hatte den Kommunismus aufgegeben, das fromme Argentinien hatte drei Kreuzer und ein Schlachtschiff an die Tibermündung geschickt, die dort Salut schossen, und die Stadt Port Said hatte sich ein Feuerwerk abgerungen. Das ist selbstverständlich dichterische Freiheit, was ich hier berichte. Aber Bruce Marshall hat etwas richtig gesehen: Man sinnt der Kirche fortwährend an, ihre Lehre zu ändern, um es den Menschen bequem und angenehm zu machen. Sie soll ihre Lehre nach dem Geschmack der Menschen modeln. Das ist die teuflischste Versuchung der Kirche. Ihr wird vor allem fortwährend zugemutet, die Gebote Gottes über der geschlechtlichen Sittlichkeit zu erleichtern. Das ist eben das Punctum Puncti: Der Mensch soll im geschlechtlichen Bereich tun können, was er will, was ihm einkommt. Aber auch natürlich die Anforderungen an die Priester, wir kennen ja diese lächerlichen Postulate. In der Untergrundbahn von Paris unterhielten sich – nach demselben Schriftsteller – ein Schaffner und ein Priester. Der Schaffner sagte: „Die Religion müßte wie die Politik sein. In der Politik wechseln die Grundsätze ununterbrochen. Der Papst soll erklären: Jeder kann leben, wie er will.“ So ist es. Wenn die Kirche das täte, wäre ihr Beifall sicher, aber dann hätte sie aufgehört, vollmächtiges Organ Gottes zu sein. Dann wäre sie eine Sekte wie alle anderen. Eines ist sicher, meine lieben Freunde: Es kann sein, dass die Kirche mit ihrer Wahrheit bei vielen nicht ankommt. Aber wenn sie mit der Wahrheit nicht ankommt, braucht sie überhaupt nicht anzukommen.

Noch einmal setzte der Teufel an, zum dritten Mal. Er nahm Jesus auf einen hohen Berg und zeigte ihm alle Reiche der Welt. „Das alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest.“ Diese Versuchung ist uns nur allzu vertraut, meine lieben Freunde. Augenlust, Fleischeslust, Hoffart des Lebens. Haben, Haben, Besitzen, Besitzen, Genießen, Genießen, Schwelgen, Schlemmen, das tönt uns fortwährend an die Ohren. „Mach dir auf der Erde schön. Kein Jenseits gibt's, kein Wiedersehn.“ Dem Heiland wird Macht angeboten, aber irdische Macht. Er ist ein Herrscher, aber seine Herrschaft ist von besonderer Art. Als Pilatus ihn fragte, ob er ein König sei, sagte er: „Ich bin ein König. Ich bin der König der Wahrheit.“ Er ist ein König, ein Herrscher im Reiche der Wahrheit, der Güte und der Reinheit. Wenn er auf das Angebot Satans eingeht, dann verkehrt er seine Sendung in das Gegenteil. Denn welchen Preis soll er dafür zahlen, dass er Macht bekommt? Den Satan anbeten, ihm sich unterwerfen. Eine schlimmere Verkehrung kann es nicht geben.

Die Versuchung ist heute so aktuell wie gestern. Oft und oft tritt an uns die Versuchung heran, entgegen den Geboten Gottes uns einen Vorteil, eine Gunst, einen Genuß zu verschaffen. Auf dieser Erde scheint häufig der besser voranzukommen, der sich nicht an Gottes Gebote hält, sondern rücksichtslos und unbedenklich seinen Nutzen sucht. Leben, das Leben genießen, alles Beschwerliche abstreifen, alles Lästige vermeiden. Es gibt viele Menschen in unserem Lande, die sagen: Ich kann mir alles leisten, ein Traumhaus, ein schnelles Auto, eine kostspielige Schiffsreise, ich kann mir alles leisten. So spricht der Versucher. Wenn wir aufseiten Jesu stehen, dann entgegnet er: Aber ich will mir nicht alles leisten. Ich will bescheiden, ich will einfach leben. Ich erinnere an das, was im Buche von der Nachfolge Christi steht: „Siehe, du kannst nun einmal nicht doppelte Freude haben, hier auf Erden dich ergötzen und drüben mit Christus herrschen.“

Jesus weist den Versucher kurz und hart von sich: „Es steht geschrieben: Du sollst den Herrn, deinen Gott, anbeten und ihm allein dienen.“ Gott muss unser Herr und Gebieter bleiben. Ihm sind wir eigen, ihm müssen wir auch dienen. Gott ist ein eifersüchtiger Gott; er duldet keine fremden Götter neben sich. Jesus hat den Versucher abgewiesen – für diesmal. Denn damit ist es nicht getan gewesen. Der Evangelist Lukas schreibt nämlich: „Nachdem der Teufel mit seinen Versuchungen zu Ende war, ließ er von ihm ab bis zu gelegener Zeit.“ Er hat also nie aufgehört, Jesus zu versuchen. Vielleicht am Ölberg, vielleicht bei der Brotvermehrung. Aber Jesus ist niemals dem Versucher zu Willen gewesen. Er hat ihn stets abgewiesen.

Ich will zum Schluß versuchen, meine lieben Freunde, vier Regeln für die Versuchungen aufzustellen, die uns anfallen können. Erstens: Versucht werden heißt jemanden auf die Probe stellen, um herauszubekommen, ob das, worauf es bei ihm ankommt, auf Wahrheit beruht. Wir werden also versucht, damit Gott und die Menschen wissen, dass wir zu Gott gehören, ob wir zu Gott gehören. Zweitens: Versuchungen sind unvermeidlich. „Kein Stand ist so heilig, kein Ort ist so abgeschieden, wo es nicht Versuchungen und Widerstände und Widerwärtigkeiten gibt“, schreibt das Buch von der Nachfolge Christi. Drittens: Versuchungen müssen über uns kommen. Wir wollen doch gekrönt werden. Gekrönt wird nur, wer gesiegt hat, siegen kann nur, wer gekämpft hat, kämpfen kann nur, wer versucht wird. Nur jene läßt der Teufel unbehelligt von Anfechtungen, die er schon als sein Eigentum hat. Der heilige Pfarrer von Ars hat das furchtbare Wort gesprochen: „Der Teufel läßt jene in Frieden, die er schon besitzt. Nicht versucht zu werden ist der Zustand jener, die er für die Hölle bereitet.“ Viertens: Es gibt bestimmte Regeln des Kampfes. Erste Regel: Wachtet und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallet! Wachen, nicht schlafen; wachen, nicht dösen; wachen, nicht träumen; wachen, nicht ruhen. Soviel Ruhe, wie für den Körper unbedingt notwendig ist, aber nicht mehr. Und beten, nicht schwätzen, nicht Zeitung lesen, nicht Fernseher anschalten. Nur durch Gebet kann man die Macht des bösen Feindes überwinden. Eine zweite Regel: Den Teufel überwinden nicht die Schlaunen, sondern die Entschiedenenen. An Schlaueit kann es der Teufel mit uns aufnehmen, aber vor dem Entschiedenenen, vor dem guten Willen flieht er. Eine weitere Regel: Mit der Abwehr nicht warten, sondern sogleich damit beginnen. „Principiis obsta, sero medicina paratur“, so hat ein heidnischer Dichter geschrieben. „Widerstehe den Anfängen, zu spät wird das Mittel, wird die Medizin bereitet.“ Und schließlich eine letzte Regel: Nicht zurückschrecken vor harten Entschlüssen. „Wenn du dir nicht Gewalt antust, wirst du die Sünde nicht besiegen“, schreibt wieder einmal der Verfasser der Nachfolge Christi. Wenn du dir nicht Gewalt antust, wirst du die Sünde nicht besiegen.

So ist es also, meine lieben Freunde. Wir wollen uns zum Schluß ein Wort des heiligen Apostels Paulus zu eigen machen: „Wer zu stehen glaubt, der sehe zu, dass er nicht falle!“
Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Bedeutung der Verklärung des Herrn

28.02.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Kämmerer der äthiopischen Königin Kandake war nach Jerusalem gekommen, um dort anzubeten. Auf dem Rückwege saß er in seinem Wagen und las in dem Buch des Propheten Isaias. Neben dem Wagen her lief der Diakon Philippus. Er fragte den Kämmerer: „Verstehst du auch, was du liest?“ Der Kämmerer antwortete: „Wie sollte ich es verstehen, da es mir niemand erklärt?“ Diese Begebenheit aus der Apostelgeschichte zeigt uns, dass es nicht genügt, das Evangelium vorzutragen und mit billigen Paraphrasen zu umschreiben, sondern dass eine Erklärung notwendig ist, und das gilt in einem besonderen Maße vom Evangelium des heutigen Sonntags. Ich meine, es sind acht Gegenstände, die der Erklärung bedürftig sind.

Jesus kommt mit seinen Jüngern von Cäsarea Philippi zu einem Berge, den Origenes, also ein Mann des 3. Jahrhunderts, als den Berg Tabor bezeichnet. Der Berg Tabor ist 588 Meter hoch, damit für die galiläische Ebene ein recht ansehnlicher Berg. Und er hat keine Spitze, sondern er hat ein Plateau, also eine große, ausgedehnte Fläche, 1.200 Meter lang und 400 Meter breit. Auf diese Ebene steigt Jesus, aber nicht allein. Er nimmt drei von seinen Jüngern mit, die drei, die auch dabei waren, als er das Töchterchen des Jairus erweckte, und die drei, die dabei sein werden, wenn er zu zittern und zu zagen anfängt im Ölgarten.

Der erste Gegenstand unserer Überlegung ist die Verklärung. „Jesus ward vor ihnen verklärt.“ Als die Sonne die Jünger weckte, da sahen sie neben der irdischen Sonne eine andere Sonne aufgegangen, eine Sonne, die Jesus durchdrang. Jesus stand verwandelt vor ihnen. Sein Angesicht leuchtete wie die Sonne, und seine Kleider glänzten wie der Schnee. Markus, der sich auf die Handwerke seiner Heimat versteht, sagte: „Diese Kleider waren so weiß, wie kein Walker bleich machen kann.“ Das Gesicht, die Gestalt des Herrn erstrahlt in einem übernatürlichen, nicht von außen an ihn herangebrachten Licht. Dieser Lichtglanz ist die Daseins- und Erscheinungsform der himmlischen Wesen. Sie wird er nach seiner Auferstehung für immer besitzen. Jesu Verklärung ist also eine Vorwegnahme seiner Herrlichkeit, die er seit der Auferstehung besitzt. Für eine Weile erscheint er in einer Gestalt, die er als verherrlichter Menschensohn besitzen wird. Er wird vorübergehend in die eschatologische, also endgültige Daseinsweise verwandelt. Die Verklärung geschieht selbstverständlich um der Jünger willen. Sie sollen durch die Verklärung belehrt werden über das göttliche Wesen des Herrn. Sie sollen endlich begreifen, dass Jesus nicht bloß der Fremdling aus Nazareth ist, sondern der menschengewordene Sohn Gottes.

Zweitens. Jesus ist nicht allein. Zwei Gestalten tauchen neben ihm auf, zwei Gestalten, die die Jünger selbstverständlich aus der Heiligen Schrift kennen. Sie wissen zunächst nicht, wer das ist. Erst das Gespräch, das sie mit Jesus führen, macht ihnen klar, um wen es sich handelt. Der eine ist Moses, der Gesetzgeber vom Berge Sinai, der charismatische Führer seines Volkes, der Vater des Vaterlandes. Der andere ist Elias, vielleicht der größte unter allen Propheten, Elias, der das Geheimnis der religiösen Berufung Israels am besten ergriffen und begriffen hat. Moses ist der Repräsentant des Gesetzes, Elias ist der Repräsentant der Propheten. Wenn sie jetzt erscheinen, dann bedeutet das, dass sich das Gesetz und die Propheten zum Evangelium, also zu Jesus, bekennen. Die beiden sind Vorläufer des Messias. Ihr Erscheinen beweist, dass Jesus der Messias ist, dass der Messias tatsächlich erschienen ist.

Drittens. Das Thema der Unterredung wird uns nur von Lukas mitgeteilt, nämlich die drei sprechen über das Ende Jesu. In Cäsarea Philippi hatte Petrus im Auftrag des Jüngerkreises Jesus als den Messias bekannt: „Du bist der Sohn des lebendigen Gottes.“ Aber ihre Messias-Vorstellung blieb immer noch befangen in den Grenzen der damaligen Erklärungen, nämlich ein nationalistischer Messias, der das Volk groß und herrlich machen wird. Sie hatten noch nicht begriffen, dass der Messias auch

der Gottesknecht ist, der mißhandelt am Boden liegt, der an der Geißelsäule steht und der das Kreuz auf den Golgothahügel tragen muss. Das wird ihnen jetzt durch das Gespräch klar. Jetzt begreifen sie, dass die Prophetie und das Gesetz, Moses und Elias, dass sie sich zu dem Jahwe-Knecht, zu dem Gottesknecht bekennen. Der Messias wird nicht auf einem marmornen Throne sitzen; er wird nicht in einem barocken Schloß tafeln. Der Messias wird sich als der Dornengekrönte vor der Welt zeigen. Die beiden Gestalten bestätigen, was Jesus ihnen in seinen Leidensankündigungen wiederholt gesagt hat, dass der Messias leiden müsse und so das Volk erlösen werde. Wenn jetzt das Gesetz und die Propheten das bestätigen, dann ist damit erkennbar, dass das Leidensschicksal nicht eine verunglückte Aufgabe ist, sondern dass das Leidensschicksal vom Vater im Himmel gewollt und beabsichtigt ist.

Viertens. Petrus, eifrig wie immer, Petrus glaubt, dass jetzt die messianische Herrlichkeit angebrochen ist. Er bietet sofort seine Dienste an: Hütten bauen. Sein Vorschlag entspringt dem Wunsche, diesen Augenblick festzuhalten. Sie wollen beisammen bleiben mit Moses und Elias. Die selige Stunde soll dauernd genossen werden. Petrus bedenkt nicht, dass er damit Jesus seinem Berufe entziehen würde. Er bedenkt auch nicht, dass Gestalten, die in der himmlischen Herrlichkeit leben, seiner Dienste nicht bedürfen. Nein, Petrus, bleiben kannst du in dieser herrlichen Atmosphäre nicht. Hütten darfst du nicht bauen. Du mußt vom Tabor hinuntergehen, um den Ölberg und den Golgothahügel zu besteigen.

Fünftens. Eine lichte Wolke verhüllt, umschwebt die drei Gestalten. Die Wolke ist im Alten Testament immer ein Zeichen der Nähe Gottes. Die Wolke ist eine Erscheinungsform Gottes. Sie offenbart Gott, und sie verhüllt ihn gleichzeitig. In der Wüste erscheint die Herrlichkeit des Herrn in einer Wolke. Bei der Tempelweihe, als Salomon den schönen, den herrlichen Tempel errichtet hatte, erschien wieder eine Wolke und erfüllte das Haus des Herrn. Die Wolke ist die Antwort auf das Wort des Petrus. Sie ist das Zelt Gottes. Sie ist das Symbol Gottes und die Offenbarung seiner Gegenwart.

Sechstens. Eine Stimme ertönt aus der Wolke, dieselbe Himmelsstimme, die Jesus schon bei der Taufe als den geliebten Sohn Gottes gekennzeichnet hatte. Sie wendet sich jetzt ausdrücklich an die Jünger. Gott bekennt sich zur Messianität seines Jesus. Die Himmelsstimme ist die göttliche Bestätigung des Petrusbekenntnisses. Der himmlische Vater bekennt sich zu seinem palästinensischen Sohn, und er bekennt sich zu ihm als dem Knecht Gottes. Er soll sich weigern, mit Heeresmacht in Jerusalem einzuziehen. Auf einem Esel, unpolitisch und harmlos, wird er in seine Stadt einziehen. „Ihn sollt ihr hören.“ Das bezieht sich auf die gesamte Verkündigung Jesu. Er ist der gottgesandte Offenbarer. Seine Lehre ist Gottes Lehre. Wer ihn hört, der hört Gott. Was er auf Erden verkündigt, das ist im Himmel beglaubigt. Diese Himmelsstimme, meine lieben Freunde, ist der eigentliche Kern des ganzen Geschehens. Man nennt so etwas in der theologischen Fachsprache Epiphanie. Epiphanie heißt Gotteserscheinung, historisch greifbares Eingreifen Gottes in die Geschichte. Solche Gotteserscheinungen gibt es mehrfach im Leben Jesu: bei der Taufe, jetzt bei der Verklärung, dann auch beim Wandel über den See. Ja, Johannes, der Evangelist, ist überzeugt, dass das ganze Leben Jesu eine Erscheinung Gottes sei: „Wir haben seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater, voll der Gnade und Wahrheit.“

Siebtens. Die Jünger fallen auf ihr Angesicht nieder. Das Geschaute erfüllt ihre schmale Seele mit grenzenloser Ehrfurcht. Die Antwort auf eine Gotteserscheinung ist die Furcht. Die Gewalt der Herrlichkeit Gottes, die Macht seines Glanzes erzeugen in den Menschen Furcht. Sie überwältigen den Menschen. So wissen wir jetzt schon, dass im Alten Testamente, als Moses unter Blitz und Donner am Sinai das Zehn-Gebote-Gesetz empfing, da bekam das Volk Angst und zitterte und stand in der Ferne. Und schließlich in der Ferne. Sie sagten zu Moses: „Rede du mit uns. Aber Gott soll nicht mit uns reden, sonst müssen wir sterben.“ Furcht, heilige Furcht, Ehrfurcht ist die erste und richtige Reaktion auf die Erscheinung Gottes. 50 mal kommt im Alten Testament dann aber auch der Zuspruch vor: „Fürchtet euch nicht!“ Wenn Gott erscheint, dann will er auch dem Menschen die andere Seite seines Wesens offenbaren, nämlich den Lichtglanz seiner Liebe und seiner Milde. Fürchtet euch nicht! So auch jetzt auf dem Tabor. Jesus tastet an die Schulter der Männer und sagt: „Fürchtet euch nicht!“

Achtens. Als sie ihre Augen erheben, sind sie ganz allein mit Jesus. Die Begleiter sind nicht mehr da. So wandern sie den Berg hinab und reden den ganzen Nachmittag von diesem Ereignis, von diesem Thema, von dieser Offenbarung. Dann versinken sie in nachdenkliches Schweigen. Unten warten

die Apostel und die Frauen auf sie. Der Herr aber sagt ihnen: „Schweiget von dieser Erscheinung, bis der Menschensohn von den Toten auferstanden ist!“ Er verschließt ihnen den Mund bis zu der Stunde, wo das Lebenswerk Jesu abgeschlossen vor ihnen steht, wo der wahre Charakter seiner Messianität erfüllt ist. Nach Kreuzigung und Auferstehung dürfen sie reden. Man sollte meinen, nach der Auferstehung sei es nicht mehr nötig, von der Verklärung zu reden, denn da ist ja die siegreiche Macht Jesu allen offenbar geworden. Aber die Tatsache, dass sich der himmlische Vater vor seinem Leiden zu seinem Sohne bekennt, bleibt bedeutsam. Sie zeigt, dass Gott auf dem Ölberg und auf dem Kalvarienhügel genauso anwesend sein würde wie auf dem Berge Tabor. Die besondere Erscheinung vergeht, das Zeichen der zukünftigen Welt Gottes vergeht, die furchterweckende Gottesstimme schweigt. Aber Jesus, mit dem die Jünger gewandelt sind und bis zum Tode weiter wandeln werden, er bleibt.

Vielleicht ist uns erlaubt, aus diesem Geschehnis eine Folgerung zu ziehen. Die Taborstunden sollen die Jünger für das Leiden stärken. Sie sollten ihnen Mut machen. Sie sollten, wenn sie jetzt mit dem Herrn in das Leiden hineingehen, offenbar machen, dass Gott mit seinem Messias auch im Leiden ist. Damit sie nicht an ihm irre werden, hat er sich ihnen in dieser Weise zu erkennen gegeben.

Auch in unserem Leben kann es Taborstunden geben, Stunden der Erhebung, der Ergriffenheit, Stunden, wo uns die Religion Freude macht, wo wir dankbar sind, dass wir im heiligen Glauben stehen. Aber diese Stunden können vergehen. Sie sind nicht von immerwährender Dauer. Es kann der Zweifel an uns nagen. Es können Leiden über uns kommen. Es besteht immer die Gefahr, dass wir irre werden am Menschlichen in der Kirche. In solchen Stunden, meine lieben Freunde, sollen wir uns erinnern, dass unser Herr und Heiland mit uns geht, ob auf den Berg Tabor oder auf den Ölberg. Selbst am Kalvarienhügel hält er aus bis zum letzten Atemzug.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Satans Macht in dieser Welt

07.03.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In dem Bühnenstück „Des Teufels General“ von Zuckmayer fragt eines Tages ein junger Hauptmann den General Harras: „Glauben Sie an Gott?“ Harras überlegt eine Weile. „Ich weiß es nicht, ich bin ihm nie begegnet. Aber das lag an mir. Aber den Teufel, den kenne ich.“ Es scheint leichter zu sein, sich von der Existenz des Teufels zu überzeugen als von der Wirklichkeit Gottes. Ich bin tatsächlich überzeugt: Man kann die Existenz Satans aus der Erfahrung – aus der Erfahrung! – feststellen.

Der Mensch ist gewiß geneigt zum Bösen von Jugend auf. In ihm wirken Triebe, Neigungen, Leidenschaften. Aber es scheint, dass sich das Böse in einem Menschen derart festsetzen kann, dass es solche Dimensionen annehmen kann, dass es so beherrschend werden kann, dass man in einem solchen Menschen das Böse nicht mehr allein aus seinen eigenen Kräften erklären kann, sondern dass man die Existenz einer übermenschlichen Macht, des Satans, annehmen muss.

Einige Beispiele. Falschheit und Verstellung sind ja nicht selten. Aber manchmal nehmen sie solche Ausmaße an, dass man daran zweifelt, dass es allein menschliche Kraft ist, die dazu fähig ist. Wer sein wahres Wesen verbirgt und sich anders darstellt, als er wirklich ist, wer diese Täuschung jahrzehntelang festhält, so dass sie ihm gleichsam zur zweiten Natur wird, der, so meine ich, hat sich dem Satan ausgeliefert. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts lebte in Frankreich ein Priester, der jahrzehntelang seine Pfarrei scheinbar musterhaft betreute, die Messe feierte, Beicht hörte, die Sakramente spendete, das Evangelium verkündete. Derselbe Priester hat jahrzehntelang religionsfeindliche Bücher geschrieben unter anderen Namen, bis er endlich entdeckt wurde. Das Wort Gottes verkünden, die Messe lesen, die Sakramente spenden und gleichzeitig das alles bis aufs Messer bekämpfen, ich meine, das geht über Menschenkraft.

Feindschaft und Unversöhnlichkeit, die lange, allzu lange anhalten, die niemals aufgegeben werden, gehen, so meine ich, über menschliche Schwäche und Bosheit hinaus. Jeder Mensch will doch endlich einmal Frieden haben und auch Frieden machen, es mag vorgefallen sein, was will. Wer diesen Wunsch sein ganzes Leben unterdrückt und in der Feindschaft unerbittlich verharret, der hat sich, so fürchte ich, dem bösen Feind ausgeliefert.

Blindheit und Verblendung gegenüber Gott lassen sich teilweise auf die erbsündliche Schwäche des Menschen zurückführen. Aber Gott ist doch erkennbar. Er läßt sich aus den erschaffenen Dingen erschließen. Der Schluß von Geschöpf auf den Schöpfer ist einem jeden möglich. Wer die Wirklichkeit Gottes nicht sieht und nicht sehen will, dem, meine ich, hat Satan das Sehvermögen verwirrt. Der Gott dieser Welt, wie ihn Paulus nennt, hat ihm den Verstand verblendet.

Gotteshäß ist nicht allein aus der sittlichen Schwäche des Menschen zu erklären. Gewiß hat Nietzsche recht, wenn er sagt: „Der Gott, der alles sah, mußte sterben; der Mensch erträgt nicht, dass ein solcher Zeuge lebt.“ Das stimmt, aber den Gotteshäß ein ganzes Leben durchtragen, den wahren, lebendigen Gott, den Herrn und Schöpfer, den Gott der Liebe und der Barmherzigkeit, den ewigen Richter hassen, also bis aufs Messer bekämpfen, das bezeugt eine Verworfenheit, deren der Mensch, so fürchte ich, aus eigener Kraft nicht fähig ist. Diese Ungeheuerlichkeit setzt als Anstifter und Beihelfer eine übermenschliche Kraft voraus.

Sie kennen alle, meine lieben Freunde, den Komponisten Richard Wagner. Von ihm sagte der bayerische Ministerpräsident Ludwig von der Pfordten: „Wagner ist in meinen Augen der teuflischste Mensch unter der Sonne.“ Von der Pfordten war kein Katholik; er war ein liberaler Protestant. „Wagner ist in meinen Augen der teuflischste Mensch unter der Sonne.“ Wie kam er zu diesem Urteil? Wag-

ner betrog seinen Freund Hans von Bülow und nahm ihm die Frau weg. Er veranlaßte seine Frau, die Tochter von Franz Liszt, vom katholischen Glauben abzufallen. Er belog den bayerischen König Ludwig II. und beutete ihn zugleich schamlos aus. Er grollte Bismarck, nicht weil er den Kulturkampf begonnen, sondern weil er ihn beendet hatte. In seinem ganzen Leben war er ein rücksichtsloser Egoist, der den Luxus liebte. Er war auch radikal ungläubig. Ich wiederhole das Wort des bayerischen Ministerpräsidenten: „In meinen Augen ist Wagner der teuflischste Mensch unter der Sonne.“

Was uns die Erfahrung bezeugt, das wird uns von der Offenbarung bestätigt. Ganz unzweifelhaft hat Jesus vom Satan gesprochen. „Ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen.“ Heute, in der Lesung des Evangeliums, haben wir gehört: „Wenn ich durch den Geist Gottes die Teufel austreibe, so ist ja das Reich Gottes zu euch gekommen.“ Der Herr spricht häufig vom Satan. Der Feind, der Unkraut zwischen den Samen wirft, das ist der Teufel. Und das furchtbare Wort: „Der Satan hat danach verlangt, euch zu sieben, wie man den Weizen siebt.“ O, es scheint, dass er heute gewaltig am Sieben ist. „Der Satan hat verlangt, euch zu sieben, wie man den Weizen siebt.“ Den feindseligen Juden hält Christus vor: „Ihr habt den Teufel zum Vater.“ Von Judas Iskariot, dem Verräter, wissen wir aus der Heiligen Schrift, dass der Satan in ihn fuhr. Er gab ihm den Entschluß ein, Jesus zu verraten. Und als der Verrat dann ausgeführt war im Ölgarten, als er mit einem Kuß den Meister verraten hatte, da sagte der Herr: „Das ist eure Stunde und die Macht der Finsternis.“ Der Herr der Finsternis aber ist der Satan.

In der Geheimen Offenbarung wird die Entwicklung des satanischen Reiches beschrieben, der Anfang. Im Himmel entstand ein Kampf, so berichtet uns der Apokalyptiker. Der Drache kämpfte mit den guten Engeln, und er hatte auch eine Gefolgschaft. Aber die bösen Engel siegten nicht. Ihre Stätte ward nicht mehr gefunden im Himmel. Sie wurden hinabgeschleudert auf die Erde, die alte Schlange, die Teufel und Satan genannt wird. Die Lehre der Kirche faßt dann zusammen, was uns in der Offenbarung über Satan berichtet wird: „Der Teufel und die anderen bösen Geister“, so hat das 4. Laterankonzil festgestellt, „sind von Gott der Natur nach gut geschaffen worden, als gute Geister. Aber sie sind durch eigene Schuld böse geworden. Gott schuf sie nämlich wandelbar, und in dieser Wandelbarkeit war die Möglichkeit, auch zum Bösen abzufallen.“

Warum ist er abgefallen, der böse Engel? Er liebte sich selbst mehr als Gott; er wollte ihm nicht untertan sein. Er überhob sich im Stolz, fiel von dem Wesen aller Wesen ab und kam zum Sturz. Der Stolz hat Satan aus dem Himmel gestürzt. Der glänzende Morgenstern ward zum Abendstern, aber nicht in leuchtendem Aufgang, sondern in finsterem Niedergang. Und er fiel nicht allein. In seinen Sturz riß er seine Gefolgschaft mit. Dieser Sturz ist unwiderruflich. Je höher ein vernunftbegabtes Wesen steht, um so tiefer ist sein Fall. Je unglaublicher sein Vergehen, um so größer das Strafmaß. Seitdem tobt der Kampf zwischen Satan und Gott im Weltall, auf der Erde.

Wie erklärt sich die große Wirksamkeit Satans? Erstens: Aus der Überlegenheit seiner Natur. Er ist ein Engel, ein gefallener Engel. Engel sind unkörperliche Geister, unstoffliche, unsterbliche Geister. Sie sind erhaben über die Menschen. Sie verfügen über eine übermenschliche Intelligenz und über einen übermenschlichen Willen. Alle diese Eigenschaften sind Satan verblieben, denn Satan hat seine gottgegebene Macht bewahrt, er ist nur aus der Gnade herausgefallen. Die Macht und die Intelligenz setzt Satan ein, um die Menschen auf seine Seite zu bringen.

Die Wirksamkeit Satans beruht zweitens auf der Ausdehnung seiner ruinierenden Macht. Christus nennt ihn den Fürsten dieser Welt. Ein Fürst ist ein Machthaber. Jesus spricht von der Macht der Finsternis. Macht ist eine Gewalt. Paulus nennt ihn den Gott dieser Weltzeit. Macht ist die höchste Realität. Satan konnte Jesus bei der Versuchung alle Reiche dieser Welt anbieten, weil er sie in gewisser Hinsicht besitzt. Er hat sie in Besitz genommen, weil die irdischen Herrscher sie ihm ausgeliefert haben. Satan hat den Menschen allerhand zu bieten: Augenlust, Fleischeslust, Hoffart des Lebens. Satan erklärt die Gebote Gottes als willkürlich, willkürliche Fesselung. „Ich verspreche euch die Freiheit“, so sagt er, „Freiheit von dieser Fesselung.“ Er stellt sich selbst als den Befreier dar aus der Bindung, die Gott auferlegt hat. Wirklich, Satan hat den Menschen etwas zu bieten.

Wie erklärt sich seine Wirklichkeit und seine Wirksamkeit? Drittens: aus der Mißgunst. Dem Satan wird in der Heiligen Schrift der Neid zugeschrieben. Satan gönnt den Menschen nicht die Kindschaft Gottes, die heiligmachende Gnade, die Berufung zur ewigen Seligkeit. Er ist neidisch, dass Gott den

Menschen gute Engel abgestellt hat, die sie schützen und führen. Satan ist eifersüchtig auf die Anstalt, die den Menschen die Wahrheit und die Gnade vermittelt. Diese Anstalt nennen wir katholische Kirche. Deswegen sein unaufhörliches Wüten gegen diese Kirche. Er ist mißgünstig auf die Priester, die, wenn sie richtig handeln, das Wort Gottes auf die Altäre herabrufen. Der Teufel söhnt sich niemals mit der menschlichen Natur aus. Er führt einen Kampf ohne Kriegserklärung und ohne Waffenstillstand.

Der Teufel geht auch um im Gotteshause. Wo man Gott eine Kirche baut, da baut der Teufel eine Kapelle daneben. Wenn Sie die Religionsfeinde unserer Tage beobachten, dann werden Sie immer und immer feststellen: Sie lassen die Protestanten in Ruhe, sie lassen die Orthodoxen in Ruhe, aber ihr Haß trifft einzig und allein die katholische Kirche. Warum? Der Teufel hält sich an die Profis, nicht an die Amateure. Deswegen sein unaufhörlicher Ansturm gegen diese Kirche, gegen den Papst, gegen die Priester. Er weiß, dass der Satz richtig ist: „Ich will den Hirten schlagen, dann wird sich die Herde zerstreuen.“

Dennoch hat die Macht Satans Grenzen. Dazu ist ja der Sohn Gottes erschienen, dass er die Bollwerke des Teufels zerstöre. Das hat er getan. Durch seinen Gehorsam gegen den Willen des himmlischen Vaters bis zum Tode, ja, bis zum Tode am Kreuze hat er die Rebellion überwunden. Er hat, wie Paulus im Kolosserbrief schreibt, „die Mächte und Gewalten entwaffnet, an den Pranger gestellt und über sie triumphiert“. Ja, der Herr selber sagt: „Der Fürst dieser Welt ist schon gerichtet.“ Christus hat den Teufel besiegt, er hat ihn an unser Statt und für uns und in uns besiegt. Aber Satan ist nicht vernichtet. Gott erhält ihn am Leben, vermutlich deswegen, damit wir zu kämpfen haben und zu siegen wissen, wie Jesus gegen ihn gekämpft und ihn besiegt hat. Und wie besiegen wir ihn? „Das ist der Sieg, der die Welt überwindet, unser Glaube!“ Der Sieg, der die Welt überwindet, ist unser Glaube. Warum und wieso? Weil der Glaube uns gewiß macht: Es lebt ein Gott, eine unendliche, weltüberlegene Wirklichkeit. Es existiert eine personale Macht von unendlicher Kraft und Schönheit. Es gibt eine allmächtige Liebe. Es ist nicht wahr, wir sind nicht allein im Weltall. Gott ist über uns und bei uns.

Wieso ist der Sieg, den wir erringen, durch den Glauben bedingt? Weil der Glaube nicht trügt. Er stammt aus der Offenbarung Gottes, der nicht täuscht und nicht getäuscht werden kann. Dieser Glaube klärt uns auf, woher das Böse kommt: nicht nur aus dem eigenen Herzen, das zum Bösen geneigt ist von Jugend auf, sondern auch aus der Verführung von außen durch den Verführer von Anfang an, die personale Macht des Bösen. Weil wir von der Existenz Satans wissen, können wir uns in acht nehmen vor ihm. Diese Offenbarung ist ein Gewinn für uns. Uns kann man nicht täuschen. Wir wissen, wer der Chefredakteur in einem bestimmten Magazin ist.

Wieso ist der Glaube der Sieg, der die Welt überwindet? Weil der Glaube uns lehrt, wie wir wandeln sollen, nämlich nüchtern, gerecht und fromm, nicht in Schmausereien und Trinkgelagen, nicht in Ausschweifung und Unzucht, nicht in Streit und Eifersucht. Wer sich den Glauben zur Richtschnur nimmt, der weiß, wie er zu wandeln hat, und der wandelt, wenn er diesen Glauben sich zu eigen macht, auf den Wegen Gottes. Der Glaube macht uns auch immun gegen Menschenmeinungen. Der Glaube mit seinen felsenharten Grundsätzen panzert uns gegen die Diktatur der Schlagworte. Er schützt uns auch vor dem Wandel der sittlichen Anschauungen.

Für mich, meine Freunde, der ich auf ein langes Leben zurückblicken kann, ist es immer noch unfaßlich: In der Welt wurde gestern die männliche Unzucht mit Zuchthaus und Gefängnis bestraft, heute wird das Laster in den Schulen den Kindern als eine mögliche Form der menschlichen Liebe dargestellt. Für mich ist das unfaßlich. Ich kann diese Verkehrung nur durch das Wirken Satans erklären.

Wieso ist der Glaube der Sieg, der die Welt überwindet? Weil wir im Glauben mit Christus verbunden sind. Der Gläubige steht nicht mehr allein und kämpft nicht mehr allein. Neben ihm steht, mit ihm und in ihm kämpft Christus, der Überwinder Satans. Wer sich an Christus hält, ist stärker als der Feind des Menschengeschlechtes.

Und noch ein letztes Mal die Frage: Wieso ist der Glaube der Sieg, der die Welt überwindet? Weil er uns gewiß macht: Es gibt nicht nur diese Welt, die wir krampfhaft festhalten müssen. Nein, es gibt eine andere, eine bessere Welt, die uns erwartet. Wenn unser irdisches Zelt abgebrochen wird, empfangen wir einen Bau von Gott, eine ewige Wohnstatt im Himmel. Deswegen ergeht, meine lieben

Freunde, heute an uns, an uns alle, der Appell, den Glauben haben und nach dem Glauben leben. Das ist der Sieg, der die Welt überwindet: Im Glauben den Kampf aufnehmen mit der eigenen bösen Neigung, aber auch mit dem Versucher von Anfang an. „Mensch, in das Paradies kommt man nicht unbewehrt. Willst du hinein, du mußt durch Feuer und durch Schwert!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Mit Christus dem Vater Opfer bringen

14.03.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Durst tut weh. Wer einmal Durst gehabt hat, der weiß, was ein Trank frischen Wassers bedeutet. Als wir im Mai 1945, von sowjetischen Soldaten bewacht, abgeführt wurden, da stellten mitleidige Bewohner Wassereimer an den Rand der Straße. Aber die Soldaten stießen sie um, so dass wir nicht trinken durften.

Die Schrift erzählt, wie König David bei den Kämpfen mit den Philistern brennenden Durst hatte. Weit und breit kein Tropfen Wasser, der nächste Brunnen war in den Händen des Gegners. Halb als Frage, halb als Aufforderung wirft der König die Worte hin: „Wer holt mir Wasser aus dem Brunnen dort vor dem Tor?“ Drei mutige Männer schleichen sich in das Lager der Philister, schöpfen heimlich Wasser und bringen es dem König. David ist erschüttert über solchen Mut und solche Treue. Aber er trinkt keinen Tropfen. „Soll ich das Blut jener Männer trinken“, so sagt er, „die für dieses Wasser ihr Leben gewagt haben?“ Dann heißt es: „Das Wasser, das der Herr beschafft hatte, das Wasser schüttete David aus vor dem Herrn.“ Das heißt: Er machte Gott ein Opfer. Er machte Gott das Opfer dieses wunderbaren Trankes, er schüttete es aus als Gabe vor Gott und für Gott.

Was ist schon ein Pfennig? Sehr wenig, aber manchmal auch sehr viel. Der Herr hat uns eine Lehre darüber hinterlassen. Er setzte sich vor den Opferkasten in den Tempel und beobachtete, wie die Menschen ihre Gabe in den Opferkasten warfen. Viele Reiche warfen große Summen hinein. Aber dann kam eine arme Witwe. Verschämt warf sie zwei Scherflein in den Kasten. Markus erklärt: Das ist soviel wie ein Pfennig. Die Witwe geht weiter, aber der Heiland ruft seine Jünger und belehrt sie: „Wahrlich, ich sage euch, diese Witwe, diese arme Witwe hat mehr in den Opferkasten gelegt als alle anderen, denn alle anderen warfen von ihrem Überfluß hinein, sie aber hat alles gegeben, was sie hatte, ihren ganzen Lebensunterhalt.“

Man kann Wasser ausgießen als Opfer vor Gott. Man kann einen Pfennig hingeben und vom Herrn höchstes Lob ernten. Man kann auch einem Dürstenden einen Trunk kalten Wassers reichen um Gottes willen. Das sind alles Opfer, Opfer, die vor Gott gebracht werden. Es ist auch ein Opfer, wenn ein Mann, der täglich 10 Zigaretten raucht, sich in der Fastenzeit auf 3 beschränkt. Das ist ein Opfer vor Gott. Und wie steht es mit anderen Einschränkungen, beim Genuß von Alkohol, Fleisch, Süßigkeiten? Ist das kein Gott gebrachtes Opfer, wenn es um Gottes willen geschieht? Die Einschränkung des Fernsehkonsums kommt manchen sehr hart vor, ist für sie ein Opfer. Das frühe Aufstehen zur heiligen Messe ist für viele ein Opfer. Das Zugehen auf einen unliebenswürdigen Menschen kann Opfergesinnung erfordern. Geduld haben mit Menschen, die uns bis zur Weißglut reizen, kostet Überwindung. Das alles sind Opfer.

Nun werden manche sagen: Wir haben ja im Neuen Testament das große Opfer, das einzigartige Opfer Jesu Christi, das Opfer, das er am Kreuze blutig dargebracht hat und das in der heiligen Messe unblutig erneuert wird. Es ist wahr: Christus hat sich am Kreuz als wahres und eigentliches Opfer dargebracht. Die Heilige Schrift bezeugt Jesu Sterben als einen Opfertod. „Christus hat euch geliebt und sich für euch hingegen als Gabe und Opfer Gott zum lieblichen Wohlgeruch“, schreibt Paulus im Brief an die Epheser. Und bald werden wir wieder singen: „Unser Paschalamm Christus ist geopfert worden.“ Im Hebräerbrief, der eine ganze Opfertheologie entwickelt, heißt es: „Christus wurde einmal als Opfer dargebracht, um die Sünden vieler hinwegzunehmen.“ Das Sterben Christi war ein Opfer, das er für die schuldbeladene Menschheit dem himmlischen Vater dargebracht hat. Das Opfer Christi ist für uns dargebracht, aber es wirkt nicht automatisch, es wirkt nicht naturhaft. Die Sonne geht auf über Gute und Böse, und der Regen fällt über Gerechte und Ungerechte, aber das Opfer

Christi muss von jedem einzelnen angeeignet werden. Jeder muss in das Opfer eingehen. Eines Opfers wird man nur teilhaftig, meine lieben Freunde, wenn man sich selbst opfert, in der Gesinnung und in der Tat. Die Gemeinschaft mit dem Opfer Christi wird auf zweifache Weise hergestellt, einmal indem wir am Messopfer teilnehmen, zum anderen indem wir im täglichen Leben bewußt Opfer bringen.

„Die heilige Messe ist ein wahres und eigentliches Opfer“, wie das Konzil von Trient unverrückbar festgestellt hat. Es ist deswegen ein wahres und eigentliches Opfer, weil es die sakramentale Darstellung des Opfers Christi ist. „Das Messopfer ist die sakramentale Epiphanie des Opfers Christi“, wie uns unser unvergeßlicher Lehrer Michael Schmaus gelehrt hat. „Im Messopfer“ – und das sind jetzt Worte des Konzils von Trient – „wird das Kreuzesopfer sakramental dargestellt, wird das Gedächtnis desselben begangen und wird die Frucht, die Heilskraft desselben uns zugewendet.“ Beim Kreuzesopfer und beim Messopfer sind die Opfergabe und der primäre Opferpriester identisch, nämlich Christus. Verschieden ist nur die Weise der Darbringung, am Kreuze blutig, im Messopfer unblutig. Das Kreuzesopfer war allein das Opfer Christi. Er allein hat die Kelter getreten. Aber das Messopfer ist auch unser Opfer, ist Opfer der Kirche. Wir opfern zusammen mit Christus, indem wir uns ihm anschließen, wir übergeben ihm unseren Willen, weihen ihm unser Leben. Bischof Sailer, der unvergeßliche, hat einmal das ergreifende und erschütternde Wort gesprochen: „Hier opfert der Priester seine liebste Leidenschaft, im Messopfer.“ Hier opfert er seine liebste Leidenschaft.

Die Teilnahme am Messopfer wirkt sich aus und setzt sich fort in den Opfern des täglichen Lebens. Es hat einen richtigen Sinn, wenn wir gemahnt werden und gemahnt wurden, Opfer zu bringen. Die Heilige Schrift autorisiert uns zu solchem Opferbringen. Im Buche Jesus Sirach heißt es: „Wer das Gesetz befolgt, bringt viele Opfer.“ Das heißt: Gehorsam gegen Gott ist Opfer, Opfer der Neigung, Opfer der Liebhaberei, Opfer der Leidenschaft. Die Kirche hat das Fastengebot erlassen. Auch das ist ein Gesetz, das Freitagsgesetz. Das Freitagsgesetz lädt uns ein, in Vereinigung mit Christus an dem Sterbetage des Herrn ein Opfer zu bringen, das Opfer des Fleischgenusses, und das ist für viele ein Opfer. Dass es ein Opfer ist, sieht man daran, dass viele es nicht bringen. Man kann auch andere Opfer bringen am Freitag. Es ist schon einige Jahrzehnte her, da zog ein Bischof um. Er hatte also die Möbelpacker bei sich, und dieser Umzug geschah an einem Freitag. Der Bischof stellte ihnen Lebensmittel und Getränke zur Verfügung, darunter auch Bier. Einer der Packer sagte zu dem Bischof: „Am Freitag trinke ich kein Bier.“

Der heilige Paulus lehrt uns im Brief an die Römer: „Bringet euren Leib als lebendiges, heiliges, Gott wohlgefälliges Opfer dar.“ Das heißt, wir sollen den Leib für die Zwecke verwenden, für die er von Gott geschaffen ist, also für die Arbeit, fürs Gebet, für das Wohltun an anderen. Das alles in der Gesinnung Christi: Gott zuliebe, Gott zur Ehre, zum Nutzen des Nächsten. Paulus hat dieses Opfer des Leibes vorbildlich gebracht. Im 2. Korintherbrief schreibt er, dass sein äußerer Mensch „aufgerieben wird“, aufgerieben durch das Übermaß an Arbeit, Entbehrungen und Leiden. Petrus fordert dasselbe in seinem 2. Briefe: „Laßt euch als lebendige Bausteine aufbauen zu einem geistige Tempel, zu einem heiligen Priestertum, um durch Jesus Christus geistige, Gott wohlgefällige Opfer darzubringen.“

Wir bringen solche Opfer in der Kirche, wir werden lebendige, brauchbare, nützliche Glieder der Kirche, wenn wir die Kirche zieren mit unserer Persönlichkeit, wenn wir sie schmücken mit unserer Tugend, wenn wir sie erfreuen mit unserer Leistung. Dann sind wir solche lebendige Bausteine am Bau der Kirche. Viele haben es begriffen und bringen diese Opfer, um Christus ähnlich zu werden. Ich bin immer ganz ergriffen, wenn ich an den Werktagen sehe, wie viele gute, fromme Frauen und gelegentlich auch Männer meinen Gottesdienst um halb 8 Uhr, also zu früher Stunde, besuchen. Von weit her kommen sie, aber sie bringen dieses Opfer.

Kein Geringerer als Papst Pius XII., dessen Seligsprechung wir erwarten, hat in seiner berühmten Enzyklika „Mediator Dei“ geschrieben: „Es ist ein schauererregendes Geheimnis, dass das Heil vieler abhängig ist von den Gebeten und Bußwerken der Glieder des geheimnisvollen Leibes Christi.“ Das Heil vieler abhängig von den Gebeten und Bußwerken, also von den Opfern der Glieder des geheimnisvollen Leibes Christi. Wir pflegen bei der Gewissenserforschung allein nach dem zu fragen, was wir gegen Gottes Willen getan haben. Wir vergessen allzu leicht, zu prüfen, was wir versäumt haben, um Gottes Willen zu tun. Wo sind unsere Opfer? Haben wir uns überwunden? Haben wir den Trieb besiegt? Haben wir unsere Feinde geliebt? Haben wir für die gebetet, die uns hassen und verfolgen? Ent-

scheidend für den Wert unserer Opfer ist, dass wir so gesinnt sind wie Christus, also dass wir die Überwindungen, die Enthaltungen, die Entbehrungen in der Gesinnungsgemeinschaft mit Christus Gott darbringen, dass wir gleichsam eine einzige Opfergabe mit Christus werden. Ich zitiere noch einmal Pius XII.: „Wir müssen uns selbst als Opfergabe darbringen, die Hinopferung ist nicht auf das liturgische Opfer beschränkt.“ Wir müssen uns selbst als Opfergabe darbringen, die Hinopferung ist nicht auf das liturgische Opfer beschränkt.

Die Opfer, die wir bringen, meine lieben Freunde, tragen ihren Segen in sich selbst. Opfer haben den Lohn in sich selbst. Vom Opfer geht nämlich eine befreiende Wirkung aus. Das frühe Aufstehen befreit mich von der Versklavung an das Bett. Die Beherrschung und der Verzicht beim Essen befreit mich von der Eßlust. Die Einschränkung oder der Verzicht beim Fernsehen befreit mich von der Fernsehsucht. Durch das Opfer, das wir bringen, werden wir unserem Heiland ähnlich, werden wir ihm verbunden. Das ist immer so: Der Mensch verwächst am innigsten mit demjenigen, dem er am meisten opfert. Wahre Liebe wird vom Opfer genährt, und je mehr sich die Seele die natürliche Befriedigung versagt, desto stärker und selbstloser wird ihre Liebe. Auch die Treue mißt man an den Opfern, die einer bringt, ohne einen äußeren Vorteil davon zu haben. Wert oder Unwert eines Menschen zeigt sich immer darin, wenn ihm Opfer abverlangt werden. Das Opfer ist das Christlichste am Christentum.

Wir leben, meine lieben Freunde, in einer Zeit der Prüfungen. Von außen und von innen fallen die Schläge über uns: Erdbeben, Kriege, Generalstreik, der Zerfall in unserer Kirche, der Zusammenbruch in der Priesterschaft, die Unfähigkeit der bestellten Hirten. Die Lage scheint trostlos, aussichtslos. Nein, meine Freunde, wenn alles zusammenbricht, dann schlägt die Stunde der großen Seelen. Wenn uns noch etwas retten kann, dann sind es die Opfer, die wir in der Vereinigung mit Christus dem Vater im Himmel darbringen. Am 16. Februar 1770 trug sich in Paris ein Aufsehen erregendes Ereignis zu. Um für die Sünden ihres sittenlosen Vaters, des Königs Ludwigs XV., zu sühnen, trat die Tochter Louise in den strengen Karmelitenorden ein. Die Feier der Einkleidung wurde mit königlicher Pracht gefeiert. Als Vertreter des Papstes erschien der Apostolische Nuntius, der ganze Hofstaat war zugegen, darunter auch Marie Antoinette. Zahlreiche Bischöfe hatten sich eingefunden, die Kirche war geschmückt. Endlich erschien die Prinzessin Louise in prunkvoller Kleidung mit einem Diadem, einem Schmuck auf ihrem Haupte. Die Feier begann. Auf einmal entstand tiefe Stille. Die Königstochter legte allen Schmuck ab, empfing den ärmlichen Mantel und den Schleier der Karmelitin- nen und warf sich im rauhen Ordenskleid auf ihr Angesicht nieder. Aus der bisherigen Prinzessin Louise wurde die schlichte Nonne Theresia vom heiligen Augustin. Es war der hochherzige Verzicht eines edlen Herzens, das fortan 17 Jahre lang in einer armen Klosterzelle schlug, um den Vater zu retten. Und sie hat ihn gerettet. Als ihr Herz im Tode still stand, da hatte der Vater sich bekehrt. Sie hatte sich für ihn geopfert.

All das Kleine und Große in unserem Leben können und sollen wir darbringen in Gemeinschaft mit Jesus, in der Opfergesinnung des Herrn. Wir beten in jeder heiligen Messe, und das soll kein flüchtiges, das soll ein zu Herzen gehendes Gebet sein: „Wir bringen das Opfer Christi und das Opfer unseres täglichen Lebens dar, zum Lob und Ruhme seines Namens, zum Segen für uns und seine ganze heilige Kirche.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Selbsterlösungsversuche durch falschen Fortschrittsglauben

21.03.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Menschen haben eine Sehnsucht nach Erlösung. Sie möchten befreit werden von den Übeln und Trübsalen dieser Welt, von Krankheit und Tod, von Leiden und Schmerzen, von Arbeitslosigkeit und Aids, von der Plackerei und dem Streit. Es ist unbestreitbar: Es gibt eine Erlösungssehnsucht unter den Menschen. Sie verlangen nach Befreiung, nach Erleichterung, nach Entlastung.

Das Christentum ist die Religion der Erlösung. Es bringt eine Befreiung, eine Entlastung, allerdings anderer Art, als die meisten Menschen sie ersehnen. Das Christentum bringt die Erlösung in der Tiefe der Seele, in der Mitte des Herzens, nämlich die Erlösung von der Last der Schuld, von der Schuld, die Schiller beschreibt als der Übel größtes: „Der Übel größtes ist die Schuld.“ Wir werden erlöst durch unseren Heiland Jesus Christus, durch sein Blut, wie wir eben gehört haben im Brief an die Hebräer. Durch sein Blut haben wir die Erlösung. Er hat sich als Lösegeld hingegeben für uns. Durch seinen Tod sind wir mit Gott versöhnt. Das Blut Christi macht uns von allen Sünden rein.

Doch an dieser Erlösung sind viele nicht interessiert. Sie wollen die Erlösung von den irdischen Übeln, und die Schuld sehen sie als solches nicht an. Sie wollen die Erlösung aus eigener Kraft, sie wollen die Selbsterlösung. Das Schlüsselwort der Selbsterlösung heißt Fortschritt. Es gibt einen regelrechten Fortschrittsglauben, der den Glauben an Gott, der den religiösen Glauben ersetzt. Der Fortschritt soll die Menschen befreien von aller Schwäche, allem Elend und aller Not. Was ist Fortschritt? Nun, Fortschritt ist die mit der Weiterentwicklung eintretende Veränderung eines Zustandes, die vorwiegend durch menschliche Aktivität bewirkt wird und deren zeitlich spätere Erscheinungsformen einen höheren Grad der Vollkommenheit aufweisen. Als Fortschritt bezeichnet man seit dem 18. Jahrhundert vor allem die fortschreitenden wissenschaftlichen, technischen, kulturellen, sozialen, wirtschaftlichen und politischen Errungenschaften, also den gerichteten zivilisatorischen Wandel. Den bezeichnet man als Fortschritt.

Der Fortschritt stützt sich in besonderer Weise auf die Naturwissenschaften. Die Natur wird nicht mehr als Schöpfung Gottes gesehen, die wir bewahren müssen, sondern als eine dem Menschen unterworfenen Wirklichkeit, die der Mensch benutzt und verändert, um die menschlichen Lebensbedingungen zu verbessern. Der Fortschrittsglaube wurde recht eigentlich erzeugt von dem Vorgang, den wir in der Geistesgeschichte Aufklärung nennen. Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts hat den Fortschrittsglauben erzeugt. Er besteht in den folgenden Elementen: Der menschliche Verstand, die menschliche Vernunft überwindet immer stärker die Kräfte der Barbarei, den Aberglauben und die Gewalt. Die Vernunft wird schließlich zu einer vernunftgemäßen Ordnung der Verhältnisse führen. Die Geschichte der Menschheit, so sagt der Fortschrittsglaube, sei ein eindeutiger Fortschritt mit einem erreichbaren irdischen Ziel. Der Mensch werde immer mehr aufgeklärt, die Vernunft werde befreit, der sittliche Charakter des Menschen werde verbessert. Auch der Staat strebt eine immer höhere Daseinsform an; eine vollkommene Staatsverfassung wird in Aussicht gestellt.

Im industriellen Zeitalter, also im 19. und im beginnenden 20. Jahrhundert nahm der Fortschrittsglaube eine andere Färbung an. Nicht mehr die sittliche Höherentwicklung des Menschen, sondern fast ausschließlich der Fortschritt in Wissenschaft und Technik und die damit einhergehende Beherrschung der Natur werden zum zentralen Thema des Fortschrittsglaubens. Vom wissenschaftlich-technischen Fortschritt verspricht man sich eine zunehmende Humanisierung, also Vermenschlichung, Versittlichung der Gesellschaft. Die von Darwin erfundene Evolutionstheorie schien diese Ansicht zu stützen. Er behauptet ja, es gäbe eine Auslese im Kampf ums Dasein, und das Geeignetste

und am besten Angepaßte hat die größte Aussicht zu überleben, und das gelte auch im Bereich des Menschen.

Der Fortschrittsglaube teilt sich in zwei Stränge. Der eine ist der soziale Strang. Wir kennen ihn alle unter dem Namen des Sozialismus und des Kommunismus. Hier soll die Selbsterlösung des Menschen bewirkt werden durch die Abschaffung des Privateigentums an Produktionsmitteln. Die Produktionsmittel, also Maschinen, Fabriken, sollen in das Eigentum der Gesellschaft übergeführt werden, die Rohstoffe sollen allen gehören, der Allgemeinheit, dem Volke, wie man sagt. Alle sollen gleich sein, keiner soll über den anderen herrschen. Die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen soll beendet werden. Alle Mängel, so sagt der Sozialismus und der Kommunismus, werden dann beseitigt sein, alle Menschen werden über das Lebensnotwendige verfügen, und so hat der Sozialismus das Prinzip ausgestellt: Jeder nach seiner Leistung, und der Kommunismus: Jedem nach seinen Bedürfnissen.

Es ist richtig, alle Menschen zur Teilhabe an den Gütern der Erde zu führen. Das ist richtig. Es ist notwendig, für soziale Gerechtigkeit zu sorgen. Aber es ist ein Irrtum zu meinen, der Besitz von Nahrung, Kleidung, Wohnung und Arbeit verändere die Seele des Menschen, er bringe automatisch den besseren Menschen hervor. Wenn alle satt sind, sind sie noch lange nicht sittlich gut. Leidenschaften und Trieb sind unausrottbar. Die Neigung zum Bösen läßt sich durch Geld und Besitz nicht beseitigen. Der Mensch, der wenig hat, hat seine spezifische Gefährdung: Er will mehr haben. Aber auch der Mensch, der alles hat, ist gefährdet: Er will noch mehr haben. Der Hungrige hat gewiß seine Anfechtungen: Neid, Mißgunst. Aber auch der Satte ist von Betörung nicht frei: Genußsucht, Luxus, Übermut. Die Armut hat ihre Gefahren, aber der Reichtum hat sie ebenso. Es ist nicht wahr, dass die Aufteilung der Erdengüter und die Vergesellschaftung der Produktionsmittel eine Gesellschaft der Gleichen hervorbringt. Auch im Staat des Sozialismus oder des Kommunismus gibt es Klassen, die Klassen der Herrschenden und der Beherrschten. Ein ehemaliger Kommunist in Jugoslawien, Djilas, hat ein aufschlußreiches Buch geschrieben: „Die neue Klasse.“ Darin geißelt er die Unterschiede, die im Sozialismus genauso wie früher unter dem Kapitalismus zwischen Herrschenden und Beherrschten gemacht werden. Ich habe das Buch gelesen. Es ist der Lektüre wert.

Der Kommunismus führt sogar zur Versklavung der Menschen und zur Zersetzung der Familien. Da könnte mir jemand sagen: Ja, warum sprechen Sie vom Kommunismus? Ist der Kommunismus nicht erledigt? Der Schein trügt. Die Vorstellungen, meine lieben Freunde, und die Illusionen, die der Kommunismus weckt, sind nach wie vor in vielen Köpfen lebendig. Viele träumen von einem Leben der Rundumversorgung bei Freistellung von jeder Verantwortung. Das ist Sozialismus, das ist Kommunismus.

Ein anderer Versuch der Selbsterlösung geht von der Naturwissenschaft aus. Durch Erkenntnis der blinden Mächte in der Natur und durch immer fortschreitende Beherrschung der technischen Mittel soll das Kraftgefühl und der Mut des Menschen gestärkt werden. Niemand leugnet, dass die Naturwissenschaften uns einen hervorragenden Fortschritt beschert haben. Wissenschaft und Technik waren dafür verantwortlich, dass die menschlichen Lebensbedingungen sich verbessert haben. Frühere utopische Träume wurden wahr. Wir erheben uns in die Lüfte, wir haben Raumfahrzeuge, wir besitzen Computer, Infektionskrankheiten wurden überwunden, die Säuglingssterblichkeit wurde eingedämmt, harte körperliche Arbeit im Beruf und im Haushalt wurde verringert, soziale Sicherheit und Wohlfahrt wurde vermehrt, einer breiteren Bevölkerungsschicht wurde die Teilnahme an den kulturellen Gütern ermöglicht. Der wirtschaftliche Fortschritt ist offensichtlich. Aber er ist begleitet mit ebenso erschreckenden negativen Phänomenen. Kriege, totalitäre Herrschaft, Gewalt, Vandalismus, Massentötung, Vertreibung, das sind die Begleitumstände der Zeit, in der Naturwissenschaft und Technik zur Herrschaft gekommen sind. All das konnte durch den wissenschaftlich-technischen Fortschritt nicht verhindert werden, wohl aber verschlimmert werden. Jawohl, wir sind fortgeschritten von der Stein-schleuder zur Megabombe, vom Töten mit der Axt zum Hinrichten mit Gas. Die Doppelseitigkeit des Fortschritts ist erkannt. Die Erdölkrise der 70er Jahre hat die Grenzen des Wachstums und der Energiereserven allen sichtbar gemacht. Die Wirtschafts- und Finanzkrise in unserer Zeit hat viele aufgeschreckt. Sie ist noch lange nicht überstanden. Ökokrise, atomare Bedrohung, das Problem der Endlagerung radioaktiven Materials, die Risiken der Gentechnologie haben den Fortschrittsoptimismus

gedämpft. Die tieferen, ernsteren Gemüter erkennen, dass all diese Fortschritte, alle diese Errungenschaften nicht die Erlösung von den Übeln bringen. Wenn der Mensch alles besitzt und alles erreicht hat, was er sich nur wünschen kann, ist seine Seele immer noch leer.

Die Fortschrittsgläubigen machen einen Rechenfehler. Sie rechnen nicht mit der Wirklichkeit Gottes und der Sünde. Der Mensch besitzt wegen seiner Herkunft von Gott eine Verwiesenheit auf Gott, eine Verwiesenheit, meine Freunde, die unausrottbar ist. Der Mensch vermag diese Gottgehörigkeit zu leugnen, aber er kann sie nicht abschütteln. Er vermag sich mit den Dingen der Welt zu betäuben – und viele tun es ja –, aber er kann Gott nicht abschaffen. Der unwiderlegbare Beweis für die Ausrichtung des Menschen auf Gott ist die Tatsache, dass diejenigen, die angeblich mit Gott fertig sind, fortwährend von Gott reden, anderen den Glauben an Gott aus dem Herzen reißen wollen. Sie können von Gott nicht schweigen, weil ihr Gewissen nicht von Gott schweigt. In der Menschenseele liegt das Heimweh nach Gott. Keine Macht der Erde kann diese Sehnsucht austilgen. Das ist auch unsere unvergängliche Hoffnung. Mich fragte einmal ein junger Mann, ob man nicht eines Tages damit rechnen müsse, dass die Religion verschwindet. „O nein“, sagte ich, „lieber Freund, o nein. Die Verwiesenheit des Menschen auf Gott ist der Grund unserer Existenz und auch der Grund unserer Hoffnung.“ Es wird immer im Menschen, später oder früher, eine Sehnsucht nach Gott aufbrechen. Denn dazu ist der Mensch auf Erden, dass er seinen Schöpfer erkenne und ihn ehre in Furcht und Hochachtung und Befolgung seiner Gebote. Wenn wir ihn ehren, nutzen wir uns, nicht ihm, denn Gott ist der Garant unseres Wertes und unserer Würde. Weil wir von Gott geschaffen sind, weil wir ihm trotz aller Unähnlichkeit ähnlich sind, deswegen haben wir eine unaufgebbare Würde. Der Mensch hat durch seine Gottgehörigkeit eine unverlierbare Erhabenheit. Sie kann durch keine menschliche Institution, auch durch keinen Verfassungssatz geschaffen werden. Der Mensch kann von seiner Entfremdung, von der Vermassung, von der Fremdbestimmung nur befreit werden, wenn er Gott findet. Wer dagegen Gott vergißt, wer Gott beiseite setzt, wer Gott aus dem Spiel läßt, macht einen fatalen Rechenfehler, der sich bitter rächt. Die Leugner der Majestätsrechte Gottes sind immer die Zerstörer der Menschenrechte. Wo die Religion hintangesetzt wird, da geraten die Grundfesten des öffentlichen Wohls ins Wanken. Wer die Achtung vor der Religion abwirft, der zerstört die Grundlagen der bürgerlichen Wohlfahrt. Die Wirklichkeit unserer Umgebung zeigt uns, wie wahr diese Überlegungen, die ja von der Kirche immer vorgetragen wurden, sind.

Der zweite Fehler der Fortschrittsgläubigen besteht in der Leugnung der Sünde. Es war ein schlimmer Irrtum zu meinen, dass der Mensch durch die Entwicklung der Naturwissenschaften und durch die Verbesserung der Lebensmöglichkeiten auf eine höhere Stufe der Sittlichkeit gelangen werde. Die Entdeckungen und Erfindungen, für die wie dankbar sind, erschließen uns neue Wirklichkeiten, aber sie verbessern nicht das Zusammenleben der Menschen. Durch Telefon und Computer werden die Menschen nicht wohlwollender und wohlthuender. Die Technik erleichtert das Leben, aber sie macht die Menschen nicht besser. Autos und Flugzeuge machen die Menschen nicht mildtätiger und hilfsbereiter. Wer vermag zu behaupten, die Menschen seien gütiger, friedlicher, selbstloser geworden, seitdem sie vom Ochsenkarren in Limousinen umgestiegen sind? Das Gegenteil ist der Fall. Indem das Leben immer leichter und bequemer wird, wächst der sittliche Verfall, wächst die Dekadenz. Statt der Dankbarkeit steigt der Übermut. An die Stelle der Zufriedenheit tritt die immer erneute drohende Forderung: entweder mehr Geld oder Streik. Der Grund liegt darin, dass der Fortschrittsgläubige die Sünde und das Sündenbewußtsein, das Sündenelend leugnet. Der Fortschrittsgläubige erklärt das sündhafte Verhalten für normal. Das beobachten wir im Strafrecht. Das Strafrecht hat ja auch eine sittliche Aufgabe, und diese sittliche Aufgabe ist in den letzten Jahrzehnten immer mehr in den Hintergrund getreten. Vor langer Zeit war der Ehebruch vom Staate mit Strafe belegt. Der Staat hat seit langem die Bestrafung des Ehebruchs aufgegeben. Vor nicht langer Zeit wurde die gleichgeschlechtliche Unzucht vom Staate streng bestraft. Der Staat hat sich von der Bestrafung der gleichgeschlechtlichen Unzucht zurückgezogen. Bis 1973 wurde die Kuppelei, also die Förderung zwischenmenschlicher sexueller Handlungen, mit Strafe bedroht. Seit diesem Datum hat der Staat die Förderung solcher Handlungen durch Erwachsene straffrei gestellt. Die Entsittlichung des Strafrechts bringt die Vergehen aber nicht zum Verschwinden, sie tarnen sie jetzt als erlaubt.

Die Mißachtung der Gebote Gottes, meine lieben Freunde, beseitigt nicht die Unordnung, die von ihnen ausgeht. Die Leugnung der Sünde schafft die Sünde nicht aus der Welt. Sie bleibt das Unheil, das dem Menschen schadet und ihn schuldig macht. Die Welt kann nicht heil werden, wenn sie nicht geheiligt wird. Der Mensch kann nicht besser werden, wenn er nicht gnadenhaft erhoben wird. Die Modelle der Selbsterlösung übersehen die furchtbare Tatsache der Schuld, der Erbschuld und der persönlichen Schuld. Die Schuld ist das größte Übel, das den Menschen treffen kann, und wer von der Schuld befreien kann, der ist der Erlöser. Die Erlösung von der Schuld ist durch keine Änderung der Produktionsverhältnisse oder der Staatsverfassung zu erreichen. Sie ist auch nicht durch den Fortschritt der Wissenschaft und der Technik zu gewinnen. Von der Schuld kann nur der befreien, der von der Schuld betroffen ist, nämlich Gott, unser Heiland. Wir gläubigen Christen sind in der glücklichen Lage zu wissen, woher das Unheil und woher das Heil kommt. Das Heil kommt von Gott in Christus Jesus. Christus ist nach Gottes Anordnung für uns zur Rechtfertigung, Heiligung und Erlösung geworden. Der Gerechte ist für die Ungerechten gestorben, um uns zu Gott zu führen. Es gefiel Gott, in Christus alles mit sich zu versöhnen, alles auf Erden und alles im Himmel, indem er durch sein Blut am Kreuze Frieden stiftete.

Wir beginnen heute die Passionszeit. In diesen Tagen steigt das dornengekrönte Haupt unseres Heilandes und Erlösers vor uns auf. Wir begleiten ihn auf seinem Leidensweg und sprechen: „Wir beten dich an, Herr Jesus Christus, und benedeien dich, denn durch dein heiliges Kreuz hast du die ganze Welt erlöst.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Der Herr ist „wahrhaft“ auferstanden

04.04.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, in heiliger Osterfreude Versammelt!

Am dritten Tage nach seiner Hinrichtung ist Christus glorreich dem Grabe entstiegen. Seitdem bekennt die Christenheit: „Getröst, getröst, wir sind erlöst, die Hölle ward zuschanden, denn wahrhaft ist Gott Jesus Christ vom Tode auferstanden.“ Die Kirche fügt, wenn sie sagt: „Christus ist erstanden“, immer noch ein Wort hinzu: „Er ist wahrhaft erstanden.“ Dieses Wort dient der Abwehr. Es soll der falschen Meinung begegnet werden, die Auferstehung sei ein subjektives Erlebnis. Sie gelte nicht objektiv. Das Wort „wahrhaft“ verbürgt uns, dass Jesus leibhaftig, nicht nur in der Meinung der Jünger und nicht nur in das Kerygma, wie der Häretiker von Marburg sagt, auferstanden ist. Christus ist nicht bloß im Glauben seiner Anhänger auferstanden, sondern objektiv, wirklich und wahrhaftig.

Die Auferstehung Jesu ist die Grundlage und der Angelpunkt unseres Glaubens. Sie zu bezeugen werden die Jünger nicht müde. Nach dem Zusammenbruch des Karfreitags war der Ostertag für sie nicht nur die Wiederaufrichtung des früheren Glaubensstandes, sondern der Beginn eines neuen Verständnisses Jesu. In der Tatsache, dass Jesus lebt, sehen sie die Bestätigung seines messianischen Anspruchs. Jesus den Nazaräer, einen Mann, der bei Gott beglaubigt wurde durch Wundertaten, Machterweise und Zeichen, die Gott durch ihn wirkte. „Wie ihr selbst wißt: Ihr habt ihn ans Kreuz genagelt und getötet. Ihn hat Gott auferweckt, dessen sind wir Zeugen.“ So predigt Petrus der erstaunten Menge zu Pfingsten. In das Bild des Auferstandenen fügten sich den Aposteln alle die wunderbaren Machterweise Jesu, deren Augenzeugen sie waren. Es geht ihnen jetzt erst das Verständnis für seine Worte auf, insbesondere verstanden sie jetzt seinen Tod: Christus mußte leiden, um dann glorreich aufzuerstehen. Paulus erklärt den Kreuzestod und die Auferstehung Jesu als die Mitte seiner Heilsbotschaft. Als für den Verräter Judas ein Ersatz gefunden werden muss, da sagen die Apostel: „Es muss einer sein, der Zeuge der Auferstehung ist.“ Ja, es ist sogar der Beruf der Apostel, Zeugen der Auferstehung zu sein. Man kann das Christentum als die Religion der Auferstehung Jesu bezeichnen.

Die Auferstehung Jesu ist freilich für die Ungläubigen ein Anstoß. Über sie lachen die freisinnigen Sadduzäer in Israel und die geistesstolzen Griechen. Als Petrus seine Predigt hielt, da wehrte sich die Kaste der Sadduzäer und die ihr verhaftete Masse dagegen. Und als Paulus in Athen von der Auferstehung der Toten sprach, da spotteten die Zuhörer, und andere wollten ihn nicht mehr hören. Dem natürlich denkenden Menschen, der bloß mit den Möglichkeiten seiner eigenen Erfahrung und mit seinem Nachdenken rechnet, ist es verständlich, dass ein Mensch in der Erinnerung anderer nachlebt, vielleicht auch in seinem Worte und in seinem Werke. Aber dass jemand in wahrhaftiger Leiblichkeit weiterlebt, das bleibt ihm unverständlich und unzugänglich. Wenn und weil die Offenbarung bezeugt, dass Gott seinen Sohn Jesus Christus von den Toten erweckt hat, muss man aufhören, der Botschaft von der Auferstehung das Nein der menschlichen Erfahrung und des menschlichen Nachsinnens entgegenzusetzen. Man muss sein Denken von der Tat Gottes umwandeln lassen. Auch die Jünger bedurften einer solchen Umwandlung. Sie hatten zwar die Leidensvorhersagen Jesu gehört und auch, dass er immer beigefügt hatte, am dritten Tage werde er auferstehen, aber sie haben es nicht begriffen. Es war ihnen unzugänglich; er lag außerhalb ihrer Vorstellungen, Gedanken und Erwartungen. Und deswegen waren sie auch so zerschmettert, als am Karfreitag dieses Leben erlosch, als alle Hoffnungen am Kreuze dahinsanken. Und auch als der Auferstandene ihnen erschien, waren sie noch voll Zweifel und Bedenken.

Für uns ist diese Haltung der Jünger von größter Bedeutung. Sie macht uns gewiß, dass die Gestalt des Auferstandenen nicht wie ein Wunschtraum aus ihnen hervorbrechen konnte, aus den Tiefen ihres Unterbewußtseins, dass der Glaube an die Auferstehung also gewissermaßen die Schöpfung eine

unbewußt gegen die Verzweiflung ankämpfenden Macht ihres eigenen Selbst wäre, also eine Selbsttäuschung, und zur Täuschung anderer führte. Nein, die Jünger haben dem Herrn, als er die Auferstehung ankündigte, nicht recht zugehört, und sie haben seinem Erscheinen zunächst nicht getraut.

Die liberale evangelische Theologie erklärt seit David Friedrich Strauß, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts lebte, die Auferstehung als die Deutung von Erlebnissen der Jünger. Sie gibt zu, dass die Jünger subjektive – subjektive! – Visionen hatten. Aber die Geschichtlichkeit der Auferstehung leugnet sie. In der Behauptung, Christus sei am dritten Tage von den Toten auferstanden, sieht sie eine theologische Deutung der subjektiven Visionen, welche die Jünger hatten. Das ist die sogenannte Visionshypothese.

Diese Hypothese scheitert an mehreren Tatsachen. Erstens, sie läßt die anfängliche Verzweiflung der Jünger unbeachtet. Wir sehen es an den Emmausjüngern. Sie waren traurig über das Geschehen in Jerusalem. Sie waren hoffnungslos. Jesus von Nazareth, so sagten sie dem Fremdling, der mit ihnen ging, war mächtig in Wort und Tat vor Gott und allem Volke. Ihn haben unsere Oberpriester und die Ratsherren dem Tod überliefert und gekreuzigt. Wir hofften, er werde Israel erlösen. Aber jetzt ist schon der dritte Tag, seitdem dies geschehen ist. Ihre Hoffnung war zusammengebrochen. So ist es allen Jüngern ergangen. In ihnen war kein Ansatz für die Einbildung, Jesus könne auferstanden sein.

Der zweite Einwand gegen die Visionshypothese ist darin gelegen, dass sie für das Entstehen des Glaubens, des irrigen Glaubens an die Auferstehung Jesu einen längeren Zeitraum annehmen muss. Denn es braucht eine gewisse Spanne Zeit, um von der Verzweiflung zur Hoffnung zu kommen. Aber diese Spanne Zeit steht nicht zur Verfügung, denn die Überlieferung sagt: Auferstanden am dritten Tage. Innerhalb weniger Stunden hat sich ein radikaler Umbruch vollzogen, ist die Verzweiflung der sieghaften Überzeugung gewichen, der Verstorbenen, der Hingerichteten, der Gemarterten ist dem Grabe entstiegen. „Das Grab ist leer, der Held erwacht. Der Heiland ist erstanden. Da sieht man seiner Gottheit Macht: Sie macht den Tod zuschanden.“ Innerhalb von wenigen Stunden kann sich keine Legende bilden.

Der dritte Einwand gegen die Hypothese von der Vision ist der methodische Fehler. Denn diese Hypothese geht nicht von den Berichten des Neuen Testaments aus, sondern von einer weltanschaulichen Voraussetzung, nämlich von der weltanschaulichen Voraussetzung, dass Wunder nicht möglich sind. Dann wird auch die Auferstehung nicht möglich sein. Bevor sie überhaupt die Berichte prüft, behauptet diese Hypothese aus naturalistischer und rationalistischer Voreingenommenheit: In der Geschichte können keine Wunder vorkommen. Alle Berichte, die hiervon erzählen, sind Legenden. Das ist die Meinung der liberalen protestantischen Theologie. Sie will erklären, wie es zum Glauben der Jünger an die Auferstehung gekommen ist, wenn Jesus tatsächlich nicht auferstanden ist. Welche Verkehrung, meine lieben Freunde! Welche Verkehrung! Welche Vergewaltigung der Texte des Neuen Testaments!

Die zweite Hypothese ist ebenfalls von einem evangelischen Theologen aufgebracht worden. Es ist die Betrugshypothese. Die Betrugshypothese führt die Auferstehungspredigt der Jünger auf bewußten Betrug zurück. Nach dieser Hypothese hätten die Jünger den Leichnam Jesu gestohlen und dann das leere Grab als Beweis für die Auferstehung vorgeführt. Diese Erklärung übernimmt die Propaganda, welche die jüdischen Gegner Jesu gegen die Auferstehungsverkündigung machten. Diese Hypothese scheitert am Charakter der Jünger. Die Apostel waren weder Diebe noch Lügner. Der einzige Dieb hatte sich von ihnen getrennt, Judas Iskariot. Sie waren redliche und ehrliche Männer. Ein Lügengewebe aufbauen, um sich und andere zu betrügen, setzt eine Verworfenheit voraus, wie sie nur Gewohnheitsverbrechern ansteht, nicht aber Männern, die in der Schule Jesu zur Lauterkeit und zur Wahrhaftigkeit erzogen worden waren. Lügen sind Hirngespinnste. Lügen schaffen keine Tatsachen, sondern begründen nur Täuschungen, Illusionen, Wahnvorstellungen. Auf einem Trugbild vermag niemand sein Leben aufzubauen. Für ein Phantasiegebilde läßt sich niemand auspeitschen, um eines Betrugens willen nimmt niemand härteste Strapazen auf sich, ein Leben der Verfolgung und einen schmachvollen Tod. Man muss ja die Erfahrung vergewaltigen, wenn man Derartiges behaupten will.

Ebenso steht zu der Schilderung der Evangelien in Widerspruch, nicht die Jünger, sondern irgendjemand anderer, z.B. Joseph von Arimatäa oder Mitglieder des Hohen Rates, hätte den Leichnam Jesu entfernt, und die Jünger hätten dann irrigerweise das leere Grab als Zeichen der Auferstehung be-

trachtet. Sie wären dann Opfer eines Irrtums geworden. Die Auferstehungspredigt würde auf einer Selbsttäuschung beruhen.

Dagegen sprechen mehrere Überlegungen. Joseph von Arimatäa und der Hohe Rat hätten zu der Predigt der Apostel von der Auferstehung gewiß nicht geschwiegen. Sie hätten darauf hinweisen können, dass sie es ja gewesen seien, die den Leichnam entfernt haben. Die Obrigkeit hätte auch einen Leichenraub nicht ungesühnt gelassen. Sie wäre dem Frevel nachgegangen, hätte Untersuchungen angestellt, wohin die Leiche verbracht wurde. Auch die Jünger hätten den Leichenraub nicht hingenommen. Der tote Jesus war ihnen kostbar, wie die Frauen bezeugen, die zum Grabe gehen. Die Grabstätte war ihnen heilig. Sie hätten es sich nicht gefallen lassen, dass die Leiche entfernt wurde. Wenn der Hohe Rat die Leiche Jesu entfernt hätte, dann wäre er in der Lage gewesen, die Botschaft, die Verkündigung der Jünger augenblicklich zu ersticken. Er hätte nämlich nur die Leiche durch Jerusalem führen lassen müssen, um zu zeigen, dass sie vorhanden war und dass die Auferstehung eine Schimäre sei.

Nein, wenn die Apostel von der Auferstehung Jesu Zeugnis ablegen, dann gescheit es, weil sie gegen alle Erwartungen, gegen alle Hoffnungen von der über sie kommenden Wirklichkeit des auferstandenen Jesus überwältigt wurden, verwandelt wurden, beherrscht wurden. Das Gebot dessen, was sie gesehen und gehört haben, liegt auf ihnen. Über ihrem Zeugnis für den Auferstandenen waltet ein Müssen, von dem keine Todesdrohung sie entbindet. Sie sagen es dem Hohen Rat: „Wir können nicht schweigen von dem, was wir gesehen und gehört haben.“

Die Auferstehung des gekreuzigten Herrn ist die Grundwirklichkeit, an der sich der Glaube der Gemeinde entzündet. Und diese Wirklichkeit wird begründet durch die Erscheinungen des Auferstandenen, nicht durch das leere Grab. Das leere Grab gehört dazu, aber es ist nicht die Ursache des Osterglaubens. Der Osterglaube quillt aus dem Sich-Zeigen des Auferstandenen. Deswegen liefert Paulus den Korinthern einen Beweis für die Auferstehung, indem er die Zeugenliste aufführt, die Zeugenliste. „Er erschien dem Kephas, dann den Zwölfen, hierauf über fünfhundert Brüdern auf einmal, von denen die meisten noch am Leben sind.“ Man kann hingehen und sie fragen. „Dann erschien er dem Jakobus und darauf sämtlichen Aposteln. Zuallerletzt auch mir, der ich nicht wert bin, Apostel zu heißen, denn ich habe die Kirche Gottes verfolgt.“

Nun gab es in Korinth Leute, die sagten: Es gibt keine Auferstehung der Toten. Dagegen wendet sich nun der Apostel energisch: „Wenn gepredigt wird, dass Christus von den Toten auferstanden ist, wie können dann einige von euch behaupten, es gebe keine Auferstehung von den Toten? Gibt es keine Auferstehung von den Toten, dann ist auch Christus nicht auferstanden. Ist aber Christus nicht auferstanden, dann ist unsere Predigt hinfällig und hinfällig auch euer Glaube, dann sind wir noch in unseren Sünden.“ Man spürt, wie er erregt ist. „Da sind wir falsche Zeugen, die gegen Gott bezeugen, dass er Christus auferweckt hat. Nun aber ist – und das ist sein Endpunkt – nun aber ist Christus auferstanden, der Erstling der Entschlafenen. Durch einen Menschen ist der Tod gekommen, durch einen Menschen kommt die Auferstehung von den Toten.“

Wie Paulus uns verkündet, so tun es alle Apostel. Petrus: „Ihr habt Jesus, den Nazareth, aus Nazareth stammend, ans Kreuz genagelt und getötet. Gott aber hat ihn auferweckt und von den Wehen des Todes befreit. Gott hat Jesus, den ihr gekreuzigt habt, zum Herrn und Messias gemacht.“ Noch heute können die Juden in ihren Schriften die Lüge lesen, der Gekreuzigte sei aus dem Grabe entfernt worden, in dem Toledoth Jeschu, einer jüdischen Schrift aus dem 9. Jahrhundert, wird die Behauptung verbreitet, der Leichnam Jesu sei von einem Gärtner gestohlen worden. Die Juden brauchen sich nicht zu wundern, dass die mittelalterlichen Christen derartige Ungeheuerlichkeiten sich nicht gefallen ließen.

Die Erscheinungen des Auferstandenen sind objektive Wahrnehmungen, sind objektive Wirklichkeiten, und sie machen die Jünger gewiß: Jesus ist wahrhaft vom Tode erstanden. Die Jünger haben ihn gesehen, sie haben ihn gehört, sie haben ihn betastet, sie haben mit ihm gespeist.

Da könnte freilich jemand den Einwand machen: Der Auferstandene ist nur seinen Jüngern erschienen, nicht den Feinden, nicht dem ganzen Volke. Er ist nur den von Gott vorherbestimmten Zeugen erschienen. Warum nicht auch anderen? Ich gebe darauf folgende Antwort. Der Auferstandene hätte dem Pilatus begegnen können. Er hätte im Versammlungsort des Hohen Rates erscheinen

können. Er hätte Golgotha einen Besuch abstatten können. Er tat es nicht. Warum nicht? Weil er sich nichts davon versprach. Diejenigen, die dem irdischen Jesus nicht geglaubt hatten trotz seiner Werke und Wunder, würden dem verklärten Jesus ebensowenig glauben. Sie würden sein Erscheinen als das eines Gspenstes ausgeben. Sie würden von einem Trick sprechen, von einem Schwindel, von einer Luftspiegelung, von einer Sinnetäuschung. Denn sie wollten nicht glauben. In dem Gleichnis vom reichen Prasser und vom armen Lazarus hat Jesus gezeigt, dass es vergeblich ist, von der Erscheinung eines Verstorbenen die Bekehrung der Menschen zu erwarten. Der Prasser in der Hölle bittet nämlich den Abraham, er möge einen von den Verstorbenen zu seinen Brüdern senden, um sie zu warnen, damit sie nicht auch an diesen Ort der Qual kommen. Abraham lehnt es ab. „Sie haben Moses und die Propheten. Die sollen sie hören.“ Der Prasser entgegnet: „Nein, Vater Abraham, das tun sie eben nicht. Aber wenn einer von den Toten zu ihnen kommt, dann werden sie sich bekehren.“ Abraham weist ihn ab: „Wenn sie auf Moses und die Propheten nicht hören, werden sie sich auch nichts sagen lassen, wenn einer von den Toten aufersteht.“ Angewandt auf die Erscheinungen Jesu: Wenn sie auf den wunderwirkenden Jesus nicht gehört haben, dann werden sie auch auf den vom Tode erweckten Jesus nicht hören.

Ähnliches gilt für das Volk. Die Zeit, in der das ganze Volk Gelegenheit hatte, Jesus zu hören und zu sehen, war die Periode seiner irdischen Wirksamkeit. Er wanderte in Galiläa und Judäa umher; er lehrte in den Synagogen und im Tempel. Jedermann hatte Zugang zu ihm. Er heilte ihre Kranken, er trieb die Dämonen aus. Das war die Gnadenzeit für das jüdische Volk. Die Masse des Volkes hat sie nicht genutzt. Jetzt ist sie vorüber. Es gibt Augenblicke, es gibt Zeiten, meine lieben Freunde, die unwiederholbar sind. Wer jetzt, nach der Beendigung der irdischen Wirksamkeit Jesu, glauben will, der hat die Möglichkeit dazu. Er braucht sich nur an die Jünger Jesu zu wenden. Sie haben den Auferstandenen gesehen. Sie sind Zeugen seiner Auferstehung.

In der Schrift heißt es meistens, Jesus sei von den Toten auferweckt worden, manchmal auch: Er ist auferstanden. Das ist kein Widerspruch. Christus wurde vom Vater auferweckt, sofern er Mensch war. Er ist auferstanden aus eigener Kraft, weil er Gott war. Das ganze Leben Jesu wurde ja vom Vater bestimmt, und wenn man den immerhin gottgläubigen Juden beweisen wollte, dass Jesus lebendig geworden ist, da mußte man auf den Vater rekurrieren, der ihn eben auferweckt hat. Der Vater hat sein Ja zu diesem Leben gesprochen. Er hat es durch die Auferweckung bestätigt. Er hat den Anspruch, der Sohn Gottes zu sein, anerkannt.

Ach, meine Freunde, wir brauchen uns nicht irremachen zu lassen. Wir dürfen an Ostern froh sein und uns ein frohes Osterfest wünschen. Wir haben eine Freude, eine unversiegbare und unbesiegbare Freude: Das Grab ist leer, der Held erwacht. Der Heiland ist erstanden. Da sieht man seiner Gottheit Macht: Sie macht den Tod zuschanden.

Amen. Alleluja!

Prof. Dr. Georg May

Die Authentizität der Auferstehungsberichte

05.04.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Nehmen wir an, Sie alle würden nach diesem Gottesdienst aufgefordert, niederzuschreiben, wen Sie in dieser Kirche, in diesem Gotteshaus gesehen haben. Jeder würde andere Namen nennen, diejenigen, die ihm vertraut sind, die er kennt, an denen er Interesse hat. Keiner aber würde bestreiten, dass auch die, die er nicht nennt, anwesend gewesen sind. Niemand hat das Bedürfnis oder auch die Fähigkeit, alle Anwesenden zu nennen.

Ähnlich ist es mit den neutestamentlichen Zeugnissen von der Auferstehung Christi. Da bestehen in manchen Einzelheiten Unterschiede oder, wie manche wollen, Unstimmigkeiten. Diese Unterschiede oder Unstimmigkeiten werden von den ungläubigen Theologen genutzt, um einen Gegensatz zwischen den Aussagen zu konstatieren und auf diese Weise das Geschehnis von Ostern auszuhebeln. Die Unterschiede sind vorhanden. Wir sind die letzten, die sie leugnen. Aber sie erklären sich aus mehreren Gründen.

1. Die Evangelisten – und Paulus gehört dazu, weil er ja auch das Evangelium von der Auferstehung verkündet – die Evangelisten und Paulus sind Männer von ausgeprägter Individualität. Ihre Vorbildung, ihre Eigenart, ihre Interessen, ihre Sprachkenntnisse zeigen sich darin, was sie berichten und wie sie berichten. Die Individualität geht in ihre Berichte, was die Auswahl und die Darstellung betrifft, ein.

2. Den einzelnen Autoren standen unterschiedliche Quellen zur Verfügung. Sie haben zweifellos Augenzeugen befragt, soweit sie nicht selbst Zeugen des Auferstandenen waren. Zeugen berichten immer nach ihrer Fassungskraft und nach ihrem Interesse. Kein Zeuge kann alles lückenlos wiedergeben.

3. Die Evangelisten schrieben nicht alle an ein und demselben Ort. Matthäus schreibt in Palästina, Markus schreibt in Rom. Das Lokalkolorit, in dem sie sich befanden, hat ihr Schreibweise beeinflusst. Matthäus schreibt hebräisch, Markus schreibt vermutlich griechisch von Anfang an, ohne Übersetzung.

4. Die biblischen Autoren schreiben alle für Christen, aber ihre Adressaten, diejenigen, für die ihr Evangelium bestimmt ist, waren verschieden. Matthäus schreibt für Judenchristen, also für Juden, die Christen geworden waren. Lukas schreibt für Heidenchristen, also für Christen, die vorher Heiden waren.

5. Die Evangelisten schreiben nicht alle zur gleichen Zeit. Die Evangelien sind zu verschiedenen Zeiten entstanden. Man darf annehmen, dass die Evangelisten, die später schreiben, die Aufzeichnungen der früheren kannten. Lag es da nicht nahe, dass sie manches von dem früher Erwähnten übergehen, um anderes einzufügen, was sie selbst gesammelt haben?

Es gibt Unterschiede, und die Unterschiede beziehen sich auf verschiedene Punkte. Zunächst einmal auf die Personen, denen der Auferstandene erschienen ist. Alle vier Evangelisten erzählen das Erlebnis, welches die Frauen am Ostermorgen am Grabe Jesu hatten. Markus und Lukas nennen drei Frauen, Matthäus nennt zwei, Johannes nur eine. Ein Widerspruch? Ein Gegensatz? Kein Evangelist mußte alle Frauen nennen. Es genügte, dass Frauen am Grabe waren und dass sie eine Botschaft von Engeln empfangen. Johannes, der nur eine Frau nennt, nämlich Magdalena, kommt es eben nur auf Magdalena an, diese – ich möchte sagen einflußreichste, diese bedeutendste Frau der Urgemeinde. Deswegen berichtet er von ihr allein, dass sie zum Grabe ging. Dass sie aber nicht allein war, das sieht man aus dem Bericht, den sie dann dem Petrus gibt. „Wir“, wir sagt sie, nicht ich, „wir wissen nicht, wohin sie den Herrn gelegt haben.“ Also auch Johannes weiß, dass mehrere Frauen zum Grabe ge-

gangen sind. Lukas nennt zwar nur drei Frauen mit Namen, Magdalena, Johanna, Maria des Jakobus. Aber er weiß, dass es noch mehr waren. „Und die anderen Frauen“, sagt er, „und die anderen mit ihnen“. Es wird eine große Schar gewesen sein. Paulus erwähnt überhaupt keine Frauen. Er hat dafür andere Gewährsleute. Markus und Johannes berichten die Erscheinung des Auferstandenen vor Maria Magdalena. Matthäus erwähnt, dass noch andere Frauen dabei waren, und Ähnliches scheint bei Lukas durch. Magdalene hatte eine besondere Stellung in der Urgemeinde. Sie erklärt sich aus ihrer besonderen Nähe zu Jesus. Sie ist die Frau, der die erste Erscheinung des Auferstandenen zuteil wurde. Das hob sie über alle anderen hinaus.

Markus und Matthäus sprechen von einem Engel, den die Frauen am Grabe sahen. Lukas spricht von zwei Engeln. Ein Widerspruch? Es ist klar, worauf es den Evangelisten ankommt: auf die Botschaft, dass Jesus auferstanden ist. Es ist anzunehmen, dass nur ein Engel gesprochen hat, nicht im Sprechchor zwei. Da war es auch nur notwendig, einen Engel zu erwähnen, eben den, der die Botschaft vermittelt hat. Und wenn Lukas schreibt: „Sie sprachen zu den Frauen...“, dann ist man nicht gezwungen anzunehmen, dass sie im Sprechchor geredet haben. Wenn einer spricht und der andere durch sein ganzes Verhalten zeigt, dass er damit einverstanden ist, kann man auch ohne weiteres sagen: Sie haben gesprochen. Der Widerspruch löst sich in nichts auf.

Lukas berichtet, dass Petrus auf den Bericht der Frauen zum Grabe eilte. Johannes ergänzt, dass er nicht allein war. Er selbst, der Lieblingsjünger, ging mit ihm, denn sie waren begierig zu sehen, was mit dem Grabe geschehen war. Der Jüngere war schneller und kam zuerst an. So berichtet ein Teilnehmer, nämlich Johannes selbst. Das Zusammensein, das Zusammenwirken von Petrus und Johannes wird in den Evangelien oft bezeugt, also warum nicht beim Gang zum Grabe?

Johannes berichtet als einziger die dreifache Frage des Auferstandenen an Petrus, ob er ihn liebe, und dann auch die dreifache Weisung, seine Herde zu weiden. Oftmals hielt er es für angebracht, die übrigen Evangelisten, die davon nichts schreiben, zu ergänzen. Wenn es, wie die allgemeine Annahme lautet, wenn es so ist, dass er als der letzte, als der jüngste das Evangelium schrieb, dann war es sehr angebracht, dass er das, was ihm zu fehlen schien, nachtrug.

Am Ostersonntag erschien Jesus den Elfen. Um sie von der Wirklichkeit und von der Identität des Auferstandenen mit dem Gekreuzigten zu überzeugen, verweist er auf seinen Körper, wo die Wundmale zu sehen sind. Lukas schreibt: „Jesus zeigte ihnen seine Hände und seine Füße.“ Johannes schreibt: „Er zeigte ihnen die Hände und die Seite.“ Ist das ein Widerspruch? Johannes und Lukas sind beide überzeugt, dass der Herr sich als ganzer zu erkennen gab. Aber Lukas erwähnt die Hände und die Füße, weil die Jünger beide, Hände und Füße, aus ihrer langen Wanderschaft mit Jesus kannten. Johannes spricht von der Seite. Warum? Weil er am Kreuze stand und gesehen hat, dass die Seite mit einer Lanze geöffnet wurde. Deswegen spricht er von der Seite.

Auch für die Orte der Erscheinungen gibt es Unterschiede. Lukas berichtet nur von Erscheinungen in Jerusalem. Er berichtet nicht von Erscheinungen in Galiläa. Die anderen Evangelisten berichten sowohl von Erscheinungen in Jerusalem und in Galiläa. Warum spricht Lukas nur von Erscheinungen in Jerusalem? Ich meine, es sind zwei Gründe.

1. Jerusalem war der Ort, an dem Jesus dem Tode überliefert wurde. Es war angemessen, dass er eben hier an diesem Ort auch als der Lebendige sich erwiesen hat. Das Grab ist leer, der Held erwacht, der Heiland ist erstanden.

2. Jerusalem war der Hauptort des Christentums. Von hier aus nahm die Botschaft von Jesus, dem Christus, ihren Ausgang. Die Grundtatsache dieser Botschaft aber war die Auferstehung Jesu. Und deswegen spricht nach meiner Überzeugung Lukas von den Erscheinungen, nur von den Erscheinungen in Jerusalem.

Wir haben heute die ausführliche Berichterstattung des Lukas über die Begegnung gehört, die Jesus mit den Emmausjüngern hatte. Sie erkannten ihn zunächst nicht. Beim Brotbrechen ging es ihnen auf, wer der Fremdling war, der sich ihnen zugesellt hatte. So hat er es immer gemacht. Warum sprechen die anderen Evangelisten nicht von dieser Erscheinung? Es gibt doch einen, der davon spricht, nämlich Markus. „Danach“, so schreibt er, „erschien er zwei von ihnen in einer anderen Gestalt.“ Das sind die Emmausjünger.

Die Apostelgeschichte berichtet, dass Jesus seinen Jüngern vierzig Tage hindurch erschienen ist und sich als lebendig zeigte. In vierzig Tagen belehrte er sie und gab ihnen Weisungen. Er wird also noch viel öfter erschienen sein, als uns in den Evangelien und bei Paulus berichtet wird. Jeder von ihnen, und auch der Apostel Paulus, hat nur einen Teil der Erscheinungen wiedergegeben, eben die, die ihm wichtig waren. Damit wollte er mitnichten die übrigen Erscheinungen leugnen.

Es gibt Unterschiede, aber diese Unterschiede sind keine Gegensätze. Die Unterschiede lassen sich erklären, wenn man nicht von vornherein mit einer Hermeneutik des Mißtrauens an die Evangelien herangeht. Es ist klar, dass die Berichterstatter, die ersten Zeugen, von dem umstürzenden Ereignis geradezu betroffen waren. Da konnten ihre Berichte nicht wie sachliche Protokolle ausfallen. Sie spiegeln die Erregung ihrer Urheber wider, und doch sind sie in allen wesentlichen Punkten gleich.

1. Der Glaube der Jünger an die Auferstehung als eine Tatsache ist bei allen ohne Frage zu finden. Die durch die Ereignisse des Karfreitags irregewordenen Jünger sind mit einem Male aufgerichtet, getröstet, überzeugt, dass der begrabene Meister auferstanden und ihnen erschienen ist. Dass er wahrhaft auferstanden ist, dass der Auferstandene identisch ist mit dem Gekreuzigten.

2. Alle bezeugen die Tatsache des leeren Grabes. Das Grab ist leer, aber nicht weil man den Leichnam gestohlen hat, sondern weil der entseelte Leib wieder lebendig geworden ist, in verwandelter Gestalt sich ihnen gezeigt hat.

3. Alle sind überzeugt, dass die Auferstehung nicht nach einem langen Zeitraum geschehen ist, sondern am dritten Tage, also wenige Stunden nach der Hinrichtung. Der Herr ist lebendig geworden, aber nicht am Karfreitag, auch nicht am Karsamstag, sondern am Ostersonntag. Die zeitliche Fixierung wehrt jedem Mißverständnis, das Jesu Auferstehung als Mythos ausgeben möchte. Der Mythos bildet die Natur nach, da ist fortwährend ein Vergehen und ein Auferstehen, die Jahreszeiten wechseln sich, und die Pflanzen verwelken und richten sich im Frühling wieder auf. Die Geschichte liegt nach Tag und Stunde fest.

4. Alle lehren, dass die Erscheinungen auf eine bestimmte Zeit beschränkt waren. Paulus hebt das hervor, wenn er sagt: „Zuletzt – zuletzt – erschien er mir.“ Danach sind solche Erscheinungen nicht mehr vorgekommen. Der Herr kann sich auf andere Weise kundgeben. Es gibt Offenbarungen, es gibt Gesichte, gewiß. Aber sie können nicht konkurrieren mit den während der vierzig Tage geschehenen Erscheinungen.

5. Alle bezeugen, dass der Auferstandene eine neue, aber dennoch leibhaftige Existenzweise hat. Der dem Grabe entstiegende Heiland ist anders geworden, aber er ist kein anderer. Der Auferstandene ist identisch mit dem Wanderprediger von Galiläa. Seine Seinsweise ist verändert ähnlich jener, die sie schon einmal erlebt hatten auf dem Berge Tabor, als er vor ihnen verklärt wurde. Dennoch ist er kein Geist und schon gar nicht ein Gespenst. Er spricht mit ihnen, er läßt sich betasten, er nimmt Speise zu sich.

6. Alle Evangelisten sind überzeugt: Der Ursprung des Auferstehungsglaubens ist nicht das leere Grab, sondern das sind die Erscheinungen Christi. Die Jünger Jesu haben nicht gefolgert: Das Grab ist leer, also muss er auferstanden sein. Nein! Gerade umgekehrt. Er ist uns erschienen, also muss das Grab leer sein. Nicht das leere Grab, das sei noch einmal hervorgehoben, sondern die Erscheinungen sind entscheidend für die Gewißheit, dass Jesus wirklich lebt. Daraus folgt, dass die Ansicht der Ungläubigen, nämlich das leere Grab sei eine nachträgliche Schöpfung der durch ekstatische Ereignisse gläubig gewordenen Jünger, dass diese verkehrte Anschauung unhaltbar ist.

7. Alle Zeugen sind überzeugt: Die Auferstehung ist ein von Gott gewirktes Wunder. Nicht Menschenkraft, nicht Menschenweisheit hat den toten Herrn lebendig gemacht, sondern der allein, der die Macht hat zu töten und lebendig zu machen. Was an Jesus geschehen ist, ist Menschen unmöglich. Aber bei Gott ist kein Ding unmöglich.

8. Der Auferstehungsvorgang selbst wird nicht beschrieben. Gerade dieser allen Auferstehungszeugnissen gemeinsame Zug hat für die Beurteilung der Berichte eine besondere Bedeutung. Er muss als ein Hauptbeweis dafür gelten, dass Geschichte und nicht Legende erzählt wird. Es ist für die Berichterstattung, für ihre Sauberkeit geradezu entscheidend, dass der eigentliche Vorgang der Auferstehung gänzlich verschwiegen wird. Redselig sind die unechten Evangelienberichte, die die Kirche verworfen hat, die sie nicht anerkannt hat, die sie als apokryph bezeichnet. Dort ist die Rede von dem

Vorgang, der kosmische Ausmaße annimmt. Ich habe sie gelesen, diese Berichte. Aber sie werden von der Kirche abgelehnt.

Angesichts der Verschiedenheiten der Auferstehungsberichte gilt also: Die neutestamentlichen Schriftsteller haben nicht die Absicht gehabt, eine wohlgeordnete Darstellung der Ereignisse und der Einzelheiten zu bringen, sondern es kommt ihnen allein auf die Tatsache der Auferstehung an. Diese Ursprünglichkeit und Glaubwürdigkeit spricht aus der Knappheit, ja aus der Dürftigkeit der Berichte. Hätten die Evangelisten fabulieren wollen, dichten wollen, dann würde ihnen das außerordentliche Phänomen der Auferstehung Jesu dankbaren Stoff geliefert haben. Man braucht nur an die apokryphen Schriften wie an das Hebräerevangelium oder das Petrus-evangelium zu denken, da wird fabuliert, da wird gedichtet, da werden die Einzelheiten bis ins Grotteske ausgemalt. Und deswegen sind sie nicht echt. Auch was der Auferstandene spricht, ist knapp, machtvoll, diskret, ist von dem Ernst und der Weihe des Augenblicks getragen. Man darf im Hinblick auf die Ausführlichkeit, mit der die Evangelisten sonst das Leben Jesu schildern, feststellen: Den Evangelisten und auch dem heiligen Paulus ist es nicht um eindringende Auferstehungsberichte zu tun. Sie wollen die Auferstehung Jesu nur insoweit bezeugen, als sie der glorreiche Abschluß eines wahrhaft göttlichen Lebens, das Amen Gottes zu diesem Leben ist.

Amen. Alleluja.

Prof. Dr. Georg May

Das Geheimnis der leibhaften Auferstehung des Herrn

11.04.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am vergangenen Sonntag und am darauffolgenden Montag haben wir die Beweise für die wirkliche Auferstehung unseres Herrn und Heilandes bedacht. Wir haben erkannt, dass die Kirche zu Recht sagt: „Christus ist wahrhaft auferstanden.“ Wahrhaft, das heißt wirklich. Nicht in der Phantasie, auch nicht in der Theologie, sondern in der geschichtlichen Wirklichkeit ist Christus auferstanden. Der Herr ist „leibhaft“ auferstanden, nicht nur in einer symbolischen, in einer geistigen Weise, nein, er ist leibhaft, leibhaftig, auferstanden. Es bleibt uns heute zu untersuchen: Wie können wir das verstehen, dass Christus wirklich auferstanden ist, leibhaftig, und dass er doch, wie wir eben gehört haben, durch verschlossene Türen geht und plötzlich vor den Jüngern steht?

Der Auferstehungsleib ist, wie alles, was Gott tut, ein Geheimnis Gottes. Durchschaut werden kann diese Wirklichkeit des Auferstehungsleibes nur von einem, nämlich von Gott selbst. Aber wir ergreifen dieses Glaubensgeheimnis im Glauben, und wir besitzen eine analoge Anschauung, ein analoges Verständnis von dem, was Gott in seiner wollen Wirklichkeit schaut. Die Voraussetzung der Auferstehung ist der Tod. Die Qual der Kreuzigung, der Lanzenstich, das Grab, die Steinplatte vor dem Grab, die Wache vor dem Grab, sie alle stehen als Ankläger gegen die auf, welche die Realität des Todes Christi bezweifeln. Das tun die Mohammedaner. Sie sagen, am Kreuze habe Simon von Cyrene gehangen und nicht Christus. Und immer wieder tauchen in den Magazinen Legenden auf, dass Christus nach seinem Kreuzestode in Indien gewesen sei und dort gelebt habe, was selbstverständlich Unsinn ist. Nein, Jesus ist für uns gestorben auf dem Hügel Golgotha vor Jerusalem. Sein Tod war ein unwiderrufliches Ende. Er war nicht bloß ein Tor, durch das man hindurchschreitet, um dahinter dasselbe Leben, das bisherige Leben fortzuführen. Das ist das Mißverständnis der Sadduzäer. Die Sadduzäer glaubten nicht an die Auferstehung, und deswegen wollten sie Jesus widerlegen. Sie wollten die Auferstehung lächerlich machen. So erfanden sie eine Geschichte. Eine Frau hatte nacheinander sieben Männer. „Ja“, fragten sie dann den Heiland, „wer von den sieben wird die Frau nach der Auferstehung haben?“ Denn sie haben sie ja alle besessen. Jesus antwortete: „Ihr seid im Irrtum und versteht weder die Schrift noch die Macht Gottes. Denn in der Auferstehung werden sie sein wie die Engel Gottes. Sie werden weder heiraten noch verheiratet werden.“ Damit gibt er zum Ausdruck: Die Auferstehungswirklichkeit ist jenseits der Formen und der Weisen des irdischen Lebens. Es geht da nicht weiter, wie es bisher gewesen ist, sondern es ist ein Leben anderer Art. Wenn Christus als der gleiche wiedergekommen wäre und weitergelebt hätte wie vorher, dann trüge die Botschaft von der Auferstehung die Züge des Mythos. Der Mythos erzählt von einem fortwährenden Sterben und Auferstehen, wie es in der Natur sich vollzieht. Der Mythos ist ja nur eine Abbildung des Naturgeschehens. Im Christentum befinden wir uns nicht im Mythos, sondern auf dem Boden der Geschichte.

Es ist also von grundlegender Bedeutung, dass wir verstehen: Der Tod Jesu war nicht ein bloßer Durchgang, sondern schuf etwas Neues. Das Leben des Auferstandenen ist nicht die Fortsetzung des irdischen Lebens; es ist ein anderes Leben. Im Tode, in der Auferstehung wurde es verwandelt. Das zeigt sich darin, dass der Auferstandene nicht mehr den Gesetzen von Raum und Zeit unterliegt. Er ist zwar, weil er einen Leib hat, an Raum und Zeit gebunden, aber er untersteht nicht mehr den Gesetzen von Raum und Zeit. Das heißt: Früher ging er mit den Jüngern in Galiläa umher, redete, aß und trank mit ihnen. Jetzt ist er plötzlich bei ihnen, während sie in einem geschlossenen Raum sind, während sie eine Straße entlanggehen. Und so plötzlich, wie er gekommen ist, verschwindet er. Die Schranken des Raumes und der Zeit existieren für ihn nicht mehr.

Die Evangelien bezeugen zwei Wirklichkeiten, erstens die Realität der Leiblichkeit Jesu, zweitens die Verschiedenheit von der irdischen Körperlichkeit. Beides gilt es festzuhalten. Die Erhabenheit Christi über Raum und Zeit, über Fleisch und Blut wird manchmal so betont, dass es scheint, der Auferstandene ist ein reiner Geist. Er sagt zu Maria Magdalena: „Halte mich nicht fest. Ich bin noch nicht zum Vater aufgefahren.“ Das heißt: Ich bin nicht mehr auf der Erde als meiner Heimat, sondern im Himmel. Die Jünger tagen bei verschlossenen Türen aus Furcht vor den Juden. Aber die verschlossenen Türen hindern den Auferstandenen nicht, bei ihnen gegenwärtig zu werden. Zu den Emmausjüngern gesellt sich plötzlich der Auferstandene und geht mit ihnen, und als sie ihn erkennen am Brotbrechen, da verschwindet er. Das Allermerkwürdigste ist, dass der Auferstandene von den Seinen gar nicht erkannt wird. Die Emmausjünger ziehen auf der Straße dahin, aber, so bemerkt Lukas, „ihre Augen waren gehalten, so dass sie ihn nicht erkannten“. Maria Magdalene sieht Jesus dastehen, aber sie wußte nicht, dass es Jesus war. Die Jünger fischen im See Tiberias. Jesus steht am Ufer, aber, so schreibt der Apostel Johannes, „sie wußten nicht, dass es Jesus war“. Der Auferstandene erschien ihnen also in einer veränderten Gestalt. Er ist anders geworden auch in der Erscheinung, die er gegenüber seinen Getreuen annimmt. Dennoch ist er erkennbar, sogar untrüglich erkennbar, nämlich als der Jesus von Nazareth. Er erscheint in einer deutlichen Körperlichkeit. Er zeigt seine Hände und seine Füße. „Betastet mich“, sagt er, „und schaut mich an.“ Die Frauen umfassen seine Füße. „Habt ihr etwas zu essen?“ fragt er. Sie reichen ihm einen Fisch und einen Honigkuchen. Das sind keine Legenden, meine lieben Freunde, es ist im Orient üblich, dass man zum Fisch Honigkuchen isst, um etwa vom Fisch ausgehende gefährliche Stoffe zu paralisieren.

Die liberale Theologie, oder sagen wir besser: der Unglaube im Gewand der Theologie, schließt aus dieser Gegensätzlichkeit auf die Unglaubwürdigkeit der Auferstehungsberichte. In Wirklichkeit schließen sich diese gegensätzlichen Darstellungen nicht aus, sie ergänzen sich. Erst in ihrem Zusammenhang wird der Auferstandene wirklich vor uns sichtbar. Dass diese beiden Wirklichkeiten, nämlich die Geisthaftigkeit und die Leiblichkeit, sich nicht ausschließen, das sieht man schon daran, dass sie in ein und demselben Evangelium vorkommen. Die Evangelisten haben darin keinen Widerspruch gesehen, sondern sie haben das als zwei Seiten ein und derselben Wirklichkeit angesehen. Der Auferstandene wird also abgesetzt vom leiblosen Dasein, er wird aber auch abgesetzt zur massiven Körperlichkeit. Er hat ein leibhaftiges Leben, aber dieses leibhaftige Leben ist andersartig als alles, was auf Erden uns bekannt ist.

Auch hier gilt, meine Freunde: Wenn wir die Wirklichkeit des auferstandenen Heilands begreifen könnten, dann wäre sie nicht Gottes Werk. Was Gott tut, muss den Menschen unfaßlich bleiben. Das hängt mit seiner Transzendenz, mit seiner absoluten Transzendenz zusammen. Gott ist anders als alles, was wir auf Erden kennen. Und deswegen wirkt er auch anders als alles, was uns auf Erden begegnet. Wenn die Werke Gottes vom menschlichen Verstand begriffen werden könnten, dann wären sie nicht wunderbar.

Indes muss man sich bemühen, den Auferstehungsleib des Herrn zu verstehen. Paulus hat dieses Bemühen in seinem 1. Korintherbrief sehr weit getrieben. Der sagt: Seht einmal in die Natur. Da wird etwas gesät, aber der Same ist nicht gleich der Pflanze. Aus dem Samen wird die Pflanze, und das ist ein großer Unterschied. Oder es gibt verschiedene Arten von Fleisch, das Fleisch der vierfüßigen Tiere ist anders als das Fleisch der Fische, und das Fleisch der Vögel ist anders als das Fleisch des Menschen. Dann macht er noch einen weiteren Vergleich: Es gibt himmlische Körper, und es gibt irdische Körper. Aber anders ist die Herrlichkeit der irdischen und anders die Herrlichkeit der himmlischen Körper. So verhält es sich auch, sagt er dann abschließend, mit der Auferstehung des Herrn. „Gesät wird in Verweslichkeit, auferweckt in Unverweslichkeit. Gesät wird in Unansehnlichkeit, auferweckt in Herrlichkeit. Gesät wird in Schwachheit, auferweckt in Kraft. Gesät wird ein irdischer Leib, auferweckt ein geistlicher Leib.“ Man spürt, wie Paulus mit den Begriffen und mit den Vorstellungen ringt, um der Gemeinde in Korinth wenigstens eine Ahnung von der Wirklichkeit des Auferstehungsleibes des Herrn zu vermitteln. Er hat ja den Herrn vor Damaskus als Lichterscheinung erfahren. Er sah den Auferstandenen als ein Lichtwesen. Seine Leiblichkeit war verklärt. Auf dem Antlitz Christi leuchtete ihm die Herrlichkeit Gottes entgegen, und aus dem Glanze, der ihm umfing, hörte er die Stimme: „Ich bin Jesus, den du verfolgst.“

Paulus ist auch überzeugt, dass die Herrlichkeit des Herrn einmal allen Menschen offenbar werden wird. Beim Jüngsten Gericht, bei der Auferstehung der Toten, wenn alle sich vor dem Richter versammeln werden, da wird die Majestät seines Antlitzes die Frevler verderben. „Der Herr“, so heißt es im 2. Thessalonicherbrief, „wird den Gottlosen töten mit dem Hauch seines Mundes und ihn vernichten durch den Glanz seiner Wiederkunft. Die Gottlosen werden mit ewigem Verderben büßen, getrennt vom Herrn und von seiner überwältigenden Herrlichkeit, wenn er kommen wird, um verherrlicht zu werden.“

Der Herr hat auch versucht, zu seinen Lebzeiten in seinem irdischen Leben die Jünger auf seine verklärte Leiblichkeit vorzubereiten. Bei der Verklärung auf dem Berge Tabor hat er ihnen eine Ahnung gegeben von dem, was einmal an ihm geschehen sollte: „Da leuchtete sein Antlitz wie die Sonne, seine Kleider glänzten wie das Licht“, so schreibt der Apostel Matthäus. Sie glänzten wie das Licht. Der Leib Christi war lichthaft geworden. Er wurde von innen durchleuchtet durch die Herrlichkeit Gottes.

Während des irdischen Lebens war die menschliche Natur Jesu ebensowohl Offenbarung wie Verhüllung seiner Gottesherrlichkeit, ja, man muss sagen, mehr Verhüllung als Enthüllung. Die Herrlichkeit war verborgen. Nach der Auferstehung ist Gottes Herrlichkeit am verklärten Leibe Christi offenbar. Die menschliche Natur kann die Herrlichkeit Gottes, ohne gleichsam weggeschmolzen zu werden, nur dann aufnehmen, wenn die durch Gottes Macht verwandelt wird. Das eben ist in der Auferstehung des Herrn geschehen. Der Heilige Geist hat die menschliche Natur, die er ja geschaffen hat, verwandelt, so dass sie die Darstellung der Herrlichkeit Gottes werden konnte. In ihr ist jetzt Gottes Herrlichkeit zugänglich, erschaubar, für das dafür ausgerüstete Auge sichtbar.

Dennoch kann man nicht sagen, die menschliche Natur Jesu sei etwas völlig Neues. Nein, sie ist identisch. Sie ist das verwandelte Alte. Jener Leib, der am Kreuze verblutete, der in Tücher gehüllt wurde, der ins Grab gesenkt wurde, der von den Wächtern bewacht wurde, dieser Leib ist es, der durch den Heiligen Geist verwandelt wurde. Zum Zeichen dessen, dass es ein wirklicher Leib ist, läßt sie der Herr die Dichtigkeit seines Leibes spüren. Er läßt die Finger in seine Sunden legen, er läßt die Hand in seine Seite legen, er spricht und isst mit ihnen. Der Auferstandene ist derselbe wie der Gekreuzigte, aber er ist anders geworden.

Das alles, meine lieben Freunde, ist unerhört, ist noch nie dagewesen. Eben das ist es: Es ist noch nie dagewesen. Was Gott an Jesus von Nazareth gewirkt hat, ist absolut einmalig, es ist eine Großtat Gottes von einzigartiger Erhabenheit. Das haben die Zeitgenossen Jesu schon gespürt, als er auf Erden wandelte. Er hat in Kapharnaum den Gichtbrüchigen geheilt. Der Kranke nahm sein Bett, stand auf und ging vor aller Augen nach Hause. Da gerieten die Menschen, die das sahen, außer sich und sagten: „So etwas haben wir noch nie gesehen!“ Genau das ist es. Das konnten sie auch nicht gesehen haben, denn nur einmal ist Gott auf dieser Erde erschienen. Nur einmal hat er gepredigt und geheilt, ist gestorben und auferweckt worden. Eben das ist das Christentum, einzigartig und einmalig, konkurrenzlos unter allen Religionen. Alle anderen Religionen sind von Menschen gemacht. In ihnen drückt sich die Ahnung vom Numinosen, vom Göttlichen, aus und auch die Sehnsucht nach dem Numinosen, nach dem Göttlichen. Aber sie alle stammen von unten, allein das Christentum stammt von oben. Das Christentum ist die Schöpfung Gottes, und Gott hat auch den Auferstandenen geschaffen. Er ist den Jüngern begegnet. Sie haben ihn erlebt. Er hat sich ihnen unauslöschlich eingepägt, so unauslöschlich, dass einer von ihnen schreiben konnte: „Wir haben seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des Einziggeborenen vom Vater, voll der Gnade und Wahrheit.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Sehnsucht nach der Einheit aller in Christus

18.04.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am Pfingstsonntag 1965 weilte ich in London. Ich besuchte den Pontificalgottesdienst des Erzbischofs von Westminster, des Kardinals Heenan. An seine Predigt kann ich mich noch gut erinnern, und einen Satz habe ich mir wörtlich gemerkt: „Let us dream the dream of unity und peace! Laßt uns träumen den Traum der Einheit und des Friedens!“

Das Evangelium des heutigen Sonntags paßt zu dieser Predigt, denn darin wird das Ziel, das Jesus sich und uns gesetzt hat, die Richtung, in die er arbeitet, deutlich aufgezeigt: Es soll eine Herde und ein Hirte werden. Frieden und Einheit, weil ein Hirt und eine Herde werden sollen. Mit Ergriffenheit und Staunen vernehmen wir, dass auch Jesus diesen Traum geträumt hat, den Traum von Einheit und Frieden; mit Ergriffenheit deswegen, weil es doch die innerste Sehnsucht auch unseres Herzens ist, dass alle eins sein möchten, und mit Staunen, denn die besten und die schrecklichsten Menschen auf dieser Erde haben diesen Traum geträumt, die besten, weil sie eben die Sehnsucht hatten, den Wunsch des Heilandes in Erfüllung gehen zu sehen, die schrecklichsten, weil sie Menschen wie einen Block um sich versammeln wollten, um sie zu benutzen und in der Hand eines einzigen, des Herrn der Welt, zu gebrauchen. Es wird ein Hirt und eine Herde sein. Die Einheit, die Jesus wünscht, wird kommen.

Von welcher Art aber ist die Einheit, die Jesus uns verschaffen will? Es soll eine Einheit um ihn und in ihm werden. Er ist der Mittelpunkt dieser Einheit. Man kann die Menschen nicht wie eine Kette zusammenfügen, der eine oder andere, die sich halten sollen, nein, das ist für den einzelnen Menschen zu schwer, einen anderen zu halten und zu tragen. Und wir lassen ja auch die Menschen immer wieder fallen, die wir einmal ergriffen haben oder die nach uns gegriffen haben. Man kann die Menschen nur um einen gemeinsamen Mittelpunkt versammeln, in dem alle zusammen einen Halt finden, der stark genug ist, sie zu halten. Jesus ist stark genug. Er läßt keinen fallen, und er trägt alle. Er hat die Kraft dazu, denn er kennt den Vater, und der Vater kennt ihn. Und diejenigen, die zu ihm kommen, müssen ihn erkennen. Die Einheit muss also durch das Kennenlernen Jesu geschaffen werden.

Wer kennt Jesus, wie er wirklich ist? Wer auf ihn hört, auf sein Selbstzeugnis, auf seine Selbstoffenbarung. Wer dieses Selbstzeugnis annimmt und es ernst nimmt und wer die Erklärung dieses Selbstzeugnisses annimmt und ernst nimmt, welche der Geist Christi durch das Lehramt der Kirche uns zuspricht. Keine Einheit des Scheines, keine Einheit der Täuschung, keine Einheit mit schwammigen Formulierungen, unter denen sich jeder etwas Verschiedenes vorstellen kann. Keine Einheit mit Formelkompromissen, die in dem Augenblick zerbrechen, wo man beginnt, sie auszulegen. Es kommt alles darauf an, dass wir die wirkliche Einheit in Christus als dem Sohne Gottes finden, als dem ersehnten Messias, als dem Wunderheiland, als dem leibhaftig Auferstandenen, als dem wahren und wesensgleichen Sohn Gottes. Zur Einheit im Glauben genügt nicht irgendeine Christlichkeit. Die Einheit im Glauben erfordert das eindeutige und klare Bekenntnis zu Jesus von Nazareth als dem menschengewordenen Logos. Eine andere Einheit kommt nicht in Frage. Keine Einheit in einer Ideologie, keine Einheit in einer falschen Religion. Nein, eine Einheit nur in Jesus Christus. Denn der Gottmensch ist der einzige Angelpunkt, der eine Menschheit, eine Welt zusammenhalten kann.

Da sollen also die Menschen ihn kennenlernen als den, der in der Mitte steht. Es soll eine Einheit entstehen nicht um eine Idee, nicht um eine Fahne, nicht um ein Zeichen, sondern um eine persönliche Wirklichkeit, um den leibhaftigen Sohn Gottes. Diese Einheit ist nicht künstlich gemacht, sondern durch freie Willensentscheidung entstanden, nicht durch Gewalt und Zwang, nicht durch Waffen und Angst, nicht durch Aussicht auf Gewinn oder Nutzen, auch nicht durch Selbstsucht oder Feigheit oder Gewohnheit, nein, aus dem freien und schaffenden Willen. Eine Einheit, die beiderseitig ist. „Ich

kenne die Meinen, und die Meinen kennen mich.“ Die Menschen halten sich an ihn, den sie erkannt haben, und er nimmt sie an, er hebt sie zu sich empor und betrachtet sie als gleichwertig, gleichwürdig.

Der Mietling ist von anderer Art als der gute Hirt. Mietlinge sind diejenigen, sagt Jesus, denen an den Schafen nichts liegt. Wie kann er das sagen? Es liegt ihnen doch etwas an den Schafen, insofern sie Mittel zu einem Zweck sind, insofern man an ihnen reich oder mächtig oder satt werden kann. Aber das ist es ja eben. Das ist es ja eben! So kann man Schafe besitzen und behandeln als Nutztiere, als Gebrauchstiere, als Versuchstiere, sie benutzen, sie ausnutzen, sie gebrauchen, sie mißbrauchen, sie verwenden, sie verwerten. Dem Mietling dienen die Schafe zur eigenen Befriedigung, zu eigenen Erhöhung. Der gute Hirt ist von anderer Art. Ihm sind die Schafe keine Nutztiere, sondern gleichwertige und ebenbürtige Genossen seines Herzens. Er dient den Schafen, und er dient ihnen selbstlos. Er will nichts für sich, er will alles für seine Schafe. Immer, meine lieben Freunde, wenn ein Mensch andere als Mittel zu einem Zweck benutzt, immer, wenn er ein Amt zu einem persönlichen Ziel, das er erreichen will, benutzt, immer dann haben wir einen Mietling vor uns, ob das nun ein Priesteramt oder ein Bischofsamt ist. Der gute Hirt lebt selbstlos und dient selbstlos, er verwaltet sein Amt als Dienst an den ihm Anvertrauten.

Die Einheit wird geschaffen, wenn sich alle um den einen Hirten sammeln. Wird das möglich sein? Ist das eine Utopie? Christus hat ja schon begonnen, Menschen zu sammeln. Eine zahllose Menschenmenge hat sich ihm angeschlossen. Er hat eine Kirche gegründet, und sie ist die größte Menschenversammlung geworden, die es auf Erden gibt und die schon 2000 Jahre dauert. Sie ist vielleicht die allumfassendste Herde, die es bisher je gegeben hat. Die Kirche, die katholische Kirche ist die Sammlung von Menschen, deren Hirt Jesus Christus ist. Aber diese Sammlung ist nur keimhaft da. Sie ist noch nicht vollendet, sie ist noch nicht vollkommen. Sie ist erst am Anfang. Sie ist noch auf dem Wege.

Wir wissen doch, meine lieben Freunde, wie es in unserer Kirche aussieht. Wir haben einen Einheitspunkt, nein, wir haben einen Einheitsmenschen, den Heiligen Vater in Rom. Er ist das Prinzip und der Garant der Einheit, Prinzip und Garant! Aber viele mißachten diese Einheitsperson. Mit Schmerz sehen wir Uneinigkeit und Zwiespalt, erleben den Aufstand gegen den Vater, erfahren von Anschlägen auf den Stellvertreter Christi. Der sogenannte Philosoph Dawkins hat den Vorschlag gemacht, den Papst zu verhaften, wenn er nach England kommt. Mit Schmerz vernehmen wir die Empörung und die Schmähungen gegen die heilige Kirche, beobachten das satanische Bemühen, den Gläubigen den Glauben, den Kirchengliedern die Treue zum Heiligen Vater zu entreißen. Man gibt vor, die Einheit der Christenheit herzustellen und zerstört die eigene Kirche. In diesen Tagen hat der Apostat von Tübingen wieder seine Stimme erhoben, der Apostat, der Demagoge. Er tut nicht mehr und nicht weniger als die Bischöfe, die Priester und die Laien zur Rebellion gegen den Heiligen Vater aufzurufen. Er fordert den Weltepiskopat auf, gegen den Willen des Papstes zu handeln. Das ist der Aufruf zum Aufstand, zum Zerschlagen der Einheit, zur Zerstörung der Kirche. Eine derartige Ungeheuerlichkeit erinnert an den abtrünnigen Mönch, der im 16. Jahrhundert die Kirche zu zerstören unternahm im Schutze mächtiger Förderer, der beutegierigen Fürsten. Der neue Luther von Tübingen vertraut auch auf mächtige Helfer, nämlich auf die Medien, auf die Süddeutsche Zeitung und die Neue Zürcher Zeitung. Das sind seine Helfer. Wenn ein Mitarbeiter von Opel in Rüsselsheim die Arbeiter zum Ungehorsam gegen die Geschäftsleitung aufrufen würde, der erhält am nächsten Tage seine Papiere. Aber wo sind die deutschen Bischöfe? Stehen sie wie ein Mann auf gegen den Demagogen in Tübingen? Ich fürchte, sie haben das Aufstehen verlernt.

Angesichts dieser gehässigen Demagogie könnte man verzweifeln, dass der Einheitswille Jesu je zum Ziele kommt. Ist es nicht aussichtslos, auf eine Einheit zu hoffen, wenigstens in der Kirche, wenn solche Verführer aufstehen? Eine Utopie ist der Einheitswille Jesu nicht. Er ist zwar nicht erfüllt, noch nicht erfüllt, noch lange nicht. Aber er wird erfüllt. Er strebt stetig und unaufhaltsam seiner Erfüllung entgegen. Es hat doch Menschen gegeben, die sammeln und nicht zerstreuen, die andere zur Kirche führen und bei der Kirche halten, Menschen mit einem unerschütterlichen Glauben, Menschen mit einer die Gefahren nicht achtenden Liebe, Menschen mit einem durch Enttäuschungen nicht zu zertrümmernden Eifer. Solche Menschen hat es gegeben und gibt es heute noch.

Eines freilich scheint mir gewiß: Während diese Weltzeit läuft, wird es nach menschlichem Ermessen eine Einheit der Christenheit nicht geben. Ihre Erfüllung ist der Ewigkeit vorbehalten. Ich halte es für eine Illusion, für eine gefährliche Illusion, zu meinen, dass sich wenigstens die gespaltene Christenheit auf dieser Erde einigen könnte. Die Kräfte, die dieser Einigung widerstreben, sind zu stark. Der Protestantismus denkt nicht daran, das aufzugeben, was er als Errungenschaft der sogenannten Reformation ansieht. Die Orthodoxie hält unerbittlich an ihrer Autokephalie, an ihrer Sonderexistenz, an ihrem Staatskirchentum, an ihrem Nationalkirchentum fest. Sie beugt sich lieber vor Stalin als vor dem Papst in Rom. Die katholische Kirche kann nicht von dem Gut lassen, das der Herr ihr anvertraut hat. Sie kann die Wahrheit nicht preisgeben; sie kann auch über die Wahrheit nicht verhandeln. Sie kann nicht aufhören, Säule und Grundfeste der Wahrheit zu bleiben.

Der Weg zur Einheit, meine lieben Freunde, ist lang. Diese Einheit, nach der wir uns alle sehnen, wird erreicht sein, wenn diese Weltzeit vergangen ist und der neue Himmel und die neue Erde erscheinen, nicht früher. Aber was tun da die Zeiten, wenn eine Ewigkeit heranwächst? Alle Zeiträume sind verschwinden klein vor der Ewigkeit. Alle Zeiten, die noch kommen werden, dienen dazu, die Menschen zu sammeln, die eins werden in Christus. Wir werden uns wundern, wenn wir einst sehen werden, dass manche drin waren, von denen wir annahmen, dass sie draußen sind, und dass manche draußen sind, von denen wir annahmen, dass sie drin sind. Da werden wir uns wundern. Aber eine ganze Ewigkeit wird es triumphierende Wahrheit sein: Jetzt ist ein Hirt und eine Herde geworden. Im Augenblick stehen wir noch in der Dämmerung. Die Nacht weicht, und der Tag bricht an. Aber der volle Tag, der endlose Tag, der Tag des einen Hirten, der wird erst kommen, wenn die letzte Stunde geschlagen hat.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Nur noch eine kleine Weile

25.04.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Seit drei Wochen tönt Osterjubel durch unsere Gotteshäuser. Aber jetzt treten wir in die zweite Phase der österlichen Zeit ein, nämlich wir schauen aus auf die Auswirkung des Ostersieges des Herrn, auf seine glorreiche Himmelfahrt und auf die Herabkunft des Heiligen Geistes. „Noch eine kleine Weile, und ihr werdet mich nicht mehr sehen.“ Warum? Weil der Herr zum Vater geht. Die Kirche ist aber deswegen nicht traurig, im Gegenteil. „Jauchzet dem Herrn, alle Lande“, so beginnt sie heute ihre Liturgie, „singet ein Lied seinem heiligen Namen!“ Denn was jetzt geschieht, ist die Vollendung des Ostersieges des Herrn. Die Heilige Schrift faßt Auferstehung und Himmelfahrt in den Begriff „Erhöhung“ zusammen. Die beiden Ereignisse bedeuten einen Aufstieg, eine Beförderung für Jesus. Die Erniedrigung in Leiden und Kreuz ist vorbei, die Umkehr zur Erhöhung ist da.

Im Brief an die Philipper hat Paulus diesen Zusammenhang zwischen Erniedrigung und Erhöhung deutlich herausgestellt. Er wurde erniedrigt. Wieso? Weil er seine Gottgleichheit nicht wie einen Raub festhielt, sondern sich entäußerte, im Äußeren erfunden wurde wie ein Mensch, der Jesus von Nazareth, und gehorsam wurde gegenüber dem Vater bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze. Deswegen – als Lohn für diesen Gehorsam! – deswegen hat Gott ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, hat ihn erhöht und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist.

Der Herr ist zurückgekehrt, wovon er ausgegangen ist und wohin er nach seiner göttlichen Person und Natur gehört, nämlich in die Gott vorbehaltene Wirklichkeit. Er hat seine menschliche Natur mitgenommen. Seitdem beten wir im Glaubensbekenntnis: „Sizet zur Rechten des Vaters.“ Das ist ein Bild, das ist bildlich gesprochen. Wir können überhaupt nicht anders sprechen als bildlich. Wir haben ja nur die Begriffe unserer Erfahrung, unserer Umgebung, und so müssen wir auch von dem Unsagbaren mit Begriffen reden, die aus der Erfahrungswelt entnommen sind. „Sizet zur Rechten des Vaters“, das bedeutet: Er ist in die Herrlichkeit, in die Herrschermacht der ersten Person der Gottheit eingegangen. Er, der wesensgleiche Sohn des Vaters, ist ihm an Macht und Herrlichkeit ebenbürtig.

Die Himmelfahrt des Herrn hat auch eine Bedeutung für uns. Seine Heimkehr ist die Quartiermachung für uns. Er bereitet uns eine Heimat, die eigentliche Heimat, die ewige Heimat. Denn auf Erden sind wir nur Fremdlinge und Pilger. Das hat die heutige Epistel uns vor Augen geführt: „Ihr seid Fremdlinge und Pilger.“ Fremdling ist, wer dort, wo er sich befindet, nicht zu Hause ist. Fremdlinge weilen an einem Ort, der nicht ihre Heimat ist. Sie fühlen sich nicht heimisch, sie haben eine Sehnsucht nach der Heimat. Von den deutschen Auswanderern, die sich nach Amerika begeben haben, wird berichtet, dass sie in den Vereinigten Staaten ein Lied sangen, und in diesem Lied kam immer ein Refrain vor, und der lautete: „Doch zur Heimat wird die Fremde nie.“ So geht es auch uns. Der Fremdling sehnt sich nach der Heimat. Von den Italienern in den USA wird berichtet, dass ihre Sehnsucht nach der Heimat so stark war und ist, dass sie sich im Alter wieder nach Italien zurückbegeben. Pilger sind wir. Das sind Menschen, die unterwegs sind nach dem Heiligtum, die laufen und laufen, auch wenn die Füße wund werden. Sie gehen weiter, denn sie wissen, die Pilgerschaft hat keinen Sinn, wenn man nicht am Ziel ankommt. Der Pilger darf nicht stille stehen, er muss weitergehen. Erst am Ziel der Pilgerschaft angekommen, findet er Einkehr und Rast.

So enthält das Wort des Heilandes aus dem heutigen Evangelium eine Mahnung an uns. Wir sollen die Dinge und Ereignisse dieses Lebens nicht so wichtig nehmen. Nur eine kleine Weile, und dann sind sie vorüber. Die Heilige Schrift vergleicht dieses Leben mit einer Blume, die heute blüht und morgen verblüht, mit einem Kleid, das die Motten zerfressen, mit einer Wolke, die kommt und ver-

schwindet. Wir freilich hängen unsere Herzen an sie und meinen, es sei zu unserem Glück notwendig, diese Dinge zu besitzen, wollen von ihnen nicht lassen. Aber das alles gilt ja nur für eine kleine Weile. Das Haus, das wir gebaut haben, der Garten, den wir angelegt haben, der Besitz, das alles geht von uns, wenn wir abgerufen werden aus dieser Welt. Nur eine kleine Weile, und die Ehre, die Würden und die Titel, an denen die Menschen hängen, werden vergangen sein. Der Leib, den sie so sorgsam pflegen und hegen, der Leib wird zerfallen. Und die Menschen, denen wir unsere Liebe geschenkt haben und die uns geliebt haben, diese Menschen sind von uns gegangen. Jeder Abend mahnt uns an die Flüchtigkeit der Erdendinge.

Aber das ist auch ein Trost, ein Trost für uns nämlich. Nur eine kleine Weile, und der Lebenskampf, die Sorgen, die Nöte sind vorüber. Nur eine kleine Weile, und die Krankheiten und Schmerzen, sie sind zu Ende. Nur eine kleine Weile, und die Prüfungen, die Demütigungen, die Kränkungen, sie sind vergessen. Nur noch eine kleine Weile, und unsere Verstorbenen, wir werden sie wiedersehen. Es gibt ein ewiges Leben, meine Freunde, es gibt eine ewige Heimat. Und Jesus verkündet uns: „Ich gehe hin, euch ein Heim zu bereiten.“

Im 1. Brief an die Korinther schreibt der Apostel Paulus, was die Auferstehung Jesu für uns bedeutet, nämlich die Erwartung des ewigen Lebens. Wenn wir bloß in diesem Leben auf Christus unsere Hoffnung setzen, dann sind wir die bejammernswertesten unter allen Menschen. Aber die Auferstehung erhebt uns zur Hoffnung eines jenseitigen Lebens, gibt uns die Zuversicht, dorthin zu gelangen, wo der auferstandene Herr lebt. In der Gewißheit, dem Herrn einst nahezukommen, schreibt Paulus an die Gemeinde in Philippi: „Ich wünsche aufgelöst zu werden und mit Christus zu sein.“ Ich wünsche aufgelöst zu werden und mit Christus zu sein. Denn das ist doch um vieles besser, als im Fleische auf der Erde zu bleiben. Im 1. Brief an die Gemeinde in Saloniki fordert der Apostel die Gläubigen auf, über die Verstorbenen nicht zu trauern wie die anderen, die keine Hoffnung haben. „Wir glauben ja, dass, wenn Jesus gestorben und auferstanden ist, Gott auch die Entschlafenen durch Jesus herbeiführen wird mit ihm.“ Durch Jesus. Jesus ist auferstanden – auch für uns. Sein Sieg gilt auch für uns. Sein Auferstehungssieg kommt auch uns zugute. Und im 2. Brief an die Korinther tröstet er die Gläubigen in ihrer Trübsal – eine der wichtigsten Stellen, die ich kenne, für das ewige Leben: „Wir sind gewiß, dass, wenn dieses irdische Gezelt abgebrochen wird, wir einen Bau von Gott empfangen, ein nicht mit Händen gemachtes, ein ewiges Wohnhaus im Himmel.“

Alle diese Texte sprechen von der ewigen Heimat, die uns erwartet, der wir entgegen gehen. Es haben immer Menschen bestritten, und oft hatten sie Grund dazu, es hat immer Menschen gegeben, die das ewige Leben verleugnen. Auf dem Terrorhöhepunkt der Französischen Revolution ließ der Terrorist Fouché am Eingang der Friedhöfe eine Inschrift anbringen: „Der Tod ist ein ewiger Schlaf.“ Damit erzürnte er den unbestechlichen Maximilien Robespierre. Er rief in der Versammlung aus: „Nein, Fouché, nein, Chaumette, es ist nicht wahr, was ihr habt über die Tore zum Friedhof schreiben lassen: „Der Tod ist ein ewiger Schlaf.“ Das ist ein Irrtum. Der Tod ist der Beginn der Unsterblichkeit!“ Das hat Robespierre einer feindseligen Versammlung, einer atheistischen Versammlung zugerufen. Der Tod ist der Beginn der Unsterblichkeit.

Nur eine kleine Weile. Wären wir nicht bessere, glücklichere Menschen, wenn wir uns dieses Wort öfter und eindringlich vor sie Seele stellen? Wir lernen dann, was es heißt, in der Welt leben und doch über der Welt sein. Wir würden dann unsere täglichen Pflichten mit größerer Treue erfüllen in dem Bewußtsein: Nur noch eine kleine Weile, und wir müssen Rechenschaft ablegen. Wir würden mit stärkerer Entschiedenheit unsere Leidenschaften niederzwingen und die Versuchungen überwinden mit der Gewißheit: Nur noch eine kleine Weile, dann sind die Plackereien zu Ende, und wir dürfen ein Siegesfest feiern. Wir würden mit größerer Ergebenheit die Kreuze tragen, die Gott uns auferlegt in der Zuversicht: Nur noch eine kleine Weile, und dann werden sie uns abgenommen.

Deswegen spricht die Kirche auch von der Freude. „Jetzt habt ihr Leid, aber ich werde euch wiedersehen, dann wird euer Herz sich freuen, und diese Freude wird niemand von euch nehmen.“ Eine Freude, für die das Wort nicht mehr gilt von der kleinen Weile, sondern die Freude der ewigen Heimat, ewig wie diese Heimat selbst. Ach, was ist so irrsinnig, was uns Friedrich Nietzsche zuruft: „Bleibt der Erde treu, meine Brüder. Glaubt nicht denen, welche von überirdischer Hoffnung reden. Giftmischer sind es. An der Erde zu freveln, ist jetzt das Furchtbarste und die Eingeweide des Uner-

forschlichen höher zu achten als den Sinn der Erde.“ Ach, Friedrich Nietzsche, ach, Zarathustra, das brauchst du niemandem zu sagen. Du hast genug Gefolgsleute, die der Erde treu bleiben, denen es genug ist mit Essen und Trinken, Genießen und Schaffen. Sie sind wahrhaftig auf der Erde zu Hause, sie sind wahrhaftig der Erde treu. Aber darüber vergessen sie den Himmel und damit das Wichtigste in diesem Leben.

Niemand verkennt den Sinn des Lebens mehr als der Ungläubige. Für den gottlosen Jean Paul Sartre ist es ebenso sinnlos, geboren zu werden wie zu sterben. Für ihn hat das Leben überhaupt keinen Sinn, überhaupt kein Ziel. Der Ungläubige leidet an Sinnverlust, an Sinnkrise, an Mangel an Sinnerfüllung. Der Gottlose ist verschwistert mit dem Nihilismus. Nihilismus propagiert die Verneinung von allgemein Gültigem, Verbindlichem, Sinnvollem. Für ihn führen alle Wege ins Nichts. Der Ungläubige weiß nichts vom Sinn des Lebens. Weil er nichts weiß von der Wirklichkeit Gottes. Er kennt nur die Erde, aber nicht ihren Herrn. Er sieht die Schöpfung, aber er vergißt den Schöpfer. Nein, Friedrich Nietzsche, nein, Zarathustra, der Sinn des Lebens ist es, Weg zum Himmel zu sein. Wir Gläubigen kennen den Sinn des Lebens. Wir haben ein Ziel, und wir gehen auf unseren Wegen diesem Ziel zu. Wir tragen Gott in das Leben, und wir wissen, dann trägt uns auch das Leben zu Gott. Wir sind auf Erde, um Gott zu erkennen, um Gott zu lieben, um Gott zu dienen. Durch die Kenntnis, durch die Liebe, durch den Dienst wird unser Leben frei, froh, glücklich. Wir wissen, wofür wir leben. Wir kennen den Sinn des Lebens. Die Welt vergeht mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes tut, der bleibt in Ewigkeit. Kein anderer hat diese Wirklichkeit so schön ausgedrückt wie unser schlesischer Dichter Joseph von Eichendorff. Wie hat er doch so schön geschrieben: „Die Welt mit ihrem Gram und Glücke will ich, ein Pilger, froh bereit betreten nur als eine Brücke zu dir, Herr, überm Strom der Zeit.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Sünde, Gerechtigkeit, Gericht – Verheißung des Geistes Gottes

02.05.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Im heutigen Evangelium stehen sich Gegensätze gegenüber. Da hören wir scharfe, strenge Töne, aber auch gütige und versöhnende Worte. Es ist das ein Gegensatz, der der näheren Erklärung bedarf. Die ganze kommende Weltgeschichte, die ganze kommende Kirchengeschichte wird beherrscht sein von dem einen bedeutungsvollen und wahrhaft bangemachenden Wort: „Ihr werdet mich nicht mehr sehen, denn ich gehe zum Vater.“ Also das Licht der Welt, das sichtbar geworden ist, wird nicht mehr unter uns weilen, sondern zurücktreten in seine Unsichtbarkeit. Man wird Jesus nicht mehr sehen, dieses gütige Antlitz, diese Vertrauen ausstrahlenden Augen, diese wundertätigen Hände – man wird sie nicht mehr spüren. Es wird also dunkel sein in der kommenden Weltgeschichte, in der kommenden Kirchengeschichte, dunkel und still, sowie es war vor dem Kommen des Erlösers. Aber damals war es noch weniger still, denn es tönte immer noch an das Ohr der Menschen das Wort der Propheten. Jetzt aber, nachdem Gott sein ewiges Wort ausgesagt hat, spricht er keine sichtbaren Worte mehr, sondern er spricht nur durch den Geist. Der Geist aber spricht leise und tief drinnen. Auf den Geist also wird es ankommen und auf nichts anderes. Der Geist aber ist unsichtbar, geheimnisvoll.

Aber der Geist ist auch unerbittlich wie die Wahrheit. Er ist stürmisch wie der brausende Wind. Er ist lodern wie das Feuer. Und so wird gerade der Geist die letzten und furchtbarsten Kämpfe erwecken, die auf dieser Welt denkbar sind. Gottes Geist und der Fürst dieser Welt werden zusammenstoßen und werden die schrecklichsten Zusammenstöße und Kämpfe hervorrufen, die man sich vorstellen kann. Und die Jünger werden in dieser Atmosphäre leben und bange sein, erschreckt und beklommen und gehetzt.

Der Geist wird die Sünde der Welt ans Licht bringen. Er wird also zeigen, dass es doch eine Sünde gibt. Es ist nicht bloß Mißverständnis, es ist nicht bloß Irrtum, es ist nicht bloß Schwäche, sondern es ist Schuld. Es gibt nicht bloß Natur und Naturgesetze, sondern es gibt etwas, was nicht sein sollte, was gegen Gottes Willen steht, etwas, was kein Recht hat und was gegen die Wirklichkeit streitet. Der Geist wird der Welt zeigen, dass es eine Sünde gibt. „Du weißt noch nichts von der Wucht der Sünde“, hat einmal der heilige Anselm von Canterbury geschrieben. Der Geist wird die Wucht der Sünde der Welt offenbaren.

Wir kennen ja die Reden und die Ausreden, welche die Feinde Gottes und der Kirche gebrauchen, um nicht zuzugeben, dass es Sünde gibt. „Homosexualität ist eben eine andere geschlechtliche Orientierung.“ So sagt man heute. Wenn ein Schwein am Kreuze aufgehängt wird, dann ist das „Kunst“. Wenn auf einem Bilde ein Priester sich den Genitalien des Gekreuzigten zuwendet, dann ist das „Kunst“. So sagt die Staatsanwaltschaft von Frankfurt. Nein, das ist Sünde! Das ist himmelschreiende Sünde. Das ist Gottes Zorn herausfordernde Sünde. Das lehrt der Geist.

Die Sünde wird zuerst und in ihrer Wurzel Unglaube sein. „Weil sie nicht an mich geglaubt haben“, sagt der Herr. Unglaube, der den Herrn verwirft oder wieder verwirft, Unglaube, der die Botschaft des Herrn nicht ernst nimmt, Unglaube einer Christenheit, die im Kern, die im Innersten nicht christlich sein will, Unglaube, der das Evangelium entschärft, der alles aus dem Glauben weginterpretiert, was den Menschen Furcht einjagen könnte, Sünde und Strafe, Gericht und Verdammnis. Der Unglaube, der die Person Jesu verfälscht, die aus dem Gottessohn, dem wesenhaften metaphysischen Gottessohn einen Propheten macht, einen Wanderprediger, einen idealen Menschen, einen charmanten Tischler. Der Unglaube, der Jesus die Wunder abspricht und seine Worte als Gemeindebildung ausgibt. Das wird die Sünde sein, die der Geist der Welt offenbar macht. Das wird er der Welt und den ungläubigen Theologen kundtun.

Diese Welt wird, weil sie keinen Glauben hat, auch keine Moral mehr haben. Mit dem Glauben fällt auch immer die Moral. Es wird also keine Liebe mehr sein, keine Ehrfurcht, keine Bescheidenheit, keine Treue, keine Wahrhaftigkeit, kein Opferwille und keine Entschlusskraft. An ihre Stelle werden Habsucht, Selbstsucht, Genußsucht und Hochmut treten. Und das wird ihre Sünde sein. An dem schreienden Gegensatz zum Geist wird man die Sünde erkennen. Die großen Gräueltaten der Weltgeschichte werden immer dort sein, wo der Geist nicht ist. Alle werden es sehen und erfahren, dass es eine Sünde gibt.

Der Kampf des Geistes wird aber auch die Gerechtigkeit an den Tag bringen. Wieso? „Weil ich zum Vater gehe und ihr mich nicht mehr sehen werdet.“ Also weil der von uns geht, der am Kreuze gebetet hat: „Vater, verzeih ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Weil der von uns geht, der zu den Scharen gesagt hat: „Mich erbarmt des Volkes.“ Weil der von uns geht, der über seine Stadt geweint hat. Das wird die Gerechtigkeit sein. Die Welt, die ihn nicht aufnehmen wollte, die Welt, die ihn des Bündnisses mit dem Satan verdächtigt hat, die Welt, die ihn am Schandpfahl aufgehängt hat, die erfährt jetzt, was Gerechtigkeit ist. Denn jetzt wird er erhöht, jetzt wird ihm der Lohn zuteil für seine Treue, für seinen Gehorsam und seine Sanftmut. Nach all den Schmähungen, Erniedrigungen und Leiden empfängt er den Lohn. Auferstehung und Himmelfahrt erhöhen ihn zur Rechten des Vaters. Jetzt sieht man, dass es nicht stimmt, wenn sie gesagt hatten: „Er hat einen bösen Geist.“ Denn jetzt hat sich der himmlische Vater unübersehbar zu ihm bekannt. Jetzt ist er in Sicherheit, in der sicheren Herrlichkeit des Vaters. Jetzt ist er allen Angriffen entzogen. Kein Mensch, keine Zeitung, kein Magazin aus Hamburg kann ihn mehr erreichen. Jetzt gilt wahrhaftig das Wort: „Die Feinde toben gegen Gott und seinen Christus, aber der im Himmel wohnt, der lacht ihrer.“

Gerechtigkeit wird der Geist bringen auch noch in anderer Weise, nämlich weil der von uns geht, der das Erbarmen selber war. Jetzt wird es scheinen, als ob das Erbarmen auf dieser Welt ausgelöscht wäre, als ob nur noch die Gerechtigkeit herrschte. Wie ein Riesenmeer wird die Sünde gegen Gott emporsteigen, aber über die Sünde steigt noch weiter und höher die Gerechtigkeit, der Zorn Gottes. Je mehr die Sünde auf die Spitze getrieben wird, je maßloser sie wird, um so mehr werden die Menschen unter ihr leiden, um so furchtbarer wird das Meer von Blut und Tränen anschwellen. Es wird sich zeigen, daß es nur einen großen Peiniger der Menschheit gibt, nämlich die Sünde, und dass sie diesem Peiniger preisgegeben ist nach dem Gesetze der Gerechtigkeit.

Die Weltgeschichte wird ein Kampf sein zwischen der Sünde und der Gerechtigkeit, zwischen der wachsenden Schuld und der anwachsenden Verdammnis, so dass selbst die Glaubenden und die Liebenden irre werden und fragen möchten, ob noch ein Gott ist, ob Gott denn wirklich das Erbarmen ist, ob Gott tatsächlich uns erlöst hat. Das werden die Menschen fragen. Die Sünde wirkt sich aus an den Menschen, unerbittlich, wie es sein muss, und niemand scheint da zu sein, der ihr Einhalt gebietet. Die Gerechtigkeit, nach der jede Sünde ganz von selbst zu einer Hölle werden muss, diese Gerechtigkeit wird jetzt wahr.

Und das Gericht, das Gott über die Sünde und den Sünder fällt, wird vollstreckt. In den Tiefen der Ewigkeit ist es seit dem Engelsturz immer schon gesprochen worden: „Der Fürst dieser Welt ist schon gerichtet.“ Alles, was Sünde ist, alles, was nicht Geist Christi ist, das ist Torheit, Qual und Untergang, das ist Finsternis und Vernichtung. Und auf der anderen Seite: Nur die Liebe, die Reinheit, die Güte, die Wahrheit, nur Gott und sein Geist sind Licht und Leben. So heißt der Urteilspruch Gottes. Aber die Welt in ihrer Sünde will dieses Urteil nicht wahrhaben. Sie lehnt sich dagegen auf. Sie wehrt sich, während sie zum Richtplatz geführt wird. Sie will zeigen, dass sie doch etwas ist, doch etwas kann. Der Fürst dieser Welt führt einen verzweifelten Kampf, damit das Urteil an ihm nicht sichtbar wird. Er setzt sich zur Wehr, er will zeigen, dass er einen Thron besitzt und dass er Gott Trotz bieten kann. Aber das Gericht wird doch vollstreckt. Der Fürst dieser Welt ist zum Untergang verurteilt und wird gestürzt; er wird in den Pfuhl der Hölle zurückgeworfen. Es gibt ein Gericht, und dieses Gericht ist bereits ergangen. Sein Spruch wird auch vollstreckt in den Katastrophen und Schlägen in Natur und Geschichte. Denn der Herr des Gerichtes ist auch der Herr der Natur und der Geschichte. Seine richterliche Gewalt geht über Land und Luft und Meer. Er ist der Herr der Vulkane und der Erdbeben. Gott richtet auch in den wirtschaftlichen und finanziellen Zusammenbrüchen. Das

ist sein Sprache. Er läßt die Menschen spüren, was sie angerichtet haben auf dieser Welt. Das ist sein Gericht.

So wird die Weltgeschichte eine steigende Flut von Sünde, Leid und Gewalt sein. Und je mehr der Geist Gottes eindringen und sich durchsetzen will, um so drohender steigt auch die Finsternis des Ungeistes gegen ihn an. Die Gegensätze werden sich emporschaukeln. Je gigantischer der Widerstreit der Sünde ist, um so deutlicher wird die Kraft des Geistes sich zeigen. Und inmitten dieser Wirrsale stehen die Jünger bangend, angstvoll, mutlos, verlassen. Sie sehen ihren Meister nicht mehr, sie hören seine Stimme nicht mehr, sie blicken nicht mehr in seine Augen. Sie werden beben unter den Donner schlägen in Natur, Geschichte und Herzensgeschichte.

Sie stehen aber nicht allein, meine lieben Freunde. Sie stehen nicht allein. Sie sehen zwar den Meister nicht, sie spüren zwar seine Hände nicht und sie hören auch das Wort nicht mehr: „Fürchtet euch nicht!“ Aber der Geist, den der Vater zu ihnen sendet, der ist bei ihnen, und er ist ein Geist der Kraft. „Ich hätte euch noch vieles zu sagen, aber ihr könnt es jetzt noch nicht ertragen.“ Der Geist wird ihnen alles zur rechten Zeit sagen, nämlich dann, wenn sie es tragen können.

Dieses Wort ist abgrundtief, meine lieben Freunde. Unsere ganze Kraft, die wir brauchen, ist eine Tragkraft. Man muss tragen können. Das ist alles: tragen, tragen, ertragen. Wie ein Lasttier, das trägt, ohne seine Last abzuwerfen, ohne zu ermüden, ohne zu zerbrechen. Wir können nicht an jedem Tag und zu jeder Stunde alles ertragen. Jesus weiß, dass es Zeiten gibt, in denen eine Erkenntnis, ein Ereignis, eine Aufgabe über unsere Kraft geht. Das Wirken Gottes, die eigenen Taten, die Aufgabe, die uns gestellt ist, nicht zu jeder Zeit können wir sie bewältigen. Aber siehe da, es gibt eine göttliche Führung. Gott legt uns keine untragbaren Dinge auf. Was er uns auferlegt, das können wir tragen. Das weiß der göttliche Führer, und danach bemißt er die Last eines jeden Tages.

Auch die Kirche kann nicht zu jeder Zeit alles tragen. Es gibt äußere Hemmnisse, Heimsuchungen, Verfolgungen, die nur von einem Geschlecht von Katakombenchristen getragen werden können. Es gibt innere Ärgernisse, Abfall, Verrat, Erkaltung der Liebe, Abfall der Massen, Verfalls- und Zersetzungserscheinungen in der Kirche, die nur getragen werden können, wenn zu gleicher Zeit glühende Menschen aufstehen, Heilige von unerhörter Lauterkeit, Opferkraft und Tatkraft. Vielleicht gibt es einmal Zeiten, wo Zweifel und ein allgemeines Irrewerden wie eine Abenddämmerung vor ewiger Nacht über die Christen kommen, Zeiten, so furchtbar, dass wir sie uns auch nicht einmal ahnend vorstellen können, Zeiten, in denen auch die Auserwählten abfallen würden, wenn sie nicht getragen werden könnten von unerhörten Gnadengaben, die Gott eben denen gibt, die er mit Sicherheit zum Heil führen will.

Der Geist, den Christus verheißt, ist sodann ein Geist der Weisheit, ein Geist, der den Jüngern beisteht. „Er wird euch das Zukünftige verkünden.“ Das heißt, er wird ihren Blick über die Enge des Augenblicks hinausheben. Er wird ihnen eine große Weite des Glaubens und des Arbeitens geben; wenn sie auch für den Augenblick zu unterliegen scheinen, wissen sie doch, dass ihnen die Jahrtausende, ja dass ihnen die Ewigkeit gehört. Der Geist wird Menschen schaffen, die nicht kleinliche Opportunisten, Anpasser, Kopfnicker, schwankende Rohre sind, sondern Menschen, die nicht mehr bloß nach den Rücksichten des Tages denken, sondern mit dem Grundsatz leben: „Das Wort des Herrn bleibt in Ewigkeit.“ Alles, was göttlich ist, was Gerechtigkeit ist, was Heiligkeit ist, alles, was Güte und Reinheit und Tapferkeit ist, das bleibt ewig, das siegt ewig, auch wenn es für den Augenblick verdreht wird.

Ich bin alles andere als ein Optimist, meine lieben Freunde. Aber ich vertraue auf Gottes Treue. Und deswegen sage ich: So, wie es heute in der Kirche aussieht, wird es nicht bleiben. Auf jeden Niedergang folgt ein Aufstieg, auf jeden Zusammenbruch ein neuer Aufbau. Daran ist kein Zweifel möglich. Freilich muss man dazu sagen: Das alles wird kommen, aber wann und nach welchen Verlusten? Wir wissen nicht, wann Gottes Stunde schlägt. Wir müssen nur aushalten, durchhalten, standhalten. Nicht aufgeben. Die Uhren Gottes schlagen anders als die der Menschen. Es ist das herrliche Los der Kirche, nur von Gott gestützt zu sein. Nero und Diokletian sind gestorben, Petrus stirbt nicht!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Beten – Das Atemholen der Seele

09.05.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der heutige Sonntag ist der Bitt-Sonntag, der Gebets-Sonntag, und auf ihn folgt die Bittwoche. Es sind das besondere Tage, in denen das in Erfüllung gehen soll, was der Herr uns soeben im Evangelium verheißen hat: „Alles, was ihr den Vater bitten werdet in meinem Namen, wird er euch geben. Bisher habt ihr um nichts gebeten in meinem Namen. Bittet, und ihr werdet empfangen.“

Bitten und Beten hängen zusammen, Bitten ist eine Form des Gebetes, aber auch nur eine Form. Man wird nicht sagen können, dass das Beten zur Lieblingsbeschäftigung der Menschen des 21. Jahrhunderts gehört. Es gab Zeiten, in denen das tägliche Gebet eine liebe Gewohnheit war, in den Familien, in der Kirche, an besonderen Gebetsstätten. Aber diese Zeit ist längst vergangen. Das Gebet spielt bei den heutigen Zeitgenossen keine große Rolle mehr. Und deswegen muss aufgefordert werden zum Gebet, muss aufgefordert werden zum Gottesdienst. Was bedeutet es, meine lieben Freunde, wenn die Statistik vermeldet: In Budenheim besuchen 8 Prozent der Katholiken den Sonntagsgottesdienst? Was das ist? Das ist die Katastrophe! Das ist das Ende! Nach allen meinen Erfahrungen – und ich bin schließlich fast 60 Jahre Priester – geht derjenige katholische Christ den Bach hinunter, der nicht mehr den Sonntagsgottesdienst hält. Er geht der Verbindung mit Gott und der Kirche verlustig. Es gilt tatsächlich das Wort, das ein junger Mann in sein Gebetbuch schrieb, als er eingezogen wurde: „Bete, sonst holt dich der Teufel!“

Das Gebet ist die Sprache des Menschen vor Gott. Es ist die eigentliche Lebensäußerung der Menschenseele in ihrem Verhältnis zum himmlischen Vater. Beten ist eine Grundforderung unseres religiösen Lebens. Es ist auch eine Herzenssache eines jeden Christen. Es ist die Ansprache des Kindes gegenüber dem Vater im Himmel, eine Lebensbedingung, ja das Atemholen der Seele. Genau das ist es: das Atemholen der Seele, weil wir wissen: Ohne Atem müßte unser Leben zugrunde gehen. Gott braucht unser Gebet nicht. Seine Seligkeit wird durch unser Gebet nicht vermehrt. Aber wir brauchen das Gebet. Wir dürfen nicht stumm bleiben vor Gott. Wir müssen anerkennen, dass er der Herr ist und wir seine Diener. Wenn wir seinsgerecht – seinsgerecht – leben wollen, dann müssen wir beten, dann müssen wir unsere Geschöpflichkeit, unsere Angewiesenheit, unser Abhängigkeit von Gott aussprechen. Genau das ist das Gebet: Anerkennung unserer Abhängigkeit, unserer Angewiesenheit, unserer Hilfsbedürftigkeit gegenüber Gott. Wer sich nicht im Gebet zu Gott bekennt, der verweigert Gott die Ausrichtung seines Lebens. Wer nicht betet, der kommt um den Sinn und Zweck seines Lebens. Dem Menschen, der nicht betet, fehlt der höchste Wert. Infolgedessen ist er nicht imstande, die Werthaftigkeit der irdischen Dinge abzuschätzen. Er besitzt keinen Maßstab für deren Beurteilung. Es gibt Menschen, die sagen: Was habe ich es nötig zu beten? Ja, gerade deshalb, weil sie meinen, es nicht nötig zu haben, haben sie es nötig.

Beten ist strenge Pflicht. Ein jeder, der betet, wird selig werden. Ein jeder, der nicht betet, wird verlorengehen. Alle Seligen sind nur deswegen im Himmel, weil sie gebetet haben, und alle Verlorenen in der Verdammnis sind nur deswegen dorthin gekommen, weil sie nicht gebetet haben. Es trennt sich von Gott, wer sich nicht im Gebet mit Gott verbindet.

Das Gebet ist die Hauptquelle jeglichen Gutes, das Werkzeug zur Erlangung des Heiles und des ewigen Lebens. Das Gebet tilgt die Sünden, schlägt die Versuchungen zurück, raubt den Verfolgungen die Kraft, bringt Trost in Niedergeschlagenheit, Wonne zur Zeit des Hochgefühls. Das Gebet schafft Nahrung für den Dürftigen, und es bringt Zugewinn für den Reichen. Der Glaube lebt vom Gebet, denn das Gebet ist praktizierter Glaube. Wer den Glauben nicht mehr im Gebet übt, der verliert den Glauben. Gebetslosigkeit führt zur Glaubenslosigkeit. Vernachlässigung des Gebetes ist immer der

erste Schritt zum Unglauben. Gott gerät außer Sicht, Gott wird dem Menschen fremd. Schließlich fällt er ab. Wer nicht mehr im Gebet an Gott denkt, bei dem nehmen die schlechten Gedanken und die sündhaften Gewohnheiten ihren Anfang. Nur durch Gebet kann der Mensch den bösen Feind überwinden.

Das Gebet ist ja auch die Sprache der Schöpfung. Wir Priester beten im Laufe der Woche das gesamte Psalterium durch, und einer der schönsten Psalmen ist der 18. Da heißt es nämlich: „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre, das Firmament lobt seine Herrlichkeit.“ Und selbst der Philosoph von Königsberg, der mit der Religion nicht viel am Hut hatte, selbst Immanuel Kant schreibt in seiner „Kritik der praktischen Vernunft“ ein Wort, das ich nicht aufhören werde zu zitieren, nämlich er schreibt da: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der gestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.“ Der gestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir. In der Tat: Die ganze Schöpfung ist in ihrer Herrlichkeit, in ihrer Ordnung, in ihrer Angepaßtheit ein Loblied auf den Schöpfer. Die Blumen des Feldes, die Vögel des Himmels, das Wachsen und Blühen jetzt in unserem Maienmonat, das ist ewige Anbetung der Natur. Die Natur preist ihren Schöpfer.

Und deswegen müssen wir auch die Anbetung pflegen. Sie ist sogar das wichtigste Gebet. Wir neigen dazu, viele Bittgebete zu sprechen. Das ist ja nicht falsch, denn wir bedürfen der Hilfe Gottes. Aber das höchste und das Gott angemessenste Gebet ist die Verherrlichung Gottes im Lob und im Dank. Wir werden ja darauf gestoßen: „Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geiste.“ In wie vielen Liedern verherrlichen wir Gott! „Großer Gott, wir loben dich.“ „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehre!“ „Nun lobet Gott im hohen Thron!“ und viele andere Lieder lehren uns die Anbetung Gottes. Vergessen wir, meine lieben Freunde, nicht die Anbetung über unseren Bitten!

Das Gebet ist auch die Sprache der ewigen Herrlichkeit, also der Vollendeten und der seligen Geister. Ihr ganzes Leben, ihr ganzes Wesen ist Anbetung. Der Apokalyptiker Johannes berichtet uns, was er gehört hat, als er den Himmel offen sah, wie die Engel und die Seligen vor Gott niederfallen und rufen: „Würdig bist du, Herr, unser Gott, Ruhm und Macht und Ehre zu empfangen, denn du hast das All geschaffen; durch dein Wort entstand es.“ Die Engel dienen Gott, aber nicht nur indem sie singen, wie wir es uns gern vorstellen, sondern indem sie ihr ganzes Leben als Lobpreis Gottes darbringen. Ihr Leben ist ein Lobpreis Gottes, ihr Wesen ist ein Lobpreis Gottes. Sie bringen Gott einen immerwährenden Kult dar. Sie existieren bloß, indem sie sich für Gott verströmen. Ihr Wesen ist Anbetung. Es geht darin auf, in schauender Liebe Gott zu preisen. Und deswegen stimmen wir in jeder Präfation der heiligen Messe in ihren Lobpreis ein: „Mit den Engeln und Erzengeln, mit den Cherubim und Seraphim rufen wir: Heilig, heilig, heilig, Herr der Heerscharen.“

Das Gebet war auch die Sprache Jesu Christi in den Tagen und Nächten seines Erdenlebens. Christus steht im Evangelium vor uns als der große Beter, der die Knie beugte vor dem Vater im Himmel. In Abenden und Nächten stand er vor dem Vater. Lukas berichtet uns, wie er sich vorbereitete auf die Berufung der Apostel. „Es geschah aber in jenen Tagen, dass er fortging auf einen Berg, um zu beten, er ganz allein. Und er betete die ganze Nacht. Nach Tagesanbruch rief er die Jünger zu sich und wählte zwölf von ihnen aus, die er Apostel nannte.“ Christus steht auch heute als unser Hoherpriester in unserer Mitte auf unseren Altären. Er betet mit uns. Was wir ihm darbringen können, das ist ja geringfügig. Aber was Christus aus unseren Gebeten macht, das ist gewaltig und groß. Wir beten nicht allein, wir beten mit dem Heiland, unserem König und unserem Gott. Und deswegen richten wir unsere Gebete immer „durch Christus“ an den Vater im Himmel. Er ist unser Mittler. Er trägt unsere Gebete zu Gott. Wenn wir beten, wenn wir mit Christus beten, dann hört er in unserem Gebet die Stimme seines Sohnes. Das macht unser Gebet so wertvoll, so einzigartig. Er bringt uns Erlösung durch unser Gebet, weil er mit uns betet.

Es gibt Einwände gegen das Gebet. Manche sagen: Ich habe keine Zeit zu beten. Meine lieben Freunde, das ist der ärmste Einwand, den es gibt. Denn der Mensch hat zu allem Zeit, wozu er Zeit haben will. Es kommt darauf an, dass man sich Zeit nimmt. Die Zeit zum Gebet muss da sein, am Morgen, am Abend, auch untertags. Wie kann man den Tag beginnen, ohne sich auf Gott auszurich-

ten? Das schönste Morgengebet, das ich kenne, lautet: „Mein Gott, laß mich diesen Tag verbringen zu deiner Ehre, zum Heile meiner Seele, zum Segen für meine Mitmenschen!“ Laß mich diesen Tag verbringen zu deiner Ehre, zum Heile meiner Seele, zum Segen für meine Mitmenschen! Und am Abend muss der erste Gedanke der Dank und der zweite die Reue sein, Dank für alles, was wir erfahren, was wir erleben, was wir erhalten durften; Reue für das, was mißglückt ist, was wir versäumt haben, was wir zerschlagen haben. Kein Tag ohne Gebet! Kein Sonntag ohne Messe! So haben wir als Kinder auf unseren Gebetszetteln gelesen. Aber was damals gesagt wurde, gilt heute genauso: Kein Tag ohne Gebet! Kein Sonntag ohne Messe!

Ich empfehle Ihnen, auch zu Hause einmal das Gebetbuch zur Hand zu nehmen. Da sind so viele, für die meisten noch unbekannte Gebete, aber schöne, ergreifende und auf die Situation zutreffende Gebete. Zeit zum Gebet muss sein. Es gibt keine wichtigere Beschäftigung. Einer meiner akademischen Lehrer, der ein Arbeitstier war, sagte einmal zu mir: „Die nichts arbeiten, die beten auch nichts, und wer viel arbeitet, der betet auch viel.“ Ich hoffe, dass das zutrifft. Wer viel arbeitet, der betet auch viel. Und tatsächlich: Wer recht zu arbeiten versteht, der weiß, dass er auch viel beten muss, denn vom Gebet kommt ja der Segen über seine Arbeit. Wie kann die Arbeit gesegnet sein, wenn sie nicht zu Gott erhoben wird? „Bete und arbeite“ lautet die Devise des heiligen Benedikt. Beten ist erhabener Dienst Gottes. Beten ist höchste Lebensäußerung des Menschen.

Aber es ist nicht die einzige. Zwei andere müssen dazu kommen. Erstens die Arbeit. Wir müssen uns rühren, wir müssen tätig sein, wir müssen uns nützlich machen. Arbeit ist Pflicht wie das Gebet. Arbeit ist Gottesdienst wie das Gebet. Wer nicht arbeiten will, dem hilft auch das Gebet nicht. Das zweite: die Selbsterziehung. Wir müssen an uns arbeiten, unsere Triebe zügeln, unsere schlechten Neigungen überwinden, Tugenden erwerben. Wer das nicht tut, dem hilft auch das Gebet nicht. „Was du nur von der Überwindung deiner Neigungen erwarten kannst, das erwarte nicht vom Gebet!“ schreibt einmal der heilige Ignatius von Loyola. Beten ersetzt weder die Arbeit noch die Selbsterziehung.

„Ich kann nicht richtig beten“, sagt mancher. Nun ja, das kann ich verstehen, wenn man nicht geübt ist, wenn man sich nicht übt im Gebete. Alles, was wir zu einer Fertigkeit bringen wollen, muss geübt werden. Wer jemals versucht hat, ein Musikinstrument zu erlernen, der weiß: Übung macht alles. So ist es aber auch im Gebet. Man muss das Gebet üben. Man muss sich über das Gebet unterrichten. Man muss lernen, wie man beten soll. Man muss sich an Vorbildern des Gebets ausrichten. Gott hat die Fähigkeit zu beten einem jeden gegeben, aber diese Fähigkeit muss ausgebildet werden. Ich empfehle immer Anfängern im Gebet, sich nach den Gebeten zu richten, die sich im Neuen Testament vorfinden. Sie werden staunen. Da gibt es eine Fülle schöner, ergreifender und vor allem kurzer Gebete. Der Blinde von Jericho schrie: „Jesus, Sohn Davids, erbarme dich meiner!“ Ja, wer kann denn das nicht beten? Jesus, Sohn Davids, erbarme dich meiner! Oder wer kann nicht beten wie der Zöllner im Tempel: „Gott, sei mir Sünder gnädig“? Wer kann das nicht beten: Sei mir Sünde gnädig? Wir können auch beten wie der Aussätzige: „Herr, wenn du willst, kannst du mich rein machen.“ O, wir möchten doch rein werden, meine lieben Freunde. Herr, wenn du willst, kannst du mich rein machen. Und wir können beten wie der Vater des besessenen Knaben: „Herr, ich glaube, aber hilf meinem Unglauben!“ Unser Glaube ist schwach, fast ein Unglaube. Deswegen: Herr, ich glaube, aber hilf meinem Unglauben! So wie diese Männer im Neuen Testament gebetet haben, so kann jeder beten. Wir müssen nur damit anfangen. Wir müssen nur wollen. Wir müssen nur die Unlust und die Trägheit überwinden. Beten ist viel wichtiger als fernsehen. Ich kann nicht beten, das Wort ist eine Irrlehre. Du kannst immer beten. Spürst du Widerwillen und Abscheu vor dem Gebet, dann bete weiter, bete dir zum Trotz, bete gegen dich. Betet ist gut, aber nur, wenn gut gebetet wird. Worte machen vor Gott, das können viele, aber beten nicht alle. Beten also mit Andacht, mit Aufmerksamkeit, mit Sammlung, mit Konzentration.

Ein letzter Einwand wird oft vorgebracht: Ich finde beim Gebet keine Erhörung. Jesus hat sich aber verpflichtet, Erhörung zu gewähren. Er hat sich verbürgt: „Alles, was ihr in meinem Namen dem Vater an Bitten vortragen werdet, wird er euch gewähren.“ Das entscheidende Wort in diesem Satz ist der Name Jesu, das Bitten im Namen Jesu. Wir müssen im Namen Jesu beten. Was heißt das? Das heißt erstens: Beten unter Anrufung Jesu, im Einklang mit Jesus, in der Verbindung mit Jesus. Wenn wir mit ihm zum himmlischen Vater gehen, dann nimmt uns der Vater an. Mit ihm, in ihm und durch

ihn bringen wir dem himmlischen Vater unsere Gebete dar. Zweitens: Beten im Namen Jesu heißt in der Gesinnung Jesu beten. Ja, welche Gesinnung hatte er denn beim Gebet? Er wollte den himmlischen Vater verherrlichen. Er wollte nichts tun als das, was der Vater befiehlt und wünscht. Drittens: Beten im Namen Jesu heißt beten in der Ordnung des Heils. Ordnung des Heils, das ist der Heilsplan Gottes, das ist die Absicht, die Gott mit uns hat. Wir müssen einstimmen in den Plan Gottes. Wir müssen in der Ordnung des Heils beten, weil es ausgeschlossen ist, dass Gott uns etwas gewährt, das vom Weg zum Himmel abführt. Nichts wird im Namen Jesu gebetet, was gegen die Ordnung des Heils erbetet wird. Viertens: Beten im Namen Jesu heißt auch vertrauensvoll, zuversichtlich, nicht zweifelnd an der Macht und am Erbarmen Gottes beten. Gott ist allmächtig und barmherzig. Er kann und er will uns erhören. Man kann niemals auf den gütigen und mächtigen Gott zu viel vertrauen. „Man erhält so viel, wie man ihm vertraut“, schreibt einmal Theresia von Lisieux. Fünftens: Beten im Namen Jesu heißt auch in Ergebung in den Willen Gottes beten. „Vater, wenn es möglich ist. laß diesen Kelch vorübergehen.“ So dürfen wir beten, denn der Heiland hat auch so gebetet. Aber wir müssen gleich hinzufügen: „Wenn es nicht möglich ist, dann geschehe dein Wille.“ Sechstens: Beten im Namen Jesu heißt auch in Dankbarkeit beten, dankbar sein für alle Gaben und Gnaden und Wohltaten Gottes, für die Hilfe und Rettung von gestern und vorgestern. Jesus lehrt uns das Dankgebet. Als er den Lazarus erweckte, hat er zuerst gebetet: „Vater, ich danke dir, dass du mich erhört hast.“

Man kann nichts von der Zukunft erhoffen, wenn man nicht dankt für das, was Gott in der Vergangenheit gegeben hat. Gott will geben, aber er gibt nur den Bittenden, damit er nicht einem gebe, der das Geschenk gar nicht erfaßt. Im Gebet öffnet der Beter die Hände, und der Herr füllt sie ihm. Aber wenn er sie nicht aufmacht, kann er die Gaben nicht empfangen. Gott könnte uns zwar alles im Überfluß geben, auch ohne Gebet, wie er ja auch den vernunftlosen Tieren alles Lebensnotwendige gibt. Aber als gütiger Vater will er eben von seinen Kindern gebeten sein. Wir beten auch nicht, damit die göttlichen Beschlüsse abgeändert werden. Nein, wir beten, damit wir durch das Gebet zu erhalten verdienen, was zu geben Gott von Ewigkeit beschlossen hat. Wir dürfen um alles bitten, was man erlaubterweise wünschen kann. Wir bitten zuerst und zuoberst um Befreiung von den Sünden, um Gnade, um Erwerb der Tugenden, um Gott würdig zu dienen und um in den Himmel aufgenommen zu werden. Wir dürfen aber auch bitten um das Gelingen unserer Werke, um Segen für unsere Arbeit, um Gesundheit, um Frieden mit den Menschen. Aber es muss immer im Hintergrund sein: Das alles zur Ehre Gottes. All unsere Bitten in irdischen Dingen sind eitel, wenn dadurch nicht die Verbindung zum letzten Ziel hergestellt wird. Also: Wenn wir um Gesundheit bitten, damit wir weiter zur Ehre Gottes arbeiten können. Wenn wir um Erfolg in unseren Werken bitten, damit Gott dadurch verherrlicht werde. Also nie vergessen, wenn wir um irdische Dinge bitten, die letzte Ausrichtung, dass der Name Gottes verherrlicht werde. Nicht uns, nicht uns, sondern deinem heiligen Namen, o Herr, gib die Ehre! Das allerbeste Gebet ist: Herr, gib mir nichts, als was du willst, und tue, was und wie du willst.

Gott läßt sich viel abbitten, aber er läßt sich nichts abzwängen. er bleibt der souveräne Herr. Er erhört, wen er erhören will, und er erhört, wann er erhören will, und er erhört, wie er erhören will. Die meisten von Ihnen kennen das schöne Gebet:

*„Herr, wie du willst, soll mir geschehen, und wie du willst, so will ich geben. Hilf deinen Willen nur verstehen.
Herr, wann du willst, dann ist es Zeit, und wann du willst, bin ich bereit, heut und in alle Ewigkeit.
Herr, was du willst, das nehm ich hin, und was du willst, ist mir Gewinn. Genug, dass ich dein eigen bin.
Herr, weil du willst, so ist es gut, und weil du willst, so hab ich Mut. Mein Herz in deinen Händen ruht.“*

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Erhöht in die Herrlichkeit des Vaters

13.05.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Auffahrt unseres Heilandes in den Himmel Versammelt!

Im Apostolischen Glaubensbekenntnis findet sich immer der Satz: „Aufgefahren in den Himmel.“ Wir haben eben den Bericht des heiligen Lukas gehört, wo er schildert, wie diese Auffahrt vonstatten ging. Der Herr wurde emporgehoben, und eine Wolke entzog ihn den Blicken der Jünger. Diese schauten nach, aber ein Engel wies sie darauf hin, sie sollten an ihre gegenwärtigen Aufgaben denken und an seine zukünftige Wiederkunft.

Wenn die Menschen diese Lehre von der Auffahrt des Herrn in den Himmel hören, da sind die einen ironisch, zweifelnd, die anderen besorgt, ängstlich; denn jeder wird sich die Frage stellen: Wo ist denn der Himmel? Wo ist denn der Himmel, in den Jesus aufgefahren ist? Viele stellen sich den Himmel vor als einen weit entlegenen Ort im Weltall. Auf irgendeinem ganz weit entfernten Stern, so meinen sie, könne der Himmel sein. Diese Vorstellung ist mit Sicherheit falsch. Das ganze Weltall, alle Gestirne sind von derselben Art, nämlich sie sind Teil der Schöpfung und deswegen den Menschen zur Erforschung und zum Besitz aufgegeben. Wir müssen ein Nein sprechen zu dieser Vorstellung und ein Ja zu dem Inhalt der Aussage: Christus ist in den Himmel aufgefahren. Wir gläubigen Priester erzählen keine Märchen, sondern wir verkünden die Wundertaten Gottes. Unser Herr ist in den Himmel aufgefahren. Der Glaubensartikel steht fest, er kann weder abgeschafft noch umgedeutet werden. Der Auferstandene und Erhöhte lebt in der Herrlichkeit des Vaters. Das ist eine Tatsache. Aber es gibt eben über der Erfahrungswirklichkeit, die uns umgibt, eine andere Wirklichkeit, die nicht der Erfahrung zugänglich ist. Die Wirklichkeit Gottes, die himmlische Wirklichkeit ist anders als alles, was wir in unserer Erfahrung vorfinden, muss anders sein. Denn Jesus ist ja in der Auferstehung verwandelt worden. Er paßt nicht mehr in diese Welt, in der wir leben. Seine Daseinsweise ist so geartet, dass sie eine andere Wirklichkeitsweise fordert. Diese Wirklichkeit, in der der Herr lebt, ist uns unzugänglich. Wir können sie weder durch Fernrohre erspähen noch durch die Raumfahrt erreichen. Die Welt Gottes, die Gott vorbehaltene Welt, der Himmel, ist eine Seinswirklichkeit, nicht eine gedachte, wie Heinrich Heine meinte: „Den Himmel überlassen wir den Engeln und den Spatzen.“ Nein, nein, der Himmel ist eine Seinswirklichkeit, aber die Wirklichkeit eines Seins von anderer Art als das Sein, das uns umgibt. Die Wirklichkeit Gottes ist der Erfahrung der Menschen entrückt. Christus, der Auferstandene und in den Himmel Aufgefahrene, ist wirklich vorhanden, aber er ist mit menschlichen Mitteln nicht auffindbar.

Das ist nicht zu verwundern, das muss so sein. Gottes Wirklichkeit übersteigt jedes Geschöpf. Wir nennen ihn den Transzendenten, d.h. eine Wirklichkeit, die jede Erfahrungswirklichkeit übersteigt. Die Kirche legt das nahe, wenn sie uns beten lehrt, Christus sei „über alle Himmel emporgestiegen“, also über alle Sternenwelten, jenseits aller Sternenwelten, da weilt er. Wenn Gott vom Menschen erreichbar wäre, wäre er nicht Gott. Wenn der Mensch mit seinen Mitteln zu Gott vordringen könnte, dann hörte Gott auf, der Transzendente, der Jenseitige zu sein. Was der Mensch erfassen, besitzen, ergreifen kann, das ist immer nur ein Geschöpf, das ist niemals Gott.

Was vom auferstandenen Herrn gilt, das gilt in einer analogen Weise auch von den Engeln und den seligen Menschen. Sie sind im Himmel. Das heißt: in einer Wirklichkeit, die von der unsrigen total verschieden ist. Sie sind von uns nicht nur weit entfernt, sondern sie sind in eine Wirklichkeit eingegangen, die jenseits des erfahrbaren Weltalls liegt. Um diese Seinsweise zu verstehen, muss man jede räumliche Vorstellung verabschieden. Sie stehen vor Gott, und sie verherrlichen Gott, aber sie tun es eben als leibfreie Geister. Von ihrer Wesensart können wir uns keine Vorstellung machen, denn in der Erfahrung finden wir keine reinen Geister vor. Aber wir sehnen uns nach einer Vorstellung des Nicht-Vorstellbaren. Wir möchten eine Anschauung gewinnen von dem Unanschaulichen. Und so reden wir

halt davon, wie wir vom Anschaulichen reden. Man könnte sich, und das haben ja viele Menschen getan und tun es vielleicht bis heute, man könnte sich vorstellen, der Himmel sei eben halt so weit, so weit, dass der Mensch da nicht hinkommen kann. Diese Vorstellung trägt. Jeder Stern, jeder Himmelskörper, und sei er noch so weit entfernt von uns, gehört der Welt der Schöpfung an. Alle Himmelskörper sind von der gleichen Art. Wenn der Himmel auf einem nur weit entfernten Stern angesiedelt wäre, dann würden die Himmelsbewohner leben wie wir, ähnlich wie wir. Aber das ist ausgeschlossen, denn sie sind ja im Tode verwandelt worden in eine andere Existenzform. Jesus hat sie beschrieben, wenn er sagt: „Im Himmel, da wird nicht mehr geheiratet, und da heiraten sie nicht mehr.“ Also die Formen dieser Welt haben aufgehört. Die Formen dieser Welt sind vergangen. Die Seelen der Verstorbenen leben, sie haben sich nicht aufgelöst, sie existieren weiter, aber sie existieren in einer Daseinsform, die uns nicht zugänglich ist. Man kann sogar sagen: Die Seelen sind im Raum, aber sie brauchen keinen Raum, weil sie nicht ausgedehnt sind. Nur was ausgedehnt ist, benötigt einen Raum. Die Seelen der Verstorbenen sind auch nicht überall. Sie sind an einem bestimmten Ort, aber wir kennen nicht die Lage dieses Ortes. Wir können ihn weder erreichen noch erforschen. Er ist für irdische Mittel nicht zugänglich, unerreichbar. Er liegt jenseits alles dessen, was wir aus der Erfahrung kennen. Die Seligen leben im Himmel, aber der Himmel ist anders als die sichtbare Schöpfung. Die himmlische Daseinsform ist gekennzeichnet durch die Erhabenheit über alle irdischen Formen des Daseins. Die Erfahrungswirklichkeit ist eben nicht die einzige Wirklichkeit; es gibt auch eine Wirklichkeit jenseits des Erfahrbaren. Es gibt eine Wirklichkeit, die von der Erfahrungswirklichkeit verschieden und dennoch real ist. Eines ist sicher: Die Seligen sind dort, wo Gott ist, denn sie schauen Gott, sie lieben Gott. Sie sind entzückt von der Wirklichkeit Gottes. Der Himmel ist dort, wo die Seligen Gott schauen. Gott aber ist überall. Theoretisch – theoretisch – könnten die Seligen auch dort verweilen, wo sie gelebt haben, denn Gott ist auch dort anwesend. Nur ist unsere irdische Möglichkeit beschränkt, ihre Seinsweise ist uns nicht zugänglich. Das meint also die Himmelfahrt. Sie meint: keine Ortsveränderung, sondern eine Existenzverwandlung.

Im Weltall gibt es kein Oben oder Unten. Das wissen wir aus unserer naturwissenschaftlichen Forschung. Diese Ausdrücke sind nur vom Standpunkt des Beobachters aus genommen. Das ganze Weltall ist grundsätzlich der menschlichen Erforschung zugänglich. Wenn wir bisher noch nicht so weit sind, dann ist es durchaus denkbar, dass es in Jahrzehnten oder Jahrhunderten einmal so sein wird. Wir müssen allerdings von der „Auffahrt“ sprechen, weil wir keine anderen Begriffe haben. Wir müssen in Bildern reden, denn wir kommen ohne Bilder nicht aus. Und weil eben oben das Helle, das Lichte sich befindet, deswegen ist die Auffahrt des Herrn nach oben gegangen. Wäre er in die Erde versunken, dann könnte man meinen, er sei in die Unterwelt gegangen, in das Asyl der Verdammten. Nein, diese Auffahrt des Herrn nach oben sagt uns, dass er in die Herrlichkeit des Vaters eingegangen ist. Sie dient dazu, die Existenzverschiedenheit des Auferstandenen und Erhöhten darzustellen.

Manche fragen sich: Wo war denn der Herr in den 40 Tagen nach seiner Auferstehung bis zur Himmelfahrt? Mit allem Vorbehalt, nur aufgrund eigenen Nachdenkens bin ich der Überzeugung: Der Herr war in dieser Zeit in der Herrlichkeit des Vaters und ist von dort jedesmal, wenn eine Erscheinung geschah, zu den Menschen gekommen. Das ist kein Widerspruch zum Evangelium, denn das, was wir heute feiern, ist eben das letzte Mal, das letzte Eingehen zum Vater. Es ist der Abschluß der Erscheinungen. Die anderen Auffahrten zum Vater sind uns nicht berichtet, aber diese eine ist uns berichtet, weil wir seine Wiederkunft erwarten sollen.

Wenn wir jetzt einigermaßen Klarheit haben, was die Himmelfahrt in sich bedeutet, dann können wir fragen: Was bedeutet sie für uns? Christus hat während seines irdischen Daseins nur einen kleinen Kreis von Menschen erreicht in Palästina, seine Freunde, seine Jünger, die guten Frauen, aber auch die Feinde. Jetzt, wenn er in den Himmel aufgefahren ist, ist er durch seine Existenzverwandlung in der Lage, eine neue Anwesenheit unter den Menschen zu gewinnen. Sein Heilswirken kann jetzt auf die ganze Welt, auf die ganze Erde ausgeweitet werden. Die Heilsdynamik des Herrn ist durch die Erhöhung des Herrn in den Himmel zu absoluter Universalität geworden. Und diese Heilsdynamik des Herrn ist erfahrbar. Den auferstandenen Herrn können wir nicht erreichen, aber sein Wirken ist uns zugänglich. Wir machen nämlich zweierlei Erfahrungen: Wir machen die Erfahrung des Schlimmen, des Bösen, die Erfahrung der Schwächen, der Untaten, des ständige Guerillakrieges in den Familien, unter den Kollegen, an den Arbeitsplätzen, im Wirtschaftsleben, in der Politik. Das ist die eine Erfah-

rung. Aber wir machen auch eine andere Erfahrung, nämlich die Erfahrung des Guten, die Erfahrung der Treue, der Selbstlosigkeit, der Hingabe, die Erfahrung der Wahrhaftigkeit, der Liebe. Diese Erfahrung ist nicht selbstverständlich. Das Gute ist nicht selbstverständlich, meine lieben Freunde. Es quillt nicht naturhaft aus dem Menschen, denn von Natur aus neigen wir zum Bösen. Das Gute ist die Frucht des göttlichen Wirkens in den Seelen der Menschen. Es ist die Frucht der Heilsdynamik des auferstandenen Herrn. In den Guttaten erfahren wir die schöpferische Liebe des auferstandenen und erhöhten Christus. Er ist die hintergründige Kraft für Menschenwürde, Freiheit und Verantwortung, für Selbstlosigkeit und Verbundenheit unter den Menschen. Gottes Herrschaftsherrlichkeit verwirklicht sich an den Menschen guten Willens. Das allerdings braucht es. Wer einstimmt in die Anregungen, in die Impulse, in die Antriebe Gottes, an dem wirkt er sein Heil, ja, der ist beteiligt am Heilswirken Gottes selbst.

Da sieht man, dass Gott für die Durchsetzung seiner Heilswirksamkeit auf das Mitwirken des Menschen angewiesen ist. Gott braucht Menschen, und er hat den Menschen eine Verantwortung gegeben, dass sein Reich auf dieser Erde vorankommt. Er ruft jeden zur Aktivität auf. Nicht schlummern, nicht schlafen, nicht ruhen, sondern tätig sein, wirken, wirken unter dem Antrieb der Gnade, wirken mit dem Wirker Gottes. Jeder, der sich einstimmt in Gottes Wirken, macht die tägliche Gegenwart des Herrn sichtbar und erfahrbar. Dass Christus heilswirksam anwesend ist, erfahren wir, wenn wir seine Mitarbeiter am Werk der Heiligung werden. In allen Taten der Nächstenliebe, der Selbstentäußerung, des Sich-Verzehrens für Gottes Ehre erleben wir die Wirklichkeit und die Wirksamkeit des in den Himmel aufgefahrenen Herrn. Davon sollen alle Menschen ergriffen werden.

Aber da erhebt sich die bange Frage: Wird es einmal dazu kommen, dass alle Menschen aus der schöpferischen Liebe Gottes leben? Wird das einmal werden? Ich fürchte, das ist eine Utopie. Ich fürchte, der Kampf zwischen Gut und Böse wird so lange andauern, bis der Herr wiederkommt. Die Erfüllung wird nicht in der Zukunft geschehen, die wir Menschen schaffen, sondern erst in der Zukunft, die durch Gottes sichtbares Hervortreten hervorgebracht werden wird. Gott wird es vollenden, aber erst, nachdem er die große Scheidung am Jüngsten Tage durchgeführt hat. Also über menschliche Hoffnungen hinaus, über die Hoffnung auf menschliche Erfüllung hinaus haben wir eine Hoffnung auf die radikale Zukunft, die Gott zu eigen ist.

Vielleicht kommt es einmal dazu, dass die Chemie und die Medizin die Lebenserwartung des Menschen verlängern auf 150, 200, vielleicht auch 1000 Jahre. Vielleicht kommt es einmal dazu. Aber was besagt das schon? Das würde eine verlängerte Langeweile sein. Das würde immer nur weitergehen wie jetzt. Unsere Zukunft ist anderer Art als das verlängerte menschliche Leben. Dann, wenn Christus sich zeigen wird, wenn er wiederkommt, dann wird er alles zur Vollendung führen, und das wird ein wahrhaft revolutionärer Vorgang sein.

Wir bekennen uns also nicht zu einer dürftigen Zukunft mit menschlichen Mitteln. Wir bekennen uns zur radikalen Zukunft, die Gott uns bereiten wird. Wir sind seine Helfer und seine Mitarbeiter, wir sind tätig, um diese Zukunft mit heraufzuführen zu helfen, soweit er unser bedarf. Wir sind unterwegs zum Himmel, dort wird alles erfüllt sein, was wir zu Recht erhofft und erbeten haben. Dort werden wir die Ruhe und Erquickung finden, die wir hier auf Erden nicht finden durften. Im Himmel, da werden wir einmal alles schauen und alles besitzen, was der Herr uns verheißen hat. Und deswegen gilt heute der Aufruf des Apostels im Römerbrief: „Seid fröhlich in der Hoffnung, geduldig in der Drangsal, beharrlich im Gebet.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die sündentilgende Kraft wahrer Reue

16.05.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Es spricht zu dir mein Herz, dein Antlitz, o Gott, suche ich.“ Diese Worte sind der Anfang der heutigen heiligen Messe. „Es spricht, o Gott, mein Herz zu dir. Dein Antlitz suche ich.“ Diese Worte mögen dem einen oder anderen wenig sagen, aber es gibt ein einfaches und jedem zugängliches Mittel, um den Sinn der Worte der Heiligen Schrift zu verstehen, und dieses Mittel besteht darin, sich das Gegenteil von dem vorzustellen, was gebetet wird. „Mein Herz, o Gott, spricht zu dir. Dein Antlitz suche ich.“ Was ist denn der Gegensatz zum Sprechen des Herzens? Das ist das Lippengebet, die Äußerlichkeit, der die Innerlichkeit fehlt. „Es spricht mein Herz zu dir“ will also sagen, das Innerste des Menschen, das Zentrum seines geistigen und geistlichen Lebens, das wendet sich Gott zu. Nicht nur der Verstand und schon gar nicht bloß die Lippen, sondern das Herz. „Dein Antlitz, o Gott, suche ich.“ Dieses Wort kann man wieder verstehen, wenn man das Gegenteil sich vorstellt. Das Gegenteil heißt: Ich fliehe vor deinem Antlitz, ich will es nicht sehen, ich wende mich ab. „Dein Antlitz, o Herr, suche ich“, das heißt also, ich verlange, ich flehe um deine Zuwendung, ich ersuche dich, mir in meiner Schwachheit, in meiner Niedrigkeit zu helfen. „Es spricht zu dir, o Gott, mein Herz, dein Antlitz, o Herr, suche ich.“

Wann sind denn diese Verse auf uns anwendbar? Sie sind vor allem anwendbar, wenn wir gesündigt haben, wenn wir in Schuld geraten sind. Dann sind diese Worte so aktuell wie nur irgend möglich. „Es spricht mein Herz zu dir, dein Antlitz, o Gott, suche ich.“ Das heißt: Wir müssen, wenn wir das Unglück gehabt haben, in Sünde zu fallen, Reue haben. Die Reue ist die zerknirschte Zuwendung zu Gott, ist das demütige Flehen um seine gnädige Aufnahme. „Es spricht, o Herr, mein Herz zu dir. Dein Antlitz suche ich.“ Reue ist ein Wort, das in der Gegenwart weithin zu einem Fremdwort geworden ist. Heute spricht man von Freude und Frohlocken, vom Jubel. Denken Sie nur an den Zirkus in München, nicht wahr? Von Reue ist da nicht die Rede, sondern von Bequemlichkeit, von Heiterkeit. Wir lehnen es heute ab, dass Männer weinen. Wir meinen, es sei unmännlich, wenn Männer Tränen vergießen. Aber Petrus war auch ein Mann, und er hat Tränen vergossen, bittere Tränen, als er den Herrn verleugnet hatte. „Er ging hinaus und weinte bitterlich.“ Von ihm können wir lernen, was Reue ist. Es ist jener Schmerz der Seele, der einem Menschen die Tränen aus den Augen treiben kann. „Mein Herz, o Gott, spricht zu dir. Dein Antlitz suche ich.“

Wie kommt man zu dieser Reue, die von Herzen kommt und zum Herzen geht, aus dem eigenen Herzen entströmt und das Herz Gottes findet? Man kommt zu dieser Reue, wenn man die Sünde betrachtet als das, was sie ist, nämlich als eine Beleidigung Gottes. Alles andere ist auch wichtig, dass sie ein Schaden ist für mich und für die Welt, dass sie das geistliche Leben raubt. Aber zuerst und zuoberst ist die Sünde eine Beleidigung Gottes. Es gibt heute Leute, die das bestreiten. Sie sagen: Gott kann nicht beleidigt werden. Wirklich nicht? Beleidigung ist die vorsätzliche Kränkung der Ehre eines anderen, die vorsätzliche Kränkung der Ehre eines anderen. Sie kann erfolgen durch Worte, durch Zeichen, durch Tätlichkeiten. Auch Gott hat eine Ehre. Ehre ist die durch Worte oder Zeichen oder Taten bezeugte Achtung vor einer Person, das Angesehensein aufgrund eines Wertes. Eine solche Ehre kommt auch Gott zu. Er hat eine Ehre, und sie besteht darin, dass die Schöpfung seinen Willen erfüllt, dass sie ihm Gehorsam leistet. Die außermenschliche Schöpfung tut Gottes Willen fraglos. Sie lebt den Gesetzen nach, die Gott in sie gelegt hat. Die vernunftbegabte Schöpfung erweist Gott Ehre, indem sie willentlich nach seinen Geboten handelt. Der menschliche Gehorsam ist Ausdruck der Ehre Gottes. Und wer ihm den Gehorsam versagt, der entehrt Gott, der verunehrt Gott.

Die Wurzel der Sünde ist der Unglaube, das Nein zu Gott, die Absicht, ohne Gott und gegen Gott selbständig zu sein. Die Sünde verweigert Gott, worauf er Anspruch hat, nämlich den Gehorsam. Die Sünde ist Feindseligkeit gegen Gott, denn der Sünder wendet sich von Gott ab, zeigt ihm gleichsam die kalte Schulter. Der Sünder beugt seine Knie vor falschen Göttern, und das ist Götzendienst. Schlimmer kann man Gott nicht verunehren, als indem man Götzendienst betreibt. Durch die Sünde wird Gott verunehrt. Die Sünde verstellt und entstellt die Herrlichkeit Gottes. Durch die Sünde wird nämlich der Anschein erweckt, nicht Gott sei der Herr der Welt, sondern der Satan, dem man sich mit der Sünde übergibt. Durch die Sünde wird vorgespiegelt, nicht Gott sei der Herr der Schöpfung, sondern der Teufel, dem man mit der Sünde huldigt. Die Sünde verunstaltet die Schöpfung, so dass sie nicht mehr ein reiner Spiegel der Herrlichkeit Gottes ist. Sie fügt dem Werk Gottes Schaden zu. Sie bringt das Preislied, das ja die Schöpfung auf Gott singt, zum Verstummen. Die der Sünde verfallene und durch die Sünde gestörte Welt kann zu der Frage verleiten: Wie muss Gott sein, der eine solche Welt geschaffen hat? Und darin liegt die Verunehrung Gottes. Es muss also dabei bleiben: Die Sünde ist eine Kränkung, eine Entwürdigung, eine Herabsetzung Gottes. Die Sünde ist eine Beleidigung Gottes.

Wenn es allein auf den Menschen ankäme, bliebe die Gott durch die Sünde angetane Schmach bestehen, denn der Mensch ist unfähig, wieder gutzumachen, was er angerichtet hat. Er ist unfähig, Gott zu der Freundschaft zu nötigen, die er mit der Sünde verraten hat. Aber die Gott durch die Sünde zugefügte Ehrverletzung wird durch die genugtuende und sühnende Kraft des Opferleidens Christi aufgehoben. Indem Gott seinen eingeborenen Sohn in den Kreuzestod hingibt, offenbart und verwirklicht er seine Liebe und seine Gerechtigkeit in einer so wirksamen Weise, dass diese Offenbarung durch keine Sünde verdunkelt werden kann. Indem der Unschuldige, nein, der Schuldlose am Kreuze für uns verblich, hat er die Sünde hinweggenommen und die Gott geschuldete Ehre zurückgegeben. In der Hingabe Christi wird Gottes Herrlichkeit unübersehbar geoffenbart.

Das Opfer Christi ist aber für uns nur wirksam, wenn wir es uns zu eigen machen. Wir müssen uns in die Sühne und Genugtuung Christi einreihen. Wir müssen uns bekehren. Wir müssen unsere Sünden bereuen. Es muss Schmerz über die Sünde in uns sein und der Vorsatz, sie künftig nicht mehr zu begehen. Unsere Reue empfängt ihre Kraft aus dem Sühneleiden Christi, vor allem die vollkommene Reue. Vollkommen ist eine Reue, wenn sie aus der vollkommenen Liebe hervorgeht. Wann ist eine Liebe vollkommen? Wenn sie nichts anderes will als lieben, nichts für sich haben will, sondern alles für den anderen. Die vollkommene Reue ist ein wunderbares Geschenk. Wir wissen, wenn es unmöglich ist, einen Priester zu besuchen, der die Vollmacht hat, Sünden zu vergeben, dann kann die vollkommene Reue uns in einem Augenblick von den Sünden befreien. Die vielen Kriegsgefangenen in den Lagern der Sowjetunion hatten oft keine Gelegenheit, einen Priester anzugehen, um ihre Sünden zu beichten. Aber wenn sie recht belehrt waren, konnten sie auch ohne den Priester kraft der vollkommenen Reue in den Frieden Gottes zurückkehren. Die Reue besitzt sündentilgende Kraft.

Die Reue ist ein inneres Ergriffensein, ein herzlicher Akt neuer Hinwendung zu Gott. Sie muss ein Schmerz der Seele sein, ein Schmerz, dass man Gott die gebührende Ehre verweigert hat. Und sie muss den Vorsatz einschließen, die Sünde künftig zu meiden. „Mein Herz, o Gott, spricht zu dir. Dein Antlitz, o Gott, suche ich.“ Wir können das Antlitz Gottes nicht suchen, wenn wir nicht von ganzem Herzen bereuen, was uns von seinem Antlitz wegwendet. Herzenszerknirschung ist verlangt. „Ein demütiges und zerknirschtes Herz, o Gott, wirst du nicht verschmähen“, heißt es im ergreifenden 50. Psalm.

Die Reue fällt dem gottfernen, unkirchlichen, unchristlichen Menschen schwer. Sie erinnern sich vielleicht, dass vor einigen Jahrzehnten der „Stern“, dieses Organ in Hamburg, Hitlertagebücher veröffentlichte, gefälschte Hitlertagebücher. Und als sich die Fälschung herausstellte, da sagte der Chefredakteur Henri Nannen: „Ich meine, wir sollten uns schämen.“ Schämen, mehr nicht, nicht bereuen, nicht umkehren und nicht wiedergutmachen. Umkehr ist verlangt, damit wir bereuen können, Abscheu vor der Sünde ist verlangt. Petrus kehrte um, und seine Umkehr hat sich auch gewissermaßen nach außen dokumentiert, indem er hinausging und seine Tränen draußen vergoß. So ist auch bei uns Umkehr notwendig, wenn wir wahrhaft Reue empfinden wollen. Reue ist ein Schmerz, aber sie ist auch ein Wille. Die Reue ist der entschiedene Wille, mit der Sünde zu brechen. Wie bricht man mit der

Sünde? Indem man sich selbst Gewalt antut. „Wenn du dir nicht selbst Gewalt antust, wirst du die Sünde nicht besiegen“, schreibt der Verfasser des Buches von der Nachfolge Christi. Wenn du dir nicht selbst Gewalt antust, wirst du die Sünde nicht besiegen. Was heißt Gewalt antun? Gewalt antun heißt schmerzliche Verzichte bringen; Gewalt antun heißt das unterlassen, was wir gern tun möchten, und das tun, was wir gern unterlassen möchten; Gewalt antun heißt die Mittel anwenden, die notwendig sind, um die Sünde zu überwinden; Gewalt antun heißt die Gelegenheit meiden, von der wir wissen, dass wir darin zu Fall kommen. Tun das alle, die vorgeben, Reue zu haben?

Mich hat schon manchmal jemand gefragt: Warum komme ich in meinem sittlichen Streben, im Kampfe gegen die Sünde nicht voran? Dann antworte ich mit einer Gegenfrage: Wieviel Gewalt haben Sie gegen sich angewendet, um die Sünde, um die Gewohnheitssünde zu überwinden? In den meisten Fällen muss man mir antworten: Gar keine. Es war keine rechte, keine tiefgehende, keine umwandelnde Reue vorhanden. Der Sünder konnte nicht ehrlich sprechen: „Es spricht mein Herz zu dir, mein Gott. Dein Antlitz suche ich.“ Das Herz war in der Reue nicht dabei. Ist es nicht so, wie wiederum der Verfasser des Buches von der Nachfolge Christi schreibt: „Heute bekennt du und verfluchst die Sünde, und morgen begehst du wieder die gleiche Sünde, die du heute bekannt und verflucht hast.“ Warum ist es so? Weil du dir keine Gewalt antust. Du bist bequem, du bist nachlässig, du scheust vor der Überwindung zurück. Wir kannst du dich da wundern, dass dein sittliches Streben nicht zum Ziele führt?

Die Reue schließt auch die Demut ein. Der Stolze meint, er habe weiter nichts angerichtet. Aufrichtige Reue demütigt. Sie läßt uns erkennen, wie schwach wir sind, wie wenig wir Gott wirklich lieben. Wer von herzlicher Reue ergriffen ist, der erkennt in aller Demut seine Erbärmlichkeit. Diese Reue war in dem verlorenen Sohn. Wir achten, wenn wir das Gleichnis hören, nicht auf den letzten Satz, und das ist vielleicht der wichtigste. Er sagt vorher: „Ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir. Ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu heißen.“ Dann kommt der Satz: „Halte mich wie einen deiner Tagelöhner!“ Das heißt, er wollte Buße tun, er wollte Strafe auf sich nehmen. Nicht mehr als Sohn des Hauses wollte er gelten, sondern als ein Lohnarbeiter. Da wissen wir, dass echte Reue Strafe fordert, Strafe, die wir uns selbst auferlegen. Die winzige Buße, die der Beichtvater auferlegt, ist nicht sinnlos, denn sie ist ja im Sakrament vereint mit dem Sühneleiden Christi. Aber darüber hinaus sollten wir nicht versäumen, uns selbst Buße, also Strafe, aufzuerlegen. Dann ist wirklich die Gebetsmeinung erfüllt: „Es spricht mein Herz zu dir, o Gott. Dein Antlitz suche ich. Wende dein Antlitz nicht von mir.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Das Verhältnis des Heiligen Geistes zur Offenbarung Christi

23.05.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Herabkunft des Heiligen Geistes Versammelt!

Den Sohn kennen wir aus dem Evangelium. Vom Vater hören wir durch den Sohn. Aber der Heilige Geist ist für uns schwer zu fassen und vorzustellen. Schon was Geist überhaupt ist, fällt uns schwer zu begreifen. Und nun ist ja der Heilige Geist auch in den Büchern des Neuen Testaments nicht gerade im Vordergrund, eher im Hintergrund. Wir wissen, er ist die dritte göttliche Person, er ist die Gabe des Auferstandenen, er ist das Geschenk des in den Himmel Erhöhten. Wenn wir also auch das Wesen des Heiligen Geistes schwer begreifen können, so vermögen wir uns doch aufgrund seines Wirkens eine Vorstellung zu machen. Wir lesen im 1. Buch der Heiligen Schrift, in der Genesis: „Der Geist Gottes schwebte über den Wassern.“ Die Kraft, die schöpferische Kraft Gottes ist damit gemeint, die freilich eine Person ist, die schöpferische Kraft, die das Chaos gestaltet.

Gottes Geist belebt alles und bewegt alles. Es gibt einen wunderbaren Psalm, in dem es heißt: „Du schickst deinen Lebensodem aus, und alles wird lebendig, und wenn du ihn zurückziehst, dann fallen die Geschöpfe in den Staub. Sendest du deinen Geist aus, so wird alles neu geschaffen, und du erneuerst das Antlitz der Erde.“ Der Heilige Geist ist auch eine heilsgeschichtliche Kraft. Er erfaßt die Propheten im Alten Bunde, er erweckt charismatische Führer für das Gottesvolk Israel, er ist die Gabe des kommenden Messias Königs. „Siehe meinen Knecht, ich lege meinen Geist auf ihn.“ Der Heilige Geist ist die bewegende Kraft im alttestamentlichen Gottesvolkes. Der Heilige Geist schafft ein neues Herz. Er ist auch die versittlichende Kraft, wie es im 50. Psalm heißt: „Erschaffe mir, o Herr, ein reines Herz und gib mir einen neuen, beständigen Geist.“ Der Heilige Geist ist eine umgestaltende Kraft.

Das Neue Testament knüpft in seinem Verständnis an das Alte Testament an. Die Zeugen des Pfingstereignisses meinten, die Männer, die da in erregter geistlicher Sprache zu ihnen redeten, seien betrunken. „Unmöglich“, sagt der Apostel Petrus, „es ist erst 9 Uhr früh, und um 9 Uhr früh ist man nicht betrunken, sondern was hier geschieht, das ist die Erfüllung des Wortes des Propheten Joel: ‚Am Ende der Tage will ich meinen Geist ausgießen auf alles Fleisch.‘“

Der Geist ist es, der an Pfingsten über die Apostel gekommen ist, der Geist, das österliche Geschenk des Heilandes, die Gabe des Erlösers, die Frucht der Erlösung. Der heilige Johannes berichtet, wie am Ostertage der Herr seinen Jüngern den Heiligen Geist verleiht: „Empfanget Heiligen Geist! Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen.“ Der Evangelist Lukas schildert ausführlich den Pfingsttag, die Herabkunft des Heiligen Geistes. Unter gewaltigen Zeichen wie einem brausenden Wind, wie Feuerflammen, die sich auf den Jüngern niederließen.

Wie verhält sich nun die Offenbarung des Heiligen Geistes zu der Offenbarung des Sohnes? Überbietet er diese Offenbarung, bringt er neue Inhalte, oder stellt er die Bedeutung des Sohnes heraus? Diese Frage ist von erheblichem Gewicht für unser Verständnis des Wirkens des Heiligen Geistes. Es gibt nämlich Strömungen, die den Heiligen Geist vom Sohne lösen wollen. Die Montanisten des 2. Jahrhunderts, eine Sekte, die sich von der Kirche gelöst hatte, verkündeten ein drittes Reich des Heiligen Geistes, das das Gottesreich des Sohnes überbieten sollte. Und der Presbyter Gaius in Rom ging so weit, dass er das Evangelium nach Johannes aus den kanonischen Schriften ausscheiden wollte. Im Mittelalter gab es einen Abt, Joachim von Fiore in Kalabrien. Dieser Abt erwartete ein Reich des Heiligen Geistes, und seine Gedanken wurden übernommen von den Franziskaner-Spiritualen. Sie meinten, das Reich des Geistes sei schon gekommen, nämlich in der Franziskanischen Bewegung. Und was das Fatale war: Sie lehnten die sichtbare Kirche ab. Sie verkündeten eine unsichtbare Kirche ohne Priestertum, ohne Sakramente, ohne Klerus.

Diese Strömungen sind nicht vergangen. Es gibt bis in die Gegenwart Theologen, verirrt Theologen, die davon sprechen, dass der Christomonismus, also die einzigartige Stellung Christi, überwunden

werden muss. In der Existentialtheologie heißt es, das Kerygma bedürfe nicht mehr des historischen Jesus, es komme allein auf die innere Betroffenheit an, nicht auf eine Wahrheit, die sich vom historischen Jesus herleiten läßt. Man will Jesus und seine Menschwerdung und seinen Kreuzestod aus der Mitte der Theologie entfernen.

Dagegen erhebt das ganze Neue Testament Einspruch. Der Apostel Paulus erarbeitet Kriterien, Unterscheidungsmerkmale, um das Wirken des Geistes beurteilen zu können. Er gibt zu: Es gibt Gnadengaben: die Zungenrede, also das unverständliche geistige Sprechen, es gibt die Gnadengabe des Prophezeiens, es gibt die Gnadengabe des Führens, und die Korinther waren ja stolz auf diese Gnadengaben. Aber der Apostel Paulus weist sie darauf hin, dass nur die Gnadengaben aus Gott stammen, die zur Erbauung der Kirche dienen, die zum Nutzen für die Gemeinde sind, die der Verständigkeit des Christuszeugnisses angepaßt sind. Er weist darauf hin, dass nicht Paulus, nicht Apollo, nicht Petrus gekreuzigt worden sind, sondern Christus. Er weist im Namen des Herrn den Unzuchtsünder in Korinth zurecht. Er weist auf den Herrn hin, als er von der Scheidungsfrage spricht: „Nicht ich, sondern den Verheirateten gebietet der Herr, dass die Frau sich vom Manne nicht trennen darf, und wenn sie getrennt ist, dann muss sie ehelos bleiben und sich versöhnen.“ Vor allem in den maßgebenden Inhalten des Glaubens kommt er auf den Herrn zu sprechen, in der Eucharistie: „Ich habe vom Herrn empfangen, was ich euch überliefert habe.“ Und als er von der Auferstehung spricht, da erklärt er: „Ich habe empfangen, was ich euch überliefert habe.“ Also das Christusereignis ist die Mitte der Heilsgeschichte. Zentral ist die Menschwerdung, ist das Kreuzesopfer des Heilandes.

In diese selbe Richtung weist der Apostel Johannes. Für ihn ist das entscheidende Kriterium für die Echtheit des Geistes die Anerkennung der Menschwerdung Christi. Ist das nicht selbstverständlich? O nein! Es gab damals Häretiker, Irrlehrer, Gnostiker genannt, die nur den in den Himmel erhöhten Christus kennen wollten. Sie sprachen immer nur von dem präexistenten und erhöhten Logos, nicht von dem fleischgewordenen Logos. Dagegen betont Johannes: Man muss den gesamten Christus festhalten, den Christus vor der Menschwerdung und den Christus, der Mensch geworden ist. Und so mahnt er: „Traut nicht jedem Geiste, sondern prüft die Geister, ob sie aus Gott sind, denn viele falsche Propheten sind ausgezogen. Daran erkennt man den Geist Gottes: Jeder Geist, der bekennt, dass Jesus Christus im Fleische gekommen ist, ist aus Gott, und jeder, der nicht bekennt, dass Christus im Fleische gekommen ist, ist nicht aus Gott.“ Also die Menschwerdung des Logos ist das entscheidende Kriterium für die Echtheit eines Geistes, der aus den Menschen zu sprechen vorgibt.

Dieses Kriterium ist heute so aktuell wie gestern, meine lieben Freunde. In einer beispiellosen Verwirrung werden heute die verschiedenen Religionen nebeneinander gestellt, als ob sie alle von Gott gewollt wären und zum Heile führen könnten. Da steht der Islam neben dem Buddhismus, das setzt man den Lamaismus neben den Shintoismus. Das ist alles fremd, exotisch, interessant. Aber alle diese Religionen stehen im Vorraum der Erlösung, sie sind Erwartungshaltungen von Menschen. Sie haben keinen göttlichen Ursprung. Allein das Christentum stammt von Gott, und Gott ist ein Mensch geworden in Jesus von Nazareth. „Auf ihn sollt ihr hören!“

Damit ist aber auch gleich die zweite Gefahr angesprochen, nämlich heute besteht nicht die Gefahr, dass man in Jesus allein ein göttliches Wesen sieht. Nein, heute besteht die Gefahr, in ihm einen bloßen Menschen zu erblicken. Die Häretiker von Tübingen bis Münster entkleiden Jesus seiner göttlichen Würde. Sie reißen ihm den Königsmantel der Gottesherrlichkeit von den Schultern. Sie lösen Christus auf. Damit verraten sie, dass der Geist Gottes nicht in ihnen wirksam ist, denn wie erklärt der Apostel Johannes: „Jeder Geist, der Christus auflöst, ist nicht aus Gott.“ Wer löst ihn auf? Wer Jesus neben Mohammed stellt, wer das Heil aus dem Nirwana schöpfen möchte, wer den Dalai Lama als einen Ersatzmessias aufbaut, wer nicht bekennt: „Dieser Jesus, den ihr gekreuzigt habt, ist von Gott zum Herrn und Messias gemacht worden. In keinem anderen ist Heil.“

Der Geist ist nur echt, wenn er die zentrale Bedeutung der Menschwerdung und des Kreuzestodes Christi aufschließt. Der Geist ist nur echt, wenn er die Absolutheit und Einzigartigkeit des Christusereignisses wahrt. Der Geist ist nur echt, wenn er den irdischen Jesus und den himmlischen Logos als identisch ansieht. Der Geist ist nur echt, wenn er Christus offenbart. Denn der Geist verherrlicht Christus. Der Geist zeigt uns Christus, wie er wirklich ist.

Auch der Evangelist Lukas hat uns ein Kriterium für den Geistbesitz aufbewahrt. Er schildert uns, wie die Jünger zur Zeit des irdischen Wirkens Jesu unverständig waren. Sie stellten sich das Reich

Gottes weltlich-politisch vor. Sie hatten auch ein partikularistisches Verständnis von der Sendung Jesu. Sie meinten, Jesus sei nur zu den Juden gesandt. Wegen dieses Unverständnisses von Person und Werk Jesu wäre es fatal gewesen, wenn sie sofort nach der Auferstehung Jesu mit der Verkündigung begonnen hätten. Warum? Ja, weil sie noch mit den Scheuklappen ihres Unverständnisses behaftet waren, weil der Geist sie noch nicht befreit hatte. Es mußte erst die Kraft aus der Höhe kommen, bis sie erkannten, dass das Reich Gottes nicht von dieser Welt ist und dass sie gesandt sind in die ganze Welt, von Judäa bis nach Galiläa und in alle Enden der Erde. Der Geist hat ihnen die Augen geöffnet. Das ist ein Zeichen dafür: Zeuge für Christus kann man nur sein, wenn man im Besitz des Geistes ist, wenn man vom Geist erfüllt ist, wenn man sich vom Geiste treiben läßt.

Der Heilige Geist hat die ganze junge Kirche bewegt. Er hat dem Petrus eingegeben, Zeugnis abzulegen für Christus am Pfingsttage und vor dem Hohen Räte. „Erfüllt vom Geiste“, heißt es in der Apostelgeschichte, „erfüllt vom Geiste.“ Stephanus, der Erstlingsmartyrer, war voll des Glaubens und des Heiligen Geistes. Der Heilige Geist veranlaßt die Taufe des Äthiopiens. Der Heilige Geist spricht sich dafür aus, den Hauptmann Cornelius zu taufen, obwohl er nicht beschnitten ist. Der Heilige Geist veranlaßt, dass Saulus und Barnabas ausgesondert werden zur Verkündigung und zur Missionierung.

Der Geist, meine lieben Freunde, ist der Kirche nicht abhanden gekommen. Der Geist ist auch heute die Kraft der Kirche. Was in der Kirche überhaupt belebt ist, das stammt vom Heiligen Geist. Er läßt auch die Kirche, die Führer der Kirche erkennen, was zu tun ist, was dringlich ist. Der Heilige Geist ist allerdings ein anspruchsvoller Gott. Sein Wirken ist an eine Bedingung gebunden: Die Menschen müssen auf das hören, was der Geist ihnen zuspricht. Sie müssen sich seiner Leitung unterwerfen. Das war in München gewiß nicht der Fall! Mir sagte einmal ein Nachbar: „Herr May, Sie müssen mit der Zeit gehen.“ O ja, das tun die meisten Menschen: mit der Zeit gehen. Wir wissen, was das bedeutet: die Kinder antiautoritär erziehen. Die Kinder können machen, was sie wollen. Gehorsam, Respekt, das brauchen sie nicht zu beweisen. Mit der Zeit gehen, was heißt das? Mir sagte einmal eine Frau: „Heute geht doch niemand mehr in die Kirche.“ Sie gehen mit der Zeit. Heute ist es zeitgemäß, sich geschlechtlich auszuliefern, den Schulmädchen die Pille in die Schultasche zu packen. Das ist zeitgemäß. Man muss mit der Zeit gehen. Das heißt politisch: gestern dem Hitler zujubeln, heute den Parlamentarismus zum Dogma erheben. Es ist leider so, dass die meisten Menschen dem Zeitgeist nachlaufen. Sie wollen sich nicht isolieren, sie wollen modern, sie wollen fortschrittlich sein. Auch Christen erliegen diesem unseligen Trend; sie wollen nicht konservativ sein. Ich behaupte, der Heilige Geist ist konservativ, denn wir haben es eben im Evangelium gehört: „Er wird euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe.“ Ja, das ist konservativ! Konservativ sein heißt nicht an dem hängen, was gestern war, sondern aus dem leben, was immer bleibt. Konservativ sein heißt auch nicht Asche bewahren, sondern ein Feuer am Brennen erhalten.

Der Heilige Geist wird nicht dulden, dass die ganze Kirche dem Rausch der Mode verfällt. Er wird dafür sorgen, dass lebendig bleibt, was hilfreich ist. Was die Menschen brauchen, ist gerade das Unzeitgemäße, das, was beiseite geschoben wird, weil es unbequem ist. Sie brauchen das, was sie vergessen haben, was aber nicht vergessen werden darf. Was die Menschen brauchen, ist das zeitlos Wahre, das immer Gültige, das ewig Bestehende. Sie brauchen den Geist, der in die Wahrheit einführt und in der Wahrheit erhält. Sie brauchen den Geist, der sie vor dem Ungeist der Welt bewahrt. Sie brauchen den Geist, der sie die Unterscheidung der Geister lehrt. Der heilige Apostel Johannes mahnt: „Geliebte, glaubet nicht jedem Geist, sondern prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Der Geist der Welt gegen den Geist des Herrn

24.05.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Als Jesus starb, war sein Werk noch nicht vollendet. Die Vollendung brachte erst die Zeit nach seinem glorreichen Auferstehen und seiner glorreichen Himmelfahrt. Da hat er die Jünger belehrt, da hat er ihnen den Partikularismus ausgedeutet, in dem sie meinten, die Botschaft Jesu wende sich nur an die Juden. Nein, „bis an die Grenzen der Erde“ sollten sie sein Evangelium tragen. Aber der Geist, den Jesus sandte, bringt keine neue Offenbarung. Er lehrt das halten, was Jesus gelehrt hatte. Er zeigt, dass Leben, Sterben und Auferstehen Jesu das Zentrale nicht nur im Leben Jesu, sondern in der ganzen Weltgeschichte ist. Er lehrt die Jünger beten: Jesus ist der Herr. Denn so sagt der Apostel Paulus im Römerbrief: „Niemand kann sagen: ‚Jesus ist Herr‘ außer im Heiligen Geiste.“ Hier haben wir also ein entscheidendes Kriterium für die Anwesenheit des Geistes. Wo der Gottesgeist wirkt, da bekennt er: „Jesus ist der Herr!“ – griechisch: „Kyrios Jesus“. „Jesus ist der Herr“ ist eines der ältesten und das kürzeste urchristliche Glaubensbekenntnis, das an den Auferstandenen und Erhöhten gerichtet ist. Der Titel „Herr“ besagt nämlich zweierlei. Er sagt einmal die herrscherliche Würde Jesu aus und zweitens seine Göttlichkeit. Denn „Kyrios“ (Herr) ist der Name für Gott, hunderte Male im Alten Testament ausgesagt. Und wenn wir Jesus den Namen „Herr“ beilegen, dann bekennen wir, dass er Gott, wahrer Gott vom wahren Gott ist. Durch das Bekenntnis zu Jesus von Nazareth als dem Herrn ist die christliche Kirche als der einzige Ort der Wirksamkeit des göttlichen Geistes in der Welt ausgezeichnet. Wo der Herr ist, da ist der Geist. Und dieses Bekenntnis zum Herrn ist unerlässlich, um das Heil zu erlangen. „Wer mit dem Munde den Herrn Jesus bekennt, und wer im Herzen glaubt, dass Gott ihn auferweckt hat, der wird gerettet werden.“ Das ist die Botschaft des Paulus im 10. Kapitel des Römerbriefes, mit dem Munde den Herrn Jesus bekennen und im Herzen glauben, dass Gott ihn zum König und Messias durch seine Auferstehung gemacht hat.

Heute ist viel von religiöser Erfahrung die Rede. Man meint, mit Popmusik und Tanz könne man dem verborgenen Gott nahe kommen. Ich halte diese Mittel für ungeeignet, Gott zu finden. Im Christentum hängt wenig ab vom Erleben, aber sehr viel vom Glauben und Bekennen. Die mehr oder minder eindrucksvolle Art religiösen Erlebens ist wenig bedeutungsvoll für das religiöse Bekenntnis. Wo begeisterte, erregte Frömmigkeit sich äußert – und so etwas gibt es ja –, da stammt sie nur dann aus der Wahrheit, wenn sie Jesus als den Herrn bekennt. Allem Schwärmertum innerhalb und außerhalb des Christentums ist damit eine Absage gegeben.

Der Apostel Paulus erklärt: „Niemand kann sagen: ‚Jesus ist der Herr‘ außer im Heiligen Geiste.“ Aber er fügt noch einen Satz hinzu: „Niemand kann Christus fluchen, und keiner, der Christus flucht, hat den Heiligen Geist.“ Im Heiligen Geiste kann man Christus nicht fluchen, denn der Geist spricht die Entscheidung für Christus, den Herrn, aus. Im Heiligen Geiste kann man Jesus nicht als einen bloßen Menschen ausgeben, wie es Herr Küng in Tübingen tut, denn der Heilige Geist legt Einspruch ein gegen eine solche Degradierung. Im Heiligen Geiste kann man Jesus nicht neben Mohammed oder Buddha stellen, denn der Heilige Geist erhebt Jesus über jeden Religionsstifter menschlicher Art. Der Heilige Geist macht deutlich: Jesus, der Herr, ist die Mitte, und die Mitte im Leben Jesu ist sein Kreuz und seine Auferstehung. Aus Liebe ist Jesus für uns Sünder gestorben. Gott hat seine Liebe dadurch kundgemacht, erzählt uns der Apostel Paulus, „dass Christus für uns gestorben ist, als wir noch Sünder waren“. Da sieht man ganz Ungewöhnliches. Vielleicht, sagt er, vielleicht stirbt einmal jemand für einen Gerechten, aber das ist nicht der Tod Jesu. Er ist für uns gestorben, als wir noch Sünder waren, als wir seine Feinde waren.

Jesus ist aus Liebe für seine Feinde, für die Feinde Gottes, gestorben, ein Liebestod, aber anders als in Tristan und Isolde. Seine Liebe war die sich selbst opfernde Liebe. Diese Liebe ist es, die der Heilige Geist die Menschen lehrt. Wir sollen das Beispiel Jesu nachahmen, wir sollen jene geduldige Liebe lernen, die der Heiland uns vorgelebt hat, die Liebe zu den Menschen. Zur Nächstenliebe, zur Feindesliebe soll er uns erziehen, auch zur Liebe gegenüber der Kirche. Und wie zeigt sich diese Liebe? Indem wir für die Kirche arbeiten, indem wir sie verteidigen, indem wir ihr dienen, indem wir sie schmücken mit unserer eigenen Persönlichkeit. Der heilige Augustinus hat einmal das schöne Wort geprägt: „In dem Maße, in dem einer die Kirche liebt, hat er den Heiligen Geist.“ Also die Liebe zur Kirche ist das Maß für den Besitz des Heiligen Geistes.

Die Kirche ist eine Wirklichkeit mit zwei Seiten. Sie besitzt eine göttliche Seite kraft göttlicher Stiftung und eine menschliche Seite. Die göttliche Seite unterliegt keiner Kritik von Menschen. Es ist blasphemisch, das Werk Gottes modeln zu wollen. Was an der Kirche menschlich ist, unterliegt dem Urteil von Menschen, aber nur jenen, die durch Sachkenntnis, Uneigennützigkeit, Frömmigkeit und Sittenreinheit ausgezeichnet sind. Ich empfinde es als eine Anmaßung, dass jeder Journalist sich herausnimmt, Kritik an der Kirche, am Papst zu üben, auch wenn ihm alle Voraussetzungen dazu fehlen. Kritik an der Kirche ist heute im Schwange. Kritik an der Kirche üben diejenigen, die selbst am meisten Kritik verdienen würden, diejenigen, die wegen ihrer religiösen und sittlichen Defizite kritikwürdig sind. Die Kritiker und Nörgler lieben nicht die Kirche, sie lieben ihre eigenen verkehrten Vorstellungen. Sie kritisieren Einrichtungen und Gesetze, die ihnen nicht passen. Sie wollen es sich und den anderen so bequem wie möglich machen, und deswegen soll alles fallen, was unbequem ist. Die Journalisten sprechen von Leuten wie der „Kirche von unten“ und „Wir sind Kirche“ als von „Reformgruppen“. Meine Freunde, das sind keine Reformgruppen, das sind Abbruchunternehmen! Reformieren heißt, Menschen und Einrichtungen dem gottgewollten Zustand zuführen. Was die genannten Gruppen wollen, ist genau das Gegenteil. Sie wollen Menschen und Einrichtungen vom gottgewollten Zustand abführen. Was sie Reformen nennen, ist in Wahrheit Abbau, Schmälerung, Verkürzung. Reformieren heißt die Zügel anziehen, nicht sie lockern. Der Superlaie Alois Glück in München, der Superlaie, empfiehlt die Aufhebung des Zölibats, der priesterlichen Enthaltensamkeit. Er verweist auf andere Religionen, die dieses Gebot nicht kennen. Ganz richtig! Ganz richtig! Sie kennen es nicht, weil sie nicht die wahre Kirche Christi sind. Sie kennen es nicht, weil sie zwar Religionsdiener haben, aber nicht durch ein wunderbares Sakrament Christus, dem Priester, angenäherte Priester. Die brauchen den Zölibat nicht. Wir müssen ihn haben. Neuerdings bekommen die Zölibatsgegner Zuzug vom Episkopat. Der Erzbischof von Bamberg erklärt, man solle den Zölibat lockern, das heißt eben aufheben, und mit verschlüsselten Bemerkungen tritt ihm der Bischof von Mainz bei, mit verschlüsselten Bemerkungen.

Ich leugne nicht, immerhin 60 Jahre im Priestertum, ich leugne nicht die Schwierigkeiten des enthaltsamen Lebens. Aber hat das Eheleben weniger Schwierigkeiten? Ich halte dafür, dass eine gute christliche Ehe schwerer zu leben ist als die Enthaltensamkeit um Gottes willen. Was tauschen wir ein, wenn wir die Priesterehe einführen? Gibt es keine Problematik der Ehe, der meisten Ehen? Meine Herren Bischöfe, wissen Sie nicht, was sich vor der Ehe, in der Ehe, außerhalb der Ehe und nach der Ehe tut? Wissen Sie das nicht?

In der katholisch-theologischen Fakultät zu Mainz, der ich jahrzehntelang angehört habe, hatte ich drei Kollegen, die den Priesterstand aufgegeben haben und eine Ehe eingegangen sind. Der erste schwängerte eine Studentin. Es blieb während der Jahrzehnte dauernden Ehe bei dem einen Kind, das in der Unenthaltensamkeit gezeugt wurde. Ist das die Ehe nach Gottes Willen? Der andere Kollege ließ sich laisieren, heiratete, zeugte in der Ehe zwei Kinder, dann wurde die Ehe geschieden. Bevor er heiratete, sagte er, er könne es nicht aushalten ohne Frau. Jetzt muss er es jahrzehntelang aushalten ohne Frau. Ist das die Ehe, die der Bischof von Bamberg haben will? Der dritte sang im Bachchor in Mainz. Er lernte eine protestantische Lehrerin kennen, warf das Priestertum ab, heiratete, wurde geschieden, heiratete von neuem und trat aus der Kirche aus. Sind das die Ehen, die die zölibatsmüden Bischöfe haben wollen? Nicht die Aufhebung des Zölibats, meine lieben Freunde, bringt die Kirche voran, sondern seine Einschärfung und Verwirklichung. Die Zölibatsgegner haben den Geist Gottes eingetauscht gegen den Geist der Welt. Sie lassen sich nicht vom Heiligen Geist, sondern vom Zeitgeist

leiten. Wir wissen doch, was der Zeitgeist empfiehlt: völlige Beliebigkeit im Bereich des Geschlechtlichen, Unzucht zwischen Jugendlichen, Unzucht zwischen Erwachsenen, Zusammenleben nach Lust und Laune, Auseinandergelien nach Wunsch und Vorstellung.

Es ist dumm, lächerlich und gefährlich, von einer Änderung der Strukturen der Kirche einen Aufschwung zu erwarten. Nicht die Strukturen, sondern die Menschen müssen geändert werden. Sie müssen gläubig, fromm und sittenrein werden. Aber das fordern die Reformer nicht, denn das ist anstrengend, das ist unpopulär, damit kommt man bei den entchristlichten Massen nicht an. Nicht die Aufhebung der Gesetze bringt die Kirche voran, sondern ihre strikte Beobachtung. Nicht die Auslieferung an den Weltgeist überwindet die Krise, sondern die Hingabe an den Heiligen Geist.

Ach, meine lieben Freunde, wenn doch der Gottesgeist wieder mit Macht über unsere Kirche käme! Wenn er doch die Bischöfe aufrütteln und an ihre Pflichten erinnern würde! Wenn er uns doch zu Zeugen, zu echten und glaubwürdigen Zeugen unseres Herrn und Heilandes machen würde!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Einzigkeit des Wesens des dreieinen Gottes

30.05.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Verehrung der allerheiligsten Dreieinigkeit Versammeltel!

„Der Dalai Lama auf dem Kirchentag“, konnte man vor einigen Jahren lesen. Man hat inzwischen zu der kleinen Ökumene zwischen den christlichen Konfessionen eine große Ökumene erfunden, welche die nichtchristlichen Religionen einschließen soll. Der Dalai Lama auf dem Kirchentag! Vor Zeiten galt der Dalai Lama als ein Heide, und einen Heiden suchte man zu bekehren, einen Heiden wollte man zum Christentum führen und ihm die Unsinnigkeit seiner von Menschen gemachten Religion vor Augen führen. Der Missionsbefehl des Herrn ist eindeutig: „Gehet hin und macht alle Völker zu meinen Jüngern“, auch die Tibeter. Und ebenso eindeutig ist, dass der Herr vor seiner letzten Himmelfahrt den Jüngern aufgetragen hat: „Ihr sollt meine Zeugen sein in Jerusalem, in Judäa, in Samaria und bis an die Grenzen der Erde.“

Die Christenheit ist lau und schlaff geworden. Es ist ihr die Kraft ausgegangen, ihre Botschaft bis an die Grenzen der Erde zu tragen. Aber der Missionsbefehl bleibt gültig, ob die Christenheit ihn wahrnimmt oder nicht. Sie wird sich verantworten müssen wegen ihrer Schaffheit. In der Religion, meine lieben Freunde, kommt alles darauf an, dass sie wahr ist, und Mission ist Dienst an der Wahrheit. Es genügt nicht, irgendwie religiös zu sein. Man muss die Religion so betreiben, wie Gott es will, und deswegen muss man sich der Religion anschließen, die von Gott stammt, das ist die christliche. Sie ist die einzige Religion, die von Gott gegründet ist, alle anderen stammen von Menschen. Es genügt eben nicht, irgendwie religiös zu sein, den Dalai Lama wegen seiner angeblichen Spiritualität zu preisen. Allein die wahre Religion kann uns von Sünde befreien und kann uns zum Himmel führen. Nichts kennzeichnet die wahre Religion deutlicher als das Bekenntnis zum dreieinigen Gott.

Das Bekenntnis zum dreieinigen Gott unterscheidet das Christentum grundlegend von jeder anderen Religion. Der dreieinige Gott ist wesenhaft anders als Allah, der Gott des Islam. Die Dreipersonlichkeit Gottes hebt das Christentum klar und eindeutig von jeder nichtchristlichen Religion ab. Der dreieinige Gott ist der wesentlichste Inhalt der christlichen Religion. Mit dem Glauben an den dreieinigen Gott steht und fällt das Christentum! Wer sich vom Bekenntnis zum dreieinigen Gott mit Vorbedacht ausschließt, der begeht nicht bloß einen intellektuellen Fehler, der zerstört seine christliche Existenz.

Wir Christen glauben an den dreieinigen oder dreifaltigen Gott. Das Gotteshaus, in dem wir uns hier versammelt haben, ist eine Dreifaltigkeitskirche. Es existiert nur ein einziger Gott. Das göttliche Wesen ist eines. Unter dem Wesen ist der Grundbestand, die Natur, die Eigenheit zu verstehen, und daran hält der christliche Glaube unerbittlich fest: Es existiert nur ein einziger Gott. Das stößt sich nicht mit dem Glauben an die Dreipersonalität Gottes, denn das eine göttliche Wesen existiert in drei Personen. In Gott besteht ein Lebensaustausch. Dieser Lebensaustausch besteht darin, dass die eine Person die andere hervorbringt, bzw. dass die eine Person aus der anderen hervorgeht. Die fruchtbare Lebensbewegung geht aus vom Vater, der ersten göttlichen Person. Sie eilt über den Sohn hin zum Heiligen Geist, der dritten göttlichen Person. Wir sprechen menschlich. Hervorgehen ist natürlich ein menschlicher Begriff. Aber wir können nicht anders reden, als dass wir die Begriffe verwenden, die wir aus unserer Erfahrung kennen. Die Hervorbringung bedeutet die ewige Begründung einer Person durch die andere. Und der Hervorgang besagt das ewige Begründetsein einer Person durch eine andere.

Der Hervorgang der einen Person von der anderen wird nun durch die Ausdrücke Vater und Sohn bezeugt. Diese Ausdrücke haben nichts mit Geschlechtlichkeit zu tun. Gott ist über alle Geschlechtlichkeit erhaben. Die außerbiblischen Götter sind geschlechtlich bestimmt, dem Gott steht immer eine

Göttin zur Seite. Zwischen den Göttern spielt sich in der Götterwelt Homers ein menschliches Liebesgetändel bis zum Ehebruch ab. Aber das sind eben Götzen, und das ist nicht der wahre Gott. Der christliche Gott ist einer. Wenn von ihm als Vater, also von einem Manne, geredet wird, dann hat das den Zweck auszusagen, dass Gott keine Sache ist, dass er kein Unpersönliches ist, dass er keine bloße Kraft ist. Es soll von ihm ausgesagt werden, dass er lebendig ist, mit Geist, freilich mit unendlichem und unermesslichem Geist erfüllt. Die Redeweise vom Vater und vom Sohn ist also ein Zugeständnis an die menschliche Schwäche. Gott ist kein Mann, Gott ist Gott schlechthin. Der Ausdruck Vater und Sohn soll das gegenseitige Verhältnis der beiden Personen, der ersten zur zweiten, zum Ausdruck bringen.

Es wird dann auch von dem Wort „Zeugung“ Gebrauch gemacht, aber das bedeutet wiederum nichts Geschlechtliches, sondern die Zeugung, die hier ausgesagt wird, soll das Geschaffensein der zweiten göttlichen Person durch die erste ausschließen. Sie soll das Geschaffensein ausschließen. Sie soll betonen, dass die zweite Person gleichwesentlich mit dem Vater ist. Das ist der Sinn, warum wir den Ausdruck Zeugung verwenden. „Gezeugt, nicht geschaffen.“ Vater und Sohn dürfen also nicht mißverstanden werden als Bezeichnungen für geschlechtliche Vorgänge. Es sind bildhafte Ausdrücke für innergöttliche Beziehungen. Wir haben keine anderen.

Der Vater ist es, der den Sohn hervorbringt. Vater und Sohn sind es, die den Heiligen Geist hervorbringen. Da nur die Personen als solche hervorbringen und hervorgehen, wird das Wesen Gottes als solches nicht vervielfältigt. Nicht jede Person hat ein eigenes Wesen, sondern alle drei Personen haben das gleiche Wesen. Es bleibt also trotz der innergöttlichen fruchtbaren Lebensvorgänge das Wesen in seiner Einzigkeit bestehen. Die Hervorgänge begründen nur, dass das eine Wesen in dreifach verschiedener Weise als dasselbe existiert. Deswegen ist der Einwand falsch, wir würden drei gleich eins setzen. O nein, das tun wir nicht. Drei der göttlichen Personen – eines das göttliche Wesen.

Die erste Person ist Gott und trägt die Bezeichnung Vater. Damit wird der Ursprung ausgedrückt. Es gibt auch andere Bezeichnungen für Gott. Die Apokalypse sagt: Ich bin das A und das O, das ist der erste und der letzte Buchstaben des griechischen Alphabets und besagt soviel: Ich bin der Anfang und das Ende. Alles kommt von mir, der Anfang und das Ende. Der Apostel Paulus spricht dasselbe wieder anders aus und sagt, dass alles „aus Gott ist“ und dass alles „auf ihn hin“ existiert. Aus Gott und auf ihn hin, das sind alles Bezeichnungen für den ewigen Vater. Diese Bezeichnung ist uns vorgegeben durch die Offenbarung des Alten und des Neuen Testaments. Sie ist verbindlich, man kann sie nicht durch andere Ausdrücke ersetzen.

Es soll nicht bestritten werden, dass in Gott auch mütterliche Züge sind. Selbstverständlich. Er nimmt sich der Menschen an wie eine Mutter eines Kindes. Aber deswegen haben wir nicht das Recht, den Ausdruck Vater durch die Bezeichnung Mutter zu ersetzen. Das widerspräche der Offenbarung Jesu und würde zu Verwirrung führen.

Gott ist Vater in einem doppelten Sinne, einmal im wahren und eigentlichen Sinne. Diese Vaterschaft kommt nur der ersten göttlichen Person zu. Sie bezeugt uns Jesus, wenn er von seinem Vater spricht in einem einzigartigen und eigenartigen und ausschließlichen Sinne, oder wenn er sich als den Eingeborenen, d.h. den einziggeborenen Sohn des Vaters bezeichnet. Die Vaterschaft Gottes will die Ursprungslosigkeit der ersten Person in Gott aussagen und gleichzeitig den Ursprung für die anderen göttlichen Personen. Die erste göttliche Person ist der grundlose Urgrund der beiden anderen göttlichen Personen, der grundlose Urgrund. Man hat versucht, diese Ausdrücke durch andere zu ersetzen, etwa von der „causa sui“, dass Gott sich selbst verursacht. Das ist von der Kirche abgewiesen worden. Gott verursacht sich nicht selbst, er ist von selbst, aber er bringt sich nicht selbst hervor. Er ist von selbst.

Im Verhältnis zur zweiten göttlichen Person verwirklicht sich das, was wir Vater nennen. Denn die erste göttliche Person teilt ihr ganzes Wesen ohne dessen Vervielfältigung dem Sohne mit. Nach dem Verhältnis der ersten göttlichen Person zur zweiten ist auch das Verhältnis Gottes zu den Menschen benannt. Wir nennen ja Gott auch Vater, obwohl wir nur Adoptivöhne sind und nicht natürliche Söhne wie Jesus der natürliche Sohn ist. Gott ist in diesem Sinne Vater in einem uneigentlichen Sinne, weil er nämlich die Geschöpfe hervorbringt, weil er sie erhält und weil er mit seiner Vorsehung für sie

sorgt, weil er sie in den Stand der Gnade und der Gotteskindschaft erhebt. Die Bezeichnung Vater in diesem Sinne besagt, dass Gott der Ursprung, die Ursache, der Anfang der gesamten Schöpfung ist.

Die zweite göttliche Person glauben wir zu kennen. Es ist unser Jesus, unser Heiland, der über die Fluren von Galiläa gewandert ist. Aber von ihm sagt der Hebräerbrief: Er ist der Abglanz der Herrlichkeit und das Abbild der Wesenheit Gottes. Schöner kann man es nicht sagen: Er ist der Abglanz der Herrlichkeit Gottes, und er ist das Abbild der Wesenheit Gottes. Johannes nennt ihn den Logos, das ewige Wort, das Gott gesprochen hat. Nicht eine Eigenschaft, nicht eine unpersönliche Kraft, sondern eine Person, eine vom Vater verschiedene Person, eine göttliche Person. „Am Anfang war das Wort, aber das Wort war bei Gott.“ Also unterschieden von der ersten Person. Er ist „Gott von Gott, wahrer Gott vom wahren Gott, eines Wesens mit dem Vater“. Aus Liebe zu uns Menschen hat er sich entäußert und eine menschliche Natur angenommen. Als Gottmensch zieht er das ganze Menschengeschlecht an sich, teilt ihm seine Würde mit, sein Leben und seine Berufung zur Gottverherrlichung und zum seligen Besitze Gottes. Alle Gnaden und alles Heil, das wir im gegenwärtigen Leben erhalten und im zukünftigen Leben erhoffen, wird uns geschenkt in der Menschwerdung des Sohnes Gottes. Der Sohn Gottes blieb, was er war, aber er nahm an, was er nicht hatte.

So wie Jesus unter uns gewandelt ist, kann nur Gott sein. Jesus kämpft gegen den Satan, gegen das Satansreich wie ein Feldherr. Er kämpft gegen Krankheit, Hunger und Tod wie ein Arzt, und er kämpft gegen die sinnlosen Trennungen der Menschen wie ein Weiser. In ihm ist Gott auf leibhaftige Weise gegenwärtig.

Aus Vater und Sohn geht der Heilige Geist hervor. In einem Akt von unermesslicher Kraft und Innerlichkeit begründen, nicht schaffen, begründen Vater und Sohn den Heiligen Geist. Sie hauchen wie ein einziges Prinzip den Heiligen Geist. Die „Hauchung“ ist natürlich wieder ein Bild. Der Ausdruck soll den Irrtum abwehren, der Heilige Geist wäre ein Geschöpf des Vaters und des Sohnes. Er soll die Gleichwesentlichkeit des Heiligen Geistes mit dem Vater und dem Sohn aussagen. Wie die Zeugung ist auch die Hauchung ein ewiger, das heißt ein zeitloser Vorgang. Man kann diesen Sachverhalt auch anders ausdrücken. Vor allem hat es Augustinus versucht, die sogenannte psychologische Trinitätslehre zu begründen. In der psychologischen Trinitätslehre, also einem Versuch, das Geheimnis der Dreifaltigkeit auszuloten, ist der Heilige Geist das ewige Feuer der Liebe, der persönlichen bewußten Liebe des Vaters zum Sohn und des Sohnes zum Vater.

Der Heilige Geist ist uns bekannt als Schöpfer und Neuschöpfer, als der Geist, der uns befreit von der Sünde und der die Toten lebendig macht. Wir kennen den Heiligen Geist als die Seele der Kirche. Was immer in der Kirche an Heil und an Gnade lebt, das stammt vom Heiligen Geiste. Er leitet sie, er lehrt sie, er bewahrt sie vor jedem Irrtum. Das ist auch unsere Hoffnung in dieser hoffnungslosen Zeit, meine lieben Freunde: Der Heilige Geist wird nicht zulassen, dass diese Kirche allein den Menschen überlassen bleibt.

Der Heilige Geist ist auch den einzelnen Gliedern der Kirche mitgeteilt. Er bringt in den Seelen die Gnade und die Tugend hervor. Es gibt die Früchte des Heiligen Geistes, von denen der Apostel Paulus spricht: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Milde, Güte, Langmut, Sanftmut, Treue, Mäßigkeit, Enthaltbarkeit, Keuschheit. Das sind die Früchte des Heiligen Geistes. Der Heilige Geist ist auch ein innerlicher Gesetzgeber. Er schreibt in unsere Herzen das Gesetz Christi hinein. Wenn immer wir diesem Gesetz folgen, dann wirkt in uns der Heilige Geist.

Man könnte meinen, die Dreieinigkeit oder Dreifaltigkeit sei eine intellektuelle Aufgabe, eine Bewährungsprobe des Verstandes. Aber sie ist weit darüber hinaus ein Lebenswert. Der Heilige Geist, der Vater und der Sohn. die Dreieinigkeit Gottes haben uns für unser Leben etwas zu sagen. Dieser Glaube an die Dreieinigkeit läßt Gott noch unfaßbarer, geheimnisvoller erscheinen, als wenn es der pure islamistische Eingott-Glaube wäre. Gerade die Unbegreiflichkeit der Dreieinigkeit, und das ist sie, gerade die Unbegreiflichkeit ist in gewisser Hinsicht ein Beweis für diese Wahrheit. Wovon sich unsere Vernunft keinen Begriff bilden kann, worauf das menschliche Denken von sich aus nicht kommen kann, das muss von Gott selbst stammen, das muss geoffenbart sein, und das müssen wir glauben. Die Lehre von der heiligsten Dreieinigkeit macht uns aber auch deutlich, was es mit der Menschwerdung Christi auf sich hat. Nicht der Vater ist Mensch geworden, sondern der Sohn. Im 3. Jahrhundert kam eine Irrlehre auf, der sogenannte modalistische Monarchianismus, die lehrte, in Jesus

sei der Vater Mensch geworden, der Vater habe gelitten. Und deswegen nannte man diese Leute Patristassianer, Leute, die behaupten, der Vater habe gelitten. Sie nahmen also nur eine göttliche Person an, die in verschiedenen Modi, in verschiedenen Offenbarungsweisen sich zeigt. Das war ein fundamentaler Irrtum. Dagegen ist die Lehre von der Dreieinigkeit viel besser begründet und viel leichter zu verstehen.

Und beim Heiligen Geist, den wir ja jetzt in der Pfingstwoche gefeiert und erbeten haben, beim Heiligen Geist geht es um Gottes ansteckende Nähe. Es geht zugleich um das Geheimnis der Kirche. Es geht um unsere christliche Existenz. Und um Gott zu verstehen, um die Dreieinigkeit zu begreifen, ist es empfehlenswert, den Heiligen Geist anzurufen, der uns die Geheimnisse der Gottheit aufzuschließen vermag.

*Komm, o Geist der Heiligkeit, aus des Himmels Herrlichkeit sende deines Lichtes Strahl.
Vater aller Armen du, aller Herzen Licht und Ruh, komm mit deiner Gaben Zahl.
Tröster in Verlassenheit, Labsal voll der Lieblichkeit, komm, o süßer Seelenfreund.*

Amen. Alleluja.

Prof. Dr. Georg May

Gegen die Irrlehrer des 16. Jahrhunderts

03.06.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Verehrung des Herrenleibes Versammelt!

„O heiliges Gastmahl, in dem Christus genossen, das Andenken seines Leidens erneuert, der Geist mit Gnade erfüllt und das Unterpfand der künftigen Herrlichkeit uns gegeben wird.“ So haben jahrhundertlang die Christen gebetet, dieses herrliche Gebet, das uns der heilige Thomas von Aquin geschenkt hat. „O heiliges Gastmahl, in dem Christus genossen, das Andenken seines Leidens erneuert, der Geist mit Gnade erfüllt und das Unterpfand der künftigen Herrlichkeit uns gegeben wird.“ Um dieses Geheimnisses willen haben unsere Väter und Vorväter herrliche Gotteshäuser gebaut. Als Versammlungsräume von Menschen brauchte man sich nicht so aufwendig zu zeigen. Aber diese Gotteshäuser, diese herrlichen Dome wurden gebaut zur Verherrlichung des menschengewordenen Gottes, wegen des eucharistischen Opfersakramentes. Wenn Sie heute in die protestantisch gewordenen Dome kommen, etwa in Magdeburg, da sehen Sie, der Tabernakel, das Sakramentshäuschen ist leer!

Es standen im 16. Jahrhundert gottlose Männer auf, die das heiligste aller Geheimnisse uns entreißen wollten. Der erste war ein entsprungener Mönch namens Martin Luther. Er lehrte, es gäbe keine Wesensverwandlung. Er lehnte die Opferfeier des eucharistischen Sakramentes ab, und er behauptete, Christus sei nur anwesend im Genusse, nicht vorher und nicht nachher. Damit zerstörte er den katholischen Eucharistieglauben in der Wurzel. Ihm zur Seite traten andere Männer, genauso schlimm oder noch schlimmer als er. Der Schweizer sogenannte Reformator Zwingli sagt in seiner Lehre: „Das Brot ist bloßes Zeichen des Leibes Christi. Es ist nicht der Leib Christi, es bedeutet ihn, es weist hin auf ihn.“ An die Stelle des lebendig machenden Leibes hat Zwingli ein leeres Symbol gesetzt. Und Karlstadt, Butzer, Ökolampad traten ihm zur Seite. Von Ökolampad wird berichtet, dass er das eucharistische Geschehnis als ein Bild betrachtet, ein bloßes Bild der Gegenwart Christi, ein Bild des Leibes Christi, nicht der wahre Leib Christi, sondern eine Abbildung. Und schließlich trat noch in der französischen Schweiz der sogenannte Reformator Calvin auf, der ebenfalls die wirkliche Gegenwart des Leibes Christi leugnete. Christus sei nur gegenwärtig der Kraft nach. In dem Augenblick, in dem der Mensch das Brot empfängt, den Wein trinkt, komme den Menschen eine Kraft von oben zu. Er lehnte die Transsubstantiation und die Anbetungswürdigkeit der heiligen Hostie ab.

Gegen diese Irrlehrer hat sich das Konzil von Trient machtvoll, eindeutig und für alle Zeiten gültig geäußert. Die ganze 13. Sitzung des Konzils wurde diesem Thema gewidmet. Das Konzil hat mit Bewußtsein und mit Absicht drei Ausdrücke gewählt, um die wirkliche Gegenwart des Herrn zu lehren. Er ist wirklich, wahrhaft und wesentlich gegenwärtig. Wirklich, also nicht bloß dem Bilde nach, wahrhaft, also nicht bloß ein Zeichen, substantiell, nicht bloß eine Kraft. Diese drei Ausdrücke sind bewußt gegen die Irrlehren der drei sogenannten Reformatoren gesetzt.

Meine lieben Freunde, die Zeit verbietet mir, mich heute lange aufzuhalten. Aber das Zeugnis muss abgelegt werden, dass unsere Kirche mit diesem Glauben steht und fällt. Wer daran rüttelt, der rüttelt an den Grundfesten der Kirche. Und es rütteln viele daran! Es rütteln ungläubige gewordene Theologen, es rütteln verführte Priester, es rütteln feige Bischöfe daran. Das Theater in München war ein solches Rütteln am Eucharistieglauben der Kirche. „O heiliges Gastmahl, in dem Christus genossen, das Andenken seines Leidens erneuert, der Geist mit Gnade erfüllt und das Unterpfand der ewigen Herrlichkeit uns gegeben wird.“ Daran, meine lieben Freunde, wollen wir festhalten. Dafür kündigen wir jede Freundschaft, dafür schlagen wir jede Schlacht. Ich möchte nicht mehr leben, wenn ich ihn nicht mehr anbeten dürfte.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Irrlehren und Irrlehrer – früher und heute

06.06.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In unserer Zeit bieten sich auf dem Markt der Weltanschauungen viele Religionen, Religionsgemeinschaften und Sekten an. Vielleicht haben Sie auch schon erlebt, wie Mormonen, tadellos gekleidet, mit guten Umgangsformen in Ihr Haus treten und Sie zu dem Glauben der Mormonen bekehren wollen. Auch die Adventisten betreiben Mission, die Zeugen Jehovas, mit großem Eifer. Dazu kommt das Angebot der nichtchristlichen Religionen. Der Islam zieht immer mehr Menschen an in unserem Lande. Wir haben jedes Jahr den Verlust von Tausenden von Christen, die zum Islam übertreten. Auch der Buddhismus findet seine Anhänger. Dazu kommt ein Phänomen, das vor 50 Jahren nicht zu beobachten war, dass nämlich im Schoß der Kirche Wahrheiten, unaufgebbare Wahrheiten des Glaubens bestritten, verleugnet, umgedeutet werden. Es sind vor allem drei Glaubensgegenstände, die unter diesen Leugnungen und Umdeutungen zu leiden haben: der dreifaltige Gott, die Person Jesu Christi und das eucharistische Opfersakrament.

Um diese irrigen Bewegungen zu verstehen, ist es nützlich, einen Blick auf die junge Kirche der ersten Jahrhunderte zu werfen. Wie sah es damals aus? Welche Strömungen gab es damals, deren die Kirche sich erwehren mußte, und wie hat sie es getan, um mit diesen Abweichungen vom wahren katholischen Glauben fertig zu werden?

Verhältnismäßig harmlos waren die Spaltungen, von denen der Apostel Paulus im 1. Brief an die Korinther spricht. Da sagen die einen: „Ich bin Anhänger des Paulus“, die anderen: „Ich bin Anhänger des Apollos.“ Wieder ein anderer: „Ich bin Anhänger des Petrus.“ Und ein letzter: „Ich bin ein Anhänger Christi.“ Da gerät Paulus in Zorn und weist diese Parteiungen entschieden zurück. „Ist denn Christus geteilt? Ist Paulus für euch gekreuzigt worden?“ Die Berufung auf einzelne Lehrer ist töricht. Wenn die Lehrer richtig arbeiten, arbeiten sie alle in einem Sinne: sie verkünden alle den einen Herrn Jesus Christus. Sie sind eine Einheit durch Gott in Christus.

Nun waren diese Parteiungen noch verhältnismäßig harmlos, denn sie wollten sich ja nicht von Christus und seiner Kirche trennen. Aber es gab auch gefährlichere Strömungen. Da waren vor allem die Judaisten, das waren Judenchristen, die behaupteten, man müsse weiter das mosaische Gesetz beobachten, ja man müsse das mosaische Gesetz auch den Heiden, die zum Christentum kommen, auferlegen. Diese Leute betrachteten das mosaische Gesetz als weiterhin gültig. Sie wurden durch das Apostelkonzil abgewiesen. Und Paulus, wieder mit seiner Leidenschaft, schreibt an die Galater: „O ihr unverständigen Galater! Habt ihr den Geist aufgrund des Gesetzes oder aufgrund des Glaubens empfangen? Im Geist habt ihr begonnen und wollt jetzt im Fleische vollenden?“ Seit dem Ende des 1. Jahrhunderts sind die sogenannten Ebioniten bekannt. Sie erklärten Christus zu einem bloßen Menschen. Sie verwarfen den Apostel Paulus als einen Apostaten und Feind des mosaischen Gesetzes. Sie hatten ein eigenes Evangelium, das sie aus dem Matthäusevangelium heraus entwickelt hatten. Dieses Pseudo-Evangelium wird von den Kirchenvätern das „Hebräerevangelium“ genannt. Mindestens so gefährlich wie die Judaisten waren die Heidenchristen, die das Christentum mit der Philosophie des Pythagoras und mit vorderasiatischen Religionen zu vermengen trachteten. Man nannte sie die Gnostiker. Das Wort kommt von dem griechischen Wort „Gnosis“, das heißt Erkenntnis. Sie wollten eine höhere Erkenntnis des Christentums bewirken, indem sie es mit pythagoreischen Vorstellungen und mit Bestandteilen vorderasiatischer Religionen aufputzten. Ihr System kam der Erlösungssehnsucht der Heiden entgegen. Sie gaben vor, das Christentum mit der Kultur der Zeit zu versöhnen. Das kommt uns sehr modern vor! Tatsächlich untergruben sie den Bau des Glaubens und zerstörten die christliche Lehre von Gott und von der Schöpfung. Sie nahmen einen bösen, zornigen Gott des Alten

Testamentes an, nämlich Jahwe, und sie nahmen einen gütigen und gnädigen Gott an, den Jesus geöffnet habe. Der Erlöser tritt nach ihnen in einem Scheinleib auf. Jesus wird bei der Taufe von Christus überkleidet, und dieser Christus verweilt in ihm bis zu seinem Leiden; dann verläßt er ihn.

Jedermann erkennt, dass das eine totale Verkehrung des christlichen Glaubens ist. Aber diese Irrlehrer gewannen große Scharen von Anhängern, und sie haben sich jahrhundertlang behauptet. Der Apostel Paulus scheint ähnliche Leute im Auge zu haben, wenn er im Kolosserbrief gegen solche Religionsmischer sich wendet, die erklären: Die Schöpfung ist nicht durch Gott, sondern durch Zwischenwesen, durch Engelwesen, durch einen Demiurgen bewirkt worden. Dagegen nimmt er entschieden Stellung: „in ihm (in Christus) ist alles erschaffen im Himmel und auf Erden, das Sichtbare und das Unsichtbare, die Throne, Herrschaften, Mächte, Gewalten. Alles ist durch ihn und auf ihn hin erschaffen. Er ist vor allem, und alles hat in ihm seinen Bestand.“ So weist er diese Irrlehrer zurück.

Am Ausgang des 1. Jahrhunderts lebte in Kleinasien, also in der heutigen Türkei, ein Mann namens Cerinth. Er war ein schroffer Judaist und vertrat gnostische Lehren. Als Welterschöpfer galt ihm ein Engelwesen. Jesus ist nach ihm ein bloßer Mensch. Bei der Taufe sei der göttliche Christus in Taubengestalt auf ihn herabgekommen, um den unbekanntem Vater den Menschen zu verkünden. In der Kraft dieses Christus habe Jesus Wunder gewirkt, aber vor dem Leiden habe er ihn wieder verlassen. Der Kirchenschriftsteller Hieronymus berichtet uns, dass gegen diesen Cerinth der Apostel Johannes sein Evangelium geschrieben hat. Er nimmt ja dort Stellung gegen solche, welche die Messianität und die Gottessohnschaft Jesu leugnen. Jesus ist nicht nur der Messias, sondern als Messias ist er der Gottessohn. Und vor allem in seinen Briefen nimmt Johannes gegen diesen Cerinth Stellung. „Wer anders ist der Lügner als der, welcher leugnet, dass Jesus der Christus ist? Das ist der Antichrist, der den Vater und den Sohn leugnet. Wer den Sohn leugnet, hat auch den Vater nicht.“ „Viele Verführer“, schreibt er in seinem zweiten Brief, „sind in der Welt erschienen, die nicht bekennen, dass Jesus Christus im Fleische erschienen ist! So einer ist der Verführer und der Antichrist.“

Die Christen glaubten an die baldige Wiederkunft Christi. Sie rechneten zunächst nicht mit langen Zeiträumen, in denen die Kirche Bestand haben würde. Allmählich begriffen sie, dass das Kommen Christi nicht unmittelbar bevorstand, sondern dass man sich einrichten müsse auf eine längere Weile. Und manche wollten von diesen Anschauungen nicht lassen: die Schwärmer. Gegen sie nimmt der Apostel Paulus in seinem 1. Brief an die Thessalonicher Stellung: „Laßt euch doch nicht verwirren durch solche, die sagen, die Ankunft Christi stehe unmittelbar bevor. Zuvor muss noch der Abfall kommen und der Mensch der Sünde offenbart werden, der Sohn des Verderbens, der Widersacher. Dann erst kommt der Herr wieder.“

Am Ende jeder heiligen Messe beten wir den Anfang, den Prolog, des Johannesevangeliums. Vielleicht ist Ihnen schon einmal aufgefallen, dass es darin heißt: „Der Täufer (Johannes der Täufer), er war nicht das Licht. Er sollte nur Zeugnis geben vom Lichte.“ Warum diese Abweisung? Als das Johannesevangelium entstand, muss es noch Täuferjünger und Täufervereher, ja eine Täufergemeinde und eine Täufersekte gegeben haben. Diese Kreise sahen in Johannes dem Täufer das Licht, also den Messias. Und eine frühchristliche Schrift sagt uns ausdrücklich, dass der Täufer von seinen Jüngern als Messias, als der Heilbringer, betrachtet wurde. Dieser Überschätzung gegenüber betont Johannes mit Nachdruck, dass der Täufer nur die Aufgabe hatte, für das Licht, das heißt für das fleischgewordene Wort Gottes, Zeugnis abzulegen. „Er war nicht das Licht, er sollte nur Zeugnis geben vom Lichte.“

Das sind die hauptsächlichen Irrlehren und Irrlehrer, deren sich die junge Kirche erwehren mußte. Wie hat sie es getan? Welche Mittel hat sie angewendet, um sich gegen diese falschen Lehren zu behaupten? Erstens durch Wissenschaft, durch apologetisch-literarische Tätigkeit der Kirchenschriftsteller der ersten Jahrhunderte: Justin, Irenäus, Tertullian, Hippolyt. Sie haben die gesunde Lehre gegen die Behauptungen der Irrlehrer vorgetragen. Sie haben gewußt, der Glaube hat bessere Argumente als die Irrlehre. Die halbe Wahrheit mag bei den Irrlehrern sein, die ganze Wahrheit ist in der Kirche. Zweitens hat sich die Kirche erwehrt durch engeren Zusammenschluß der Gesamtkirche und durch die Ausrichtung auf die römische Kirche. Die Christen waren von Anfang an überzeugt, dass Rom durch eine besondere Fähigkeit, die Wahrheit zu bekennen, festzuhalten und festzustellen, ausgezeichnet ist. Diese Eigenschaft sahen sie konzentriert im Bischof von Rom. Sie erinnerten sich an das Wort, das im Lukasevangelium steht: „Simon – so sagt der Herr zu Petrus – Simon, der Satan hat ver-

langt, euch zu sieben, wie man den Weizen siebt. Ich aber habe für dich gebetet, dass dein Glaube nicht wanke. Und wenn du dich dereinst zurückgefunden hast, so stärke deine Brüder!“ Das hat der Petrus in Rom seit 2000 Jahren getan, und das tut er bis heute. Drittens hat die junge Kirche das Bischofsamt gekräftigt. Sie hat den sogenannten monarchischen Episkopat ausgebaut. Wenn eine Vielzahl von Personen, ein Gremium, ein Rat, eine Synode, über den Glauben befinden soll, dann ist klar, dass die Meinungen durcheinander gehen, dann kann es zu keiner Einigung kommen. Und da man keine Einigung findet, läßt man die unterschiedlichen Meinungen bestehen. Die gegensätzlichen Ansichten heben sich aber gegenseitig auf. Wenn dagegen einer berufen und befähigt ist, den Glauben autoritativ vorzutragen und Lehrstreitigkeiten durch ein Machtwort zu beenden, dann kann die Einheitlichkeit des Glaubens und die Treue zum Glauben besser und sicherer gewahrt werden. Das vierte Mittel, welches die junge Kirche angewendet hat, um sich der Irrlehren zu erwehren, war die Aufstellung eines festen Kanons, eines Verzeichnisses der inspirierten heiligen Schriften des Neuen Testaments. In den ersten Jahrhunderten liefen viele Schriften um, die in Anspruch nahmen, über Jesus, sein Leben und Wirken, seine Worte und seine Lehre zu unterrichten. Diese Schriften waren teilweise rechtgläubig, teilweise aber mit irrigen Lehren vermengt. Ganz besonders gefährlich waren die Schriften, die behaupteten, dass sie von den Aposteln stammten, die also mit apostolischer Autorität auftraten. Da nahm die Kirche eine Untersuchung vor. Sie schied die Schriften, die apostolischen Ursprungs sind, von jenen, die es nicht sind. Mit der Ablehnung der unechten Schriften wurde der Glaube gesichert.

Schließlich hat die Kirche noch ein letztes, fünftes Mittel angewendet, um die Glaubenslehre zu schützen, nämlich sie hat das Glaubensbekenntnis erweitert. Am Anfang genügte es zu sagen: „Ich glaube, dass Jesus der Christus ist.“ Auf dieses Glaubensbekenntnis hin wurde der Äthiopier von Philippus getauft. Das genügte damals: Jesus ist der Christus, der Messias. Aber bald stellte man fest, dass das nicht genügt. Man mußte erklären: Was ist denn der Messias? Man mußte sich auch fragen: Welches Verhältnis hat er denn zu Gott? Man mußte die wesentlichen Tatsachen des Lebens, Sterbens und Auferstehens Christi festhalten. So entstanden immer umfangreichere Glaubensbekenntnisse. Ich wünsche, meine lieben Freunde, Sie könnten einmal in den Urkunden der Lehrverkündigung diese teilweise sehr ausführlichen Glaubensbekenntnisse, welche die Konzilien aufgestellt haben, lesen; vor allem die Konzilien von Toledo in Spanien haben wunderbare, lichtvolle Glaubensbekenntnisse formuliert. Aus ihnen kann man wahrhaftig den Glauben der Kirche entnehmen.

Und noch eine letzte Frage: Was können wir denn tun, heute, um den Glauben zu erkennen, zu bewahren und zu vertiefen? Wir können uns an das halten, was die junge Kirche getan hat. So wie sie sich gegenüber den Irrlehrern verhalten hat, so können wir es auch tun, vor allem für eine solide Begründung und Vertiefung des Glaubens sorgen. Nicht bloß Rosenkranz auf Rosenkranz häufen, sondern auch denken, nachdenken, sich Wissen verschaffen. Zu dem Anschluß an das Verhalten der alten oder vielmehr der jungen Kirche möchte ich drei Ratschläge geben.

1. Sich fernhalten von unbelehrbaren Sektierern. Man kann mit solchen Leuten sprechen, wenn man das genügende Wissen hat. Wer es nicht hat, der halte sich fern. „Führt doch nicht Streit um Worte“, mahnt der Apostel Paulus, „denn es nützt nichts, es bringt nur dem Verderben, der es hört.“ Und der heilige Johannes ist ganz energisch: „Wenn einer zu euch kommt und diese Lehre (die Lehre des Evangeliums) nicht bringt, so nehmt ihn nicht ins Haus auf und entbietet ihm nicht den Gruß. Denn wer ihm den Gruß entbietet, der nimmt teil an seinen bösen Werken.“ Ich halte es für völlig verfehlt, mit Angehörigen nichtkatholischer Religionsgemeinschaften ökumenische Kirchentage zu veranstalten. Ich sehe darin den Versuch, das Christentum auf die Ebene des Protestantismus herabzusenken.

2. Unbelehrbare, Häretiker, Sektierer müssen aus der Kirche ausgeschlossen werden. Es muss eine Scheidung zwischen Glauben und Unglauben, zwischen Gläubigen und Ungläubigen erfolgen. Die autoritative Feststellung von Irrlehren und der Ausschluß von Irrlehrern ist in erster Linie Pflicht der kirchlichen Autoritäten. Aber wenn diese ihre Pflicht nicht erfüllen, dann müssen wir diese undankbare Aufgabe übernehmen, indem wir mutig auf das Abgehen vom Glauben hinweisen. Ich werde nicht müde werden, den Herrn in Tübingen als einen Apostaten zu bezeichnen. „Von uns sind sie ausge-

gangen“, schreibt der Apostel Johannes, „aber sie waren nicht von uns, denn wären sie von uns gewesen, dann wären sie bei uns geblieben.“

3. Der dritte Rat, den ich gebe, heißt Anschluß an die Tradition. Wenn die Theologen schwanken, wenn die Bischöfe unsicher sind, müssen wir uns den Weg der Wahrheit selber suchen. Diese Suche kann nur zum Anschluß an die kirchliche Tradition führen. So rät es der Apostel Paulus. Im 15. Kapitel des 1. Korintherbriefes schreibt er: „Ich mache euch aufmerksam auf die Heilsbotschaft, die ich euch verkündet habe. Ihr habt sie angenommen, ihr steht darin fest, durch sie werdet ihr gerettet, wenn ihr sie genauso festhaltet, wie ich sie euch verkündet habe. Sonst hättet ihr vergebens geglaubt.“ Der Apostel Johannes hat dieselbe Lehre uns vermittelt. Er fordert ebenfalls den Anschluß an die Tradition. „Das bleibe in euch, was ihr von Anfang an gehört habt. Wenn das in euch bleibt, was ihr von Anfang an gehört habt, so werdet ihr auch im Sohne und im Vater bleiben.“

Die Wahrheit, meine lieben Freunde, erringt man nur durch viele Kämpfe. Der Irrtum kostet nichts.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Leben im Glauben an den Herrn

13.06.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Ich lebe im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt und sich für mich dahingegeben hat,“ schreibt der Apostel Paulus im Brief an die Galater. „Ich lebe im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt und sich für mich dahingegeben hat.“ Was heißt das: im Glauben leben? Im Glauben leben bedeutet: Der Glaube ist der Raum, die Atmosphäre, der Umkreis, in dem ich mein Leben verbringe. Mein Leben ist begründet auf den Glauben. Der Glaube prägt, durchdringt und leitet mein Leben. Alle Lebensäußerungen sind vom Glauben eingegeben, entworfen, gebildet. Was ein Gläubiger spricht, was er tut und was er denkt, das ist vom Glauben geprägt. Das heißt: Ich lebe im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt und sich für mich dahingegeben hat. Paulus konnte so sprechen, denn er war ein Feuerbrand, der sein Feuer vom Heiligen Geist empfangen hatte. Er war ein Sturm, der seine Kraft aus der Macht des Geistes empfing.

Gilt das auch für uns? Ich lebe im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt und sich für mich hingegeben hat? „Nicht als ob ich schon alles begriffen hätte, aber ich selbst bin ergriffen von Christus“, fährt der Apostel Paulus fort. Er ist ergriffen von Christus. Das heißt: Er gehört nicht mehr sich selbst, sondern er gehört Christus. Er lebt in der Gesinnung: Lieber alles verlieren als Christus preisgeben. Im religiösen Leben, meine Freunde, ist wenig erreicht, wenn man nicht eine persönliche Beziehung zu Christus gefunden hat. Persönliche Beziehung zu Christus heißt, er muss einem nahe sein, er muss einem vertraut sein, er muss einem befreundet sein. Er muss sein Leben mit Christus vollziehen, muss fragen: Wie denkst du, mein Heiland, über meine Pläne, über meine Projekte? Wie denkst du über mein Leben? „Er hat mich geliebt und sich für mich dahingegeben.“ Das ist das große Geheimnis Christi, dass er uns geliebt hat, als wir noch Sünder waren, in einer Zeit, wo wir von Gott abgewendet lebten. Er hat uns nicht dem verdienten Zorn Gottes überlassen, sondern uns aus dem Abgrund gerettet. Wodurch? Nun, zuallererst und zuoberst durch seine Menschwerdung. „Einen Leib hast du mir bereitet. Siehe, ich komme, deinen Willen zu erfüllen.“ Das ist der Leitsatz, der über dem Leben Jesu steht. Es ist die unerhörte, einzigartige, einmalige Tatsache, dass Gott selbst sich aufmachte, den Menschen zu retten. Darüber kann man nicht genügend staunen, und das kann man nicht genügend bewundern. Die Menschwerdung des Logos ist die erregendste Tatsache der Weltgeschichte. Der Unsichtbare wurde sichtbar, der Schöpfer kam in seine Schöpfung. Er kam, nicht um das Leben zu genießen, sondern um das Leben zu verschenken. Er kam nicht, um seinem eigenen Willen nach zu leben, sondern den Willen des Vaters zu erfüllen. „Er hat mich geliebt und sich für mich dahingegeben.“

In seinem Leben in Galiläa und Judäa, landauf, landab ist er gewandert, predigend, heilend, helfend, segnend. In der Apostelgeschichte steht der Satz: „Er zog Wohltaten spendend umher.“ Als er den Taubstummen geheilt hatte, gerieten die Zeugen außer sich über dieses Wunder. Sie staunten und sagten: „Er hat alles wohl gemacht. Die Tauben macht er hören und die Stummen reden.“ Sein Leben war ein unvergleichliches Leben. Niemals hätten die Jünger seinen Worten Glauben geschenkt, wenn er nicht durch Taten seine Lehre bekräftigt hätte. Wenn nicht die Wirklichkeit das Leben Jesu geschrieben hätte, kein Menschenhirn hätte es ersinnen können. Es war ein Leben zur Ehre Gottes im Dienste der Menschen. Dafür war er rastlos tätig. „Ich muss die Werke dessen vollbringen, der mich gesandt hat, solange es Tag ist. Es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.“ Er war ein so begehrt und ersehnter Mensch, dass die Scharen ihm keine Ruhe ließen. Als er einmal des Nachts aufstand, um auf einem einsamen Berge zu beten, da setzten sie ihm nach und wollten ihn festhalten. Sie ließen ihm keine Ruhe. Er aber entgegnete: „Auch anderen Städten muss ich die Heilsbotschaft bringen.“

Im Psalm 68 steht ein Wort, das auf Jesus wahrhaftig zutrifft: „Der Eifer für dein Haus verzehrt mich.“ Wenn dieses Wort jemals für einen Menschen gegolten hat, dann gilt es für ihn. Der Eifer für dein Haus verzehrt mich. Und er hat ihn verzehrt, denn er sagte: „Wir ziehen hinauf nach Jerusalem.“ Er war schon vorher in Jerusalem gewesen, aber diesmal war es ein Gang ganz anderer Art. „Wir ziehen hinauf nach Jerusalem.“ Er war nicht ahnungslos. Er wußte, was ihn erwartete, denn dort würde alles in Erfüllung gehen, was die Propheten über ihn geschrieben hatten: Er wird den Heiden ausgeliefert, er wird verspottet, mißhandelt, angespuckt werden. Man wird ihn geißeln und töten. Das alles wußte er. Dennoch zögerte er nicht, festen Schrittes, entschlossenen Sinnes hinaufzuziehen nach Jerusalem. Er tat es für die schuldbeladene Menschheit. Sein ganzes Leben stand unter dem Gesetz: „Er hat mich geliebt und sich für mich dahingegeben.“ Darauf müssen Sie immer achten, meine lieben Freunde, auf das kleine Wörtlein „für“, lateinisch „pro“, denn das war das Prinzip, das über dem ganzen Leben Jesu stand: Für uns ist er ein Mensch geworden, für uns ist er gewandert, für uns hat er gepredigt, für uns ist er geißelt worden, für uns hat er am Kreuze gehangen. Immer für uns, und das in einem doppelten Sinne, nämlich uns zum Nutzen und an unserer Statt. Das Wörtchen „für“ hat nämlich zwei Bedeutungen: zum Nutzen von jemandem und an der Stelle, an der Statt von jemandem. Beides hat Jesus in seinem Leben, Leiden und Sterben erfüllt.

Es war ein heiliger Tausch: Jesus nahm die Schmach auf sich und gab uns die Ehre. Er trug den Schmerz, und er gab uns dafür die Gesundheit. Er trug den Tod und gab uns dafür das Leben. Die Wunden Jesu predigen noch stärker als seine Worte, denn „durch seine Wunden sind wir geheilt“.

Er hat mich geliebt und sich für mich dahingegeben. Das Wort steht auch über dem eucharistischen Opfersakrament, das wir ja in den vergangenen Tagen in besonderer Weise geehrt haben. Aus Liebe ist er gekommen, aus Liebe ist er geblieben. Im eucharistischen Opfersakrament ist er wahrhaft, wirklich und wesentlich zugegen. „In Demut bet ich dich, verborgene Gottheit, an.“ Wie kann da der Pfarrer von Sprendlingen sagen: „Wir tragen Brot durch die Straßen“? Wie kann er das sagen?! Brot ist es, bevor es gesegnet wird. Sobald die Worte Christi darüber gesprochen werden, ist es der Leib Christi. Christi Wort wirkt dieses Sakrament. Die Theologie hat sich bemüht, dieses Geschehnis zu erklären. Man hat die beiden Begriffe „Substanz“ und „Akzidenzien“ dafür verwendet. Substanz ist das innerste Wesen eines Gegenstandes, Akzidenzien ist das Äußere, was man sieht, was man hört, was man schmeckt, was man berührt. Die Substanz, so hat die Theologie gesagt, die Substanz, also das, was in einer Tiefe liegt, die kein Fernrohr und kein Mikroskop erreichen kann, die Substanz wird verwandelt. Aus Brotsbstanz wird die Substanz des Leibes Christi. Wir haben hierfür das glückliche Wort „Wesensverwandlung“, lateinisch „Transsubstantiation“. Kraft der Wesensverwandlung ist er gegenwärtig, den die Engel anbeten und den Maria in ihrem Schoß getragen hat. Wir wissen Gott gegenwärtig, den der Vater in die Welt eingeführt hat, den anbeten sollen alle Engel. Kein Volk ist so groß, dass es einen Gott hätte, der ihm so nahe ist wie unser Gott. Obwohl er der Mächtigste ist, konnte er nichts anderes geben. Obwohl er der Reichste ist, hat er nichts Besseres zu geben. obwohl er der Weiseste ist, wußte er nichts Größeres zu schenken. Er hat mich geliebt und sich für mich dahingegeben. Ich lebe im Glauben an den Sohn Gottes.

Wir feierten am vergangenen Freitag das heiligste Herz Jesu. Herz Jesu. das ist die Mitte, das ist die Innigkeit der Liebe unseres Heilandes. Wir können den ganzen Reichtum der Persönlichkeit Jesu nur einigermaßen ausschöpfen, indem wir ihn gleichsam aufteilen. Am Fronleichnamfest feierten wir seinen Leib, am 1. Juli feiern wir sein Blut, und am Herz-Jesu-Fest feiern wir sein Herz. Das alles dient dazu, uns mehr mit Jesus vertraut zu machen und zu begreifen, dass er uns geliebt und sich für uns dahingegeben hat.

Aber freilich, man muss daran glauben. Ich lebe im Glauben an den Sohn Gottes. Ein echter, starker, fester Glaube müßte eine Welt überwindende Macht sein. Und so schreibt ja auch der Apostel Johannes: „Das ist der Sieg, der die Welt überwindet, unser Glaube.“ Einen anderen Sieg gibt es nicht. Weder mit Geld noch mit Organisationen kann man die Welt überwinden, sondern nur im Glauben.

Warum, meine Freunde, bringen die Menschen im religiösen, im sittlichen Leben so wenig zustande? Der Grund ist einfach: weil ihr Glaube schwach ist. Zu großen Anstrengungen, zu schweren Überwindungen verhilft nur der Glaube. Wenn ich im Glauben überzeugt bin, dass das Messopfer ein Wert, ein unerhörter Wert ist, dann werde ich auch zum Messopfer hingehen. Wenn ich im Glauben

überzeugt bin, dass der Priester ein zweiter Christus ist, verähnlicht mit ihm in einer unaussprechlichen Weise, dann ist der Zölibat für mich eine Lappalie. Um Christi willen werde ich im Glauben alles auf mich nehmen, was er mir auflädt. Es ist unübersehbar, dass sich unsere Kirche in einer Krise befindet. Wenn ich diese Schwätzer schon höre, diese Schwätzer auf den Bischofsstühlen, die die Krise immer noch vermehren! Es ist unübersehbar, dass sich unsere Kirche in einer Krise befindet, d.h. in einer schwierigen, gefährlichen Lage, Versagen von Priestern, Versagen von Theologen, Versagen von Bischöfen, Lauheit und Gottvergessenheit im christlichen Volke. Dieses Versagen hat nur eine einzige Wurzel: Es ist die Erschütterung des Glaubens. Durch die jahrzehntelange Wühlarbeit ungläubiger Theologen und durch die Angleichung an nichtkatholische Religionsverbände ist der Glaube in vielen Menschen zusammengebrochen und erschüttert worden. Mit einem unsicheren Glauben läßt sich kein christliches Leben führen.

Heinrich Heine stand einmal vor dem Dom, vor der Domkirche in Antwerpen und bewunderte ihn. Dann sprach er die denkwürdigen Worte: „Die Menschen, die dieses Gotteshaus gebaut haben, hatten Dogmen. Wir haben nur Meinungen. Mit Meinungen baut man keine Dome!“ Mit Meinungen führt man auch kein christliches Leben.

Freilich weiß ich um die unaufhörlichen Angriffe von außen, die Schmähungen und Verunglimpfungen, und sie treffen ja häufig diejenigen, die die tatkräftigsten Verteidiger des Glaubens sind. Der Satan hat Sinn für Qualität. Das Christentum, so sagen sie uns, hat versagt, die Kirche hat versagt. Diese Vorwürfe halte ich in aller Redlichkeit für verfehlt. Nicht das Christentum hat versagt, sondern die Menschen haben sich unfähig erwiesen, es zu leben. Eine Lehre wird nicht dadurch falsch, dass ihre Anhänger sich nicht danach richten.

Im 3. Jahrhundert konnte der Schriftsteller Minutius Felix in seiner Schutzschrift für die Christen schreiben: „Wir sprechen nicht große Worte, sondern wir leben die Größe.“ Im 20. Jahrhundert schrieb der Apostel von Berlin, der große, unvergeßliche Carl Sonnenschein: „Des Katholiken charakteristisches Zeichen soll sein, dass er die Religion lebt, nicht dass er von ihr redet.“ Wir müssen also leben für den Glauben, leben im Glauben, leben aus dem Glauben. In Christus gilt nur der Glaube, der durch die Liebe wirksam ist. Die zum Glauben an Gott gelangt sind, müssen sich auszeichnen durch gute Werke. Im Jakobusbrief steht der dürre Satz: „Was nützt es, wenn einer sagt, er habe den Glauben, aber keine Werke aufzuweisen hat?“ Und an einer anderen Stelle mahnt er: „Seid Befolger des Wortes und nicht bloß Hörer! Die das Wort Gottes bloß hören, die täuschen sich selbst.“

Wir müssen Gott mit unserer Hände Arbeit und mit unserem Herzen und im Schweiß unseres Angesichtes dienen. Das Christenleben war niemals bequem.

Wir müssen ihm nachfolgen. Was heißt das? Das heißt, wenn es von uns gefordert wird, verzichten auf liebgewordene Gewohnheiten, verzichten auf gefährliche Neigungen, verzichten auf ausgreifende Pläne. Ihm nachfolgen, das heißt, das Kreuz auf uns nehmen, das Kreuz unserer Natur, unseres Körpers, unserer Familie, unseres Berufes, das Kreuz unseres Glaubens und ihm nachfolgen, bis zum Garten, in dem er den Blutschweiß vergossen hat, bis zum Hügel Golgotha, denn er hat mich geliebt und hat sich für mich hingegeben, also will ich leben im Glauben an meinen Heiland Jesus Christus.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Der große Irrweg in der Kirche als Folge des falschen Ökumenismus

20.06.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir haben eben von dem großen Wunder gehört, das der Herr gewirkt hat. Da möchten wir verzagt fragen: Wie ist es heute? Macht die Kirche auch heute noch solche Fischfänge? Tun sich die Tiefen des Meeres auf und werfen solche Mengen Fische ans Land? Und wenn nicht, warum nicht? Wir müssen uns messen an den Jüngern. Von ihnen heißt es: „Wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen.“ Die Jünger haben gearbeitet. Sie haben schwer gearbeitet; sie haben Nachtarbeit geleistet. Arbeit ist nun einmal im Reiche Gottes verlangt, anstrengende, ermüdende Arbeit. Annehmlichkeit, Behaglichkeit, Bequemlichkeit sind Schreckworte für den Diener Christi.

Ist diese Voraussetzung in unserer Zeit gegeben? Arbeiten die zahlreichen, die tausende Bediensteten der Kirche angestrengt und unermüdlich? Wie groß ist ihr Einsatz, wie stark ihr Engagement? Wie arbeiten sie? Auf welchen Arbeitsplätzen? Sitzen nicht so manche Priester und Laien im kirchlichen Dienst und mit kirchlichem Gehalt auf angenehmen Posten mit leichter Arbeit? Mein Blick ist begrenzt. Aber aus dieser Begrenzung darf ich sagen, was ich beobachte, nämlich dass man in der Kirche für weniger Arbeit mehr verdient als in der Welt. Das ist nach meiner Überzeugung, nach meiner Beobachtung die Lage in Deutschland. Mit weniger Arbeit verdient man in der Kirche mehr Geld.

Viele suchen sich eine behagliche und angenehme Arbeit heraus. Die schwere, die unerläßliche Arbeit bleibt ungetan. Es gibt zahlreiche Gehaltsempfänger, die ihre Stunden absitzen und manchmal nicht einmal das tun. Ich habe einschlägige Erfahrungen! Haben wir nicht in unseren deutschen Diözesen eine überbordende Bürokratie? Wie viele, wie viele Tausende nehmen an Schreibtischen Platz, bedienen Telefone, versenden Papiere und sind mit Tagungen beschäftigt. Was tragen sie für die Arbeit am Reiche Gottes bei? Gibt es nicht gläubige, eifrige Laien, die mit ihrem Gebetsgeist und mit ihrer Apostelgesinnung viele beamtete Kirchendiener beschämen? Wie viel von der tatsächlich geleisteten Arbeit kommt dem Ziel zugute, Menschen zu fischen, also Menschen für den Glauben zu gewinnen, Menschen bei der Kirche zu halten, Abständige zur Gemeinde zurückzuführen, Abgefallene zur kirchlichen Gemeinschaft zurückzuholen? Die Antwort lautet: Fast nichts. Es geschieht alles Mögliche, aber nicht das eine Notwendige, nicht das schlechthin Unerläßliche, nämlich Menschen fischen.

Und wie steht es um die Priester? Ich bin fast mein ganzes Leben mit der Erziehung von Priestern beschäftigt gewesen und habe einen Einblick. Arbeiten alle Priester der Kirche angestrengt und unverzagt für das Reich Gottes? Sind sie bemüht, Menschenfischer zu sein? Oder wieviel Zeit bringen sie vor dem Fernseher zu? Gibt es nicht allzu viele Priester, die nicht in der Seelsorge tätig sind, sondern die sich andere, angenehmere Jobs besorgt haben? Und sind die in der Seelsorge beschäftigten Priester wirklich ganz und voll der Sorge für Seelen verpflichtet? Gibt es nicht Priester, die gewissen Liebhabereien nachgehen, die mit der Seelsorge nichts zu tun haben? Ich kenne einen Priester, der beschäftigt sich mit Hexenprozessen. Was ist es mit dem freien Tag der Priester? Hat Paulus einen freien Tag gemacht? Hat der Pfarrer von Ars einen freien Tag gemacht? Und muss der freie Tag frei sein vom Messopfer?

Wie viele der kirchlichen Bediensteten können von sich sagen: Wir haben die ganze Nacht gearbeitet. Wir haben mit vollem Einsatz, mit glühendem Eifer für Gott gearbeitet. Wie viele können das sagen? Wenn die Jünger Christi alles aus sich herausgeholt haben, dann mögen sie sagen: Wir haben die ganze Nacht gearbeitet. Aber nicht eher. Dann können sie auch auf Gottes Hilfe rechnen. Sie können aber diese Hilfe nur erwarten, wenn sie getan haben, was sie zu tun vermögen. Gott ist kein Lückenbüßer für die Trägheit der Menschen.

Wir wissen, dass das Ungenügen im Inneren der Kirche zusammentrifft mit den Aggressionen von außen. Ich verkenne nicht die Schwierigkeiten, die sich der Arbeit für Gottes Reich entgegenstellen. Wir wissen von dem neuen Atheismus. Die Gottlosigkeit erhebt frech ihr Haupt, der Unglaube verlangt Gleichberechtigung. Nein, er will Bevorrechtigung vor dem Glauben! Das ganze europäische Getue, das europäische Parlament und die europäische Regierung, die gesamte Organisation, die neigen in starkem Maße zur Vernachlässigung, ja zur Unterdrückung der Religion. Also auch da, wo gut gearbeitet wird, wo Priester und Laien sich redlich mühen, wo das herrliche Zeugnis nicht fehlt, stellt sich der Erfolg nicht automatisch ein. Die Menschen können ihre Augen verschließen von der Herrlichkeit Gottes, sie können ihre Ohren verstopfen gegen die Botschaft vom Heil. Es gibt einen offenkundigen Widerstand gegen Gottes Gedanken.

Die größte Gefahr sehe ich ausgehen von dem hemmungslosen Ökumenismus. Er treibt die katholischen Christen in den Protestantismus. Das bin ich bereit, jedem zu bezeugen, auch dem Kardinal von Mainz. Dieser Tage sprach ich mit einer Dame, Bankangestellte, katholisch, verheiratet, ein Kind, beteiligt sich am kirchlichen Leben. Was wünscht sie von der Kirche? „Die Kirche müßte sich mehr der evangelischen Kirche angleichen.“ Das wünscht sie. Die Kirche müßte sich mehr der evangelischen Kirche angleichen. Das ist die Aufforderung zum Selbstmord. Das ist keine Einzelstimme, das ist eine Grundstimmung. Und dafür verantwortlich ist der Ökumenismus. Er betreibt die Vereinigung der Christen, indem er die Katholiken in die protestantischen Hürden treibt. Ich frage die Herren Bischöfe: Wie lange wollen Sie den Ökumenismus noch weiter treiben? Bis zum letzten Katholiken?

Dennoch gilt der Befehl des Herrn: „Fahret hinaus auf die See und werfet eure Netze aus!“ Dieser Befehl steht. Lehret die Menschen, gehet hin, verkündet das Evangelium! Also nicht sich in eine Nische zurückziehen, nicht in ein Schweizer Idyll flüchten, nicht sich den paar Guten widmen, die es noch gibt. Nein, missionarisch sein, apostolisch sein, werben für Gottes Reich. Menschen, die Gott vergessen haben, unruhig machen. Menschen gewinnen für unsere heilige Religion. Die Apostel sind hinausgefahren. Sie haben den Befehl des Herrn befolgt. Und dann der große Erfolg: ein reicher Fischfang, eine große, eine riesige Menge von Fischen durch das Machtwort des Herrn, durch seine Wunderkraft. Wunder können nicht erzwungen werden. Aber man kann sich der Wunder würdig machen durch immerwährende eigene Anstrengung, durch ständiges vertrauensvolles Gebet, durch demütiges Harren auf die Hilfe Gottes. Das Entscheidende im Leben ist nicht, das zu tun, was wir wollen, sondern das zu tun, was Gott will. Gottes Willen suchen, nach Gottes Willen fragen, Gottes Willen über unserem Leben erforschen. Und da ist eines sicher: Ein bequemes, behagliches, geruhames Leben ist nicht nach Gottes Willen. Gott macht es seinen Jüngern nicht gemütlich, er verlangt von ihnen das Opfer.

„Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium allen Geschöpfen!“ So lautet der letzte Befehl des Herrn. Gehen, nicht sitzen bleiben und warten; lehren, nicht unterhalten und schwätzen; taufen, nicht interessant über fernöstliche Religionen reden. Und das alles im Geiste der Demut. Nicht für die eigene Befriedigung arbeiten, sondern für die Ehre Gottes. Nicht Anerkennung für sich begehren, sondern für Gottes Wirklichkeit. Wer anfängt, sich seiner Arbeit im Reiche Gottes zu rühmen, der vertreibt Gottes Segen von seiner Arbeit. Auch das Rühmen anderer ist zumeist unbegründet. Der Personenkult in unserer Kirche wird durch die Zahlen des Abfalls und der Lauheit als eine Verirrung erwiesen. Es ist kein Anlaß dazu, Menschen zu preisen, sondern es ist Demut gefragt und Zerknirschung, sich zu erinnern an das Wort des Herrn: „Ihr sollt, wenn ihr alles getan habt, was euch aufgetragen ward, sagen: Wir sind unnütze Knechte. Wir haben nur getan, was wir schuldig sind.“

Weit dehnt sich das Meer vor unseren Augen, die Missionsländer rufen nach Missionaren. Aber der Ruf findet wenig Widerhall in den Herzen der Menschen. Missionsländer sind heute nicht nur Afrika und Asien, Missionsland ist ganz Europa. Missionsland ist auch Deutschland. Die Tatsache steht fest, aber die Folgerungen daraus sind bisher ausgeblieben. Mission ist ein Fremdwort in den Amtsstuben der Ordinariate, ist ein Fremdwort in dem Wasserkopf der Bischofskonferenz, ist ein Fremdwort beim Zentralkomitee der deutschen Katholiken. Kritik am Papst, das verstehen sie alle, aber nicht Mission. Entweder wir fangen endlich an, Mission zu treiben, oder wir schrumpfen weiter zu einer Sekte!

„Von nun an wirst du Menschen fangen“, sagt der Herr zu Petrus. Und das sagt er zu uns allen: Menschen fischen, Abständige für das religiöse, für das kirchliche Leben gewinnen. Warum sagen Sie

nicht zu jemand: „Kommen Sie doch mal mit zu unserem Gottesdienst! Hören Sie sich doch mal eine Predigt an“? Abgefallene, Ausgetretene zurückholen zur Gemeinde, das Licht des Glaubens erhalten in der Familie. Ich fordere Sie immer wieder auf, meine Freunde: Lesen Sie, verschaffen Sie sich Wissen, um argumentieren zu können, um Unwissende aufzuklären. Ich erinnere mich, wie mir vor vielen Jahren einmal ein Liberaler im Beichtstuhl sagte: „Ja, das katholische Zentrum hat ja auch für das Ermächtigungsgesetz gestimmt.“ „Jawohl“, sage ich, „aber Ihr großes Idol, der Herr Heuß hat auch für das Ermächtigungsgesetz gestimmt.“ Da war er still. Wissen muss man haben.

Zweifelnde zur Klarheit bringen, Gegner überzeugen, Schriften verteilen. Es gibt so viele gute Schriften, meine Freunde. Ich habe hier einige bei mir. Diese Schriften können Ihnen Material liefern, um sich zu behaupten im Geisteskampf. Vor allem dieses hier: Luther. Hier können Sie einmal aufgeklärt werden, wer dieser Herr war. Und bei allem: Nicht die Zuversicht verlieren. Es ist nichts vergeblich, was in reiner Absicht für Gott und sein Reich getan und gelitten wird. Gott kann den Segen denen nicht versagen, die selbstlos für ihn arbeiten. Und Gott ist nicht ohnmächtig. Der alte Gott lebt noch. Er ist so lebendig und mächtig wie eh und je. Christus ist der Herr und König auch unserer Zeit. Er sehnt sich nach unserer Gefolgschaft. Die Sturmwinde des Heiligen Geistes stehen bereit. Sie warten auf Menschen, die sich von ihnen treiben lassen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gesetz und Gewissen (1)

(Die Verbindlichkeit des sittlichen Naturgesetzes)

27.06.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Heilige Vater hat in der letzten Zeit mehrfach auf die Bedeutung des sittlichen Naturgesetzes und des Naturrechtes hingewiesen. Das sittliche Naturgesetz und das Naturrecht ist ein unaufgebarerer Bestandteil der kirchlichen Verkündigung. Wir kennen die Gesetze der physischen Natur. Wir haben sie im Unterricht in der Schule gelernt, in naturwissenschaftlichen Unterricht. Der Schall pflanzt sich fort mit einer Geschwindigkeit von 333 Metern in der Sekunde. Gregor Mendel, der Augustinerprior, hat die sogenannten Mendel'schen Gesetze entdeckt. Sie gehören zu der Vererbung. Georg Simon Ohm hat das Ohm'sche Gesetz entdeckt, nämlich: Stromstärke = Spannung durch Widerstand. Das sind Naturgesetze, physische Naturgesetze. Aber es gibt nicht nur physische Naturgesetze, es gibt auch sittliche Naturgesetze, die sich also an den Menschen wenden, an seinen Verstand und an seinen Willen.

Was versteht man unter sittlichen Naturgesetzen? Sittliche Naturgesetze sind die Gesamtheit der sittlichen Normen, die der Mensch aus der Natur der Dinge kraft seiner natürlichen Vernunft als sittlich verbindlich erkennen kann. Natur ist hier in einem doppelten Sinne gebraucht, nämlich einmal als Erkenntnisgegenstand, als Quelle der Erkenntnis, und als Erkenntnismittel, nämlich Vernunft. Um es noch etwas einfacher zu erklären: Die Geschöpfe haben vom Schöpfer eine bestimmte Struktur, eine bestimmte Wesensart mitbekommen. Diese Natur ist verbindlich, denn der Schöpfer hat sie hineingelegt. Diese Strukturen muss der Mensch erkennen und beachten. Das ist das sittliche Naturgesetz.

Die Heilige Schrift bezeugt uns die Existenz des sittlichen Naturgesetzes. Im Römerbrief schreibt der heilige Apostel Paulus: „Indem die Heiden, die das jüdische Gesetz nicht haben, von Natur das gesetzlich vorgeschriebene tun, sind diese, die das mosaische Gesetz nicht haben, sich selbst Gesetz. Sie zeigen nämlich, dass das Werk des Gesetzes in ihre Herzen geschrieben ist, indem ihr Gewissen ihnen Zeugnis gibt und ihre Gedanken sich untereinander anklagen und verteidigen.“ Auf diese grundlegende Aussage des Apostels Paulus hat sich die kirchliche Moralwissenschaft immer gestützt und infolgedessen 2000 Jahre lang die Existenz des sittlichen Naturgesetzes gelehrt. Andere sind in die Fußstapfen des Apostels Paulus getreten, z.B. der heilige Justin der Martyrer, der uns ja wertvolle Schriften hinterlassen hat. Er spricht von dem „allgemeinen, natürlichen und ewigen Gesetz“. In der Zeit der Verfolgung haben sich die Christen auf dieses Gesetz berufen. Auf die Offenbarung konnten sie sich nicht berufen, denn die Verfolger erkannten ja die Offenbarung nicht an. Aber gemeinsam mit ihnen hatten sie das sittliche Naturgesetz, und darauf haben sie sich gestützt bei ihrem Kampf für die Rechte der Christen.

Kann man beweisen, dass es ein sittliches Naturgesetz gibt? Man kann es bei allen Menschen guten Willens. Im allgemeinen sittlichen Bewußtsein zeigt sich das Vorhandensein eines Sollens. Wir alle spüren, dass wir bei bestimmten Vorhaben, Handlungen, Aktionen vor der Frage stehen: Darf ich oder darf ich nicht? Es ist dem Menschen zutiefst eingewurzelt ein Sollen, das der Vernunft aufgegeben ist, ein Gespür für das, was der Mensch tun darf oder soll oder nicht tun darf oder nicht tun soll. In diesem Gespür deutet sich das sittliche Naturgesetz an. Das Nachdenken erhärtet diese Erscheinung, die wir ja alle in uns spüren. Es vertieft diese volkstümliche Überzeugung. Mit der Vernunft erkennt der Mensch, dass es eine innere Notwendigkeit gibt, bestimmte Dinge zu tun oder zu unterlassen. Dass der Mensch mehr ist als ein Tier, weil er Vernunft und Willen besitzt, ist jedem, der denken kann, offensichtlich. Wenn er aber mehr ist als ein Tier, kann er nicht behandelt werden wie ein

Tier. Man muss ihn vielmehr achten und schätzen in seiner Persönlichkeit. Wenn der Mensch mehr ist als ein Tier, kann er auch nicht leben wie ein Tier. Er muss eingedenk sein der geistigen Gaben, die ihm zuteil geworden sind, seiner Verantwortung, die er trägt für sich und für andere.

Alle Menschen, so verschieden sie sein mögen, haben das Recht, anerkannt zu werden in ihrer Existenz und in ihrem Lebensrecht. Das sittliche Naturgesetz erhebt Einspruch gegen die Einteilung der Menschen in höherwertige und minderwertige Rassen, von denen die einen zum Herrschen, die anderen zum Beherrschtwerden berufen seien. Das ist das sittliche Naturgesetz. Jedes Volk, das existiert, hat ein Recht zu leben, sich zu entfalten, sich zu vermehren. Das sittliche Naturgesetz verbietet, dass ein starkes Volk ein schwaches unterjocht oder gar ausrottet. Das ist die Sprache des sittlichen Naturgesetzes.

Der Protestantismus leugnet das sittliche Naturgesetz. Er muss es leugnen, weil er eine falsche Vorstellung von der Erbsünde hat. Nach ihm ist durch die Erbsünde der Mensch total – total! – verdorben. Natürlich, wenn der Mensch, wenn die menschliche Natur total verdorben ist, kann man daraus keine Imperative entnehmen. Wegen dieser Verderbnis ist also ein Naturrecht im Protestantismus nicht möglich.

Das sittliche Naturgesetz hat einen bestimmten Inhalt, und zwar gestaffelt nach seiner Nähe zu unserer Erkenntnis. Der erste und oberste Prinzip, welches das sittliche Naturgesetz enthält, lautet: Du sollst das Gute lieben und tun und das Böse meiden. Dieses erste und allgemeine Gesetz ist ja wohl noch den allermeisten Menschen einsichtig. Schwieriger wird es dann schon bei den ersten Anwendungen dieses Grundsatzes auf materielle Gebiete des Handelns. Was ist denn nun gut und böse, nicht wahr? Nun, das läßt sich mit dem Verstand, mit der Vernunft begründen. Wenn die Eltern den Kindern das Leben schenken, dann sind sie auch dazu berufen, ihnen das Leben zu erhalten, also sie nicht im Mutterleibe zu töten. Wenn die Eltern den Kindern das Leben schenken, dann sind sie auch verpflichtet, sie zu erziehen, also sie nicht dem Moloch Staat zu überliefern!

Die Menschen sind geschlechtlich verschieden, Mann und Frau. Die geschlechtliche Verschiedenheit ist darauf hingerichtet, dass sie zu einer Einheit verbunden wird. Man und Frau vereinigen sich und wecken dadurch neues Leben. Sie verbinden sich, so dass aus ihrer Verbindung Nachkommenschaft entstehen kann. Aber eben nur Mann und Frau, nicht Mann und Mann oder Frau und Frau! Das ist ein teuflische Verkehrung des sittlichen Naturgesetzes. Das ist ein Mißbrauch, eine himmel-schreiende Sünde. Dagegen erhebt das sittliche Naturgesetz Einspruch.

Weiter entfernt liegen gewisse Folgerungen und Anwendungen des sittlichen Naturgesetzes. Denken wir an die Einpaarigkeit der Ehe. Ein Mann hat eine Frau, und eine Frau hat einen Mann, nicht wie der König in Benin, der 48 Frauen hat und 82 Kinder. Nein, die Ehe ist einpaarig. Auf diese Einpaarigkeit der Ehe weist die fast gleiche Kopffzahl der Geschlechter hin. Es ist doch merkwürdig, dass fast immer so viele Männer wie Frauen geboren werden, so dass sie sich zusammenfinden können. Und wenn in einem Kriege besonders viele Männer gefallen sind, werden merkwürdigerweise danach mehr Knaben als Mädchen geboren. Das sind Tatsachen. Auf die Einpaarigkeit der Ehe weist auch die psychologische Tatsache der Eifersucht. Der Mensch, der sich verhehlicht, will den anderen ganz für sich haben, und er will ihn nicht teilen mit anderen, wenn er ein normales Empfinden hat. Die eheliche Liebe verträgt keine Aufteilung auf mehrere Männer oder auf mehrere Frauen. Sie verlangt ungeteilte Hingabe. Das ist die Sprache des sittlichen Naturgesetzes. Die Unauflöslichkeit der Ehe ergibt sich ebenfalls aus dem sittlichen Naturgesetz, denn es ist ja das Wesen der Ehe, eine Lebensgemeinschaft zu sein. Die Ehegatten sollen alles miteinander teilen, Besitz und Arbeit, Freude und Leid. Wer alles miteinander teilen soll, der soll auch immer beieinander bleiben. Die Möglichkeit der Ehescheidung zerstört die auf die Selbstzucht hinweisenden Kräfte, sie zerstört die auf die Selbstzucht hinweisenden Kräfte, und sie ermuntert die Kräfte, die auf die Selbstsucht hinweisen. Die Trennung geht, wie wir alle wissen, vor allem auf Kosten der Kinder. Also das Naturgesetz, das sittliche Naturgesetz läßt sich erkennen von dem, der guten Willens ist.

Es hat bestimmte Eigenschaften, nämlich einmal: Es gilt für alle Menschen und für alle Völker. Es ist universal in persönlicher, zeitlicher und örtlicher Hinsicht. Es ist ja innerlich vernünftig und notwendig, und deswegen ist es eine allgemeingültige Norm. Die wesentlichen Pflichten sind für alle Menschen dieselben. Heute wird von manchen ein Weltethos proklamiert. Gewisse, von Menschen aufge-

stellte Normen sollen von allen beachtet und beobachtet werden. Das ist Menschenwerk und deswegen unverbindlich. Das sittliche Naturgesetz ist Gottes Werk und deswegen verbindlich. Das Weltethos ist schon längst da; es ist das sittliche Naturgesetz.

Nun gibt es Menschen, welche in Unkenntnis über das sittliche Naturgesetz leben. Wir erfahren es ja jeden Tag, wie die Menschen das sittliche Naturgesetz mit Füßen treten, wie sie es mißachten, wie sie es ablehnen. Woher kommt diese Unkenntnis des sittlichen Naturgesetzes? Erstens, weil sich die Menschen nicht darum bemühen. Sie fragen nicht nach dem Wesen der Geschöpfe und den Imperativen, die sich aus diesem Wesen ergeben. Sie wollen nicht wissen, was der Schöpfer mit seiner Schöpfung anzielt. Sie wollen es nicht wissen, um nicht gebunden zu sein. Man kann sich die Gottlosigkeit und die Gottferne vieler Menschen, die mit uns leben, gar nicht schlimm genug vorstellen. Aber es gibt nicht nur Unwissenheit, es gibt auch den Unwillen, das sittliche Naturgesetz zur Kenntnis zu nehmen. Dass viele Menschen sich dagegen sträuben, ist leicht zu erklären: Sie fliehen vor der sittlichen Anstrengung, die das sittliche Naturgesetz von ihnen verlangt. Sie gehen der Überwindung aus dem Weg, die man anwenden muss, wenn man sich nach dem sittlichen Naturgesetz richtet. Sie wollen ungebunden ihren Neigungen und Leidenschaften nachleben. Sie wollen sich durch das sittliche Naturgesetz nicht in ihren Vergnügungen stören lassen. Das sittliche Naturgesetz ist dauernd und unveränderlich. Weil es innerlich wahr ist, kann es nicht unwahr werden. Weil Gottes Wille unwandelbar ist, kann sich das sittliche Naturgesetz nicht wandeln. Weil das Wesen des Menschen unveränderlich ist, bleibt das sittliche Naturgesetz immer dasselbe. Es kann auch nicht zeitweilig suspendiert werden, in seiner Geltung unterbrochen werden. Das Naturgesetz kennt deswegen keine Unterbrechung, weil man den Schöpfer des Naturgesetzes nicht in Urlaub schicken kann.

Das Naturgesetz erlaubt auch keine Entschuldigung und keine Ausnahme. Wenn man auf sogenannte Ausnahmen hinweist, so ist zu erklären, dass das eigentlich Auslegungen – Auslegungen – des Naturgesetzes sind. Das Naturgesetz sagt: „Du sollst nicht töten!“ Aber das ist in dieser Formulierung zu knapp formuliert. „Du sollst nicht ungerecht töten“, müßte man sagen. Du sollst nicht morden. Die Tötung kann unter Umständen geboten sein. Also das sittliche Naturgesetz ist ausnahmslos geltend, aber man muss, man darf es auslegen.

Nun könnte man annehmen, die natürliche Ordnung ist durch die übernatürliche Ordnung, durch die Offenbarung in Christus überwunden worden. Aber da gilt das unumstößliche christliche Prinzip: Die Gnade zerstört nicht die Natur, sondern sie setzt die Natur voraus. Sie setzt die Natur voraus, und sie vollendet die Natur. Das sittliche Naturgesetz wird durch die Offenbarung nicht aus den Angeln gehoben; es bleibt gültig. Was durch die Offenbarung abgeschafft ist, das sind die mosaischen Gesetze, der Tempel, die Tempelopfer. Das ist abgeschafft, aber das sittliche Naturgesetz, das sich zum Beispiel in den Zehn Geboten vorfindet, das bleibt erhalten. Das sittliche Naturgesetz wird zum Bestandteil des neutestamentlichen Gesetzes. Die Heilige Schrift bestätigt an vielen Stellen die Weitergeltung des sittlichen Naturgesetzes. Der heilige Paulus zählt an vier Stellen seiner Briefe Sünden auf, die durch das sittliche Naturgesetz verboten sind, unter anderem vor allem gegen die geschlechtliche Sittlichkeit. Diese Aufzählungen sind nichts anderes als der Beweis dafür, dass das sittliche Naturgesetz im Neuen Testament, im Zeitalter der Kirche, weitergeht.

Freilich hat Gott zum Wächter über das Naturgesetz eine Institution geschaffen. Wir nennen sie katholische Kirche. Die Kirche wacht über den Inhalt des Naturgesetzes. Sie ist durch den Heiligen Geist befähigt, die Normen zu erkennen, die der Schöpfer in das Wesen der Geschöpfe gelegt hat. Das gilt zum Beispiel für das so heikle Thema der Empfängnisverhütung. Ich habe dem Herrn Glück in München einen Brief geschrieben. Dieser Herr Glück hatte ja bekanntlich die Frau Käßmann gelobt, weil sie die Pille als ein „Geschenk Gottes“ bezeichnet hatte. Ich habe dem Herrn Glück einen Brief geschrieben, in dem ich ihn auf das sittliche Naturgesetz hingewiesen habe. Die Kirche wacht über das sittliche Naturgesetz. Am 20. Oktober 1939 warnte Papst Pius XII. vor der Verachtung des Naturgesetzes in der Beziehung der Völker. Am 20. Oktober 1939. Das war nicht zufällig. Es war der Zeitpunkt, an dem die deutschen Eroberer ihre Schreckensherrschaft in Polen aufrichteten. Da ist der Papst aufgestanden und hat auf das sittliche Naturgesetz hingewiesen. Der Papst hat nicht geschwiegen, der Papst hat gesprochen. Der Papst sagt nämlich, was daraus folgt, wenn die von Gott gegebenen Gesetze der Völker mißachtet werden. Die Staatsgewalt maßt sich eine ungemessene Macht an,

und damit wird die Rechtlosigkeit zum Prinzip erhoben. Wer das Völkerrecht vom göttlichen Recht, vom sittlichen Naturgesetz löst, der verfehlt sich gegen das göttliche Recht und gegen den göttlichen Gesetzgeber.

Wir wissen also, meine lieben Freunde, was wir zu tun haben, damit wir dem Schöpfer und Erlöser gerecht werden. Wir müssen das sittliche Naturgesetz beachten und erfüllen zum Wohlgefallen Gottes, des Schöpfers und zum Empfang der Gaben, die der Erlöser uns vermitteln will. Wer im Einklang mit dem Schöpfer und dem Erlöser handelt, der hat Frieden im Herzen, der besitzt ein gutes Gewissen, ist ein Segen für seine Umgebung und findet heim zu Gott.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gesetz und Gewissen (2)

(Das Gesetz des Alten Bundes)

04.07.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am 13. November 1933 fand im Berliner Sportpalast eine Versammlung evangelischer Christen statt. In dieser Versammlung forderten die evangelischen Christen, 30.000 an der Zahl, die Abschaffung des Alten Testaments. Sie konnten sich dabei auf berühmte evangelische Theologen stützen. Der bekannte Adolf von Harnack sprach sich für die Abstoßung des Alten Testaments aus. Und der in Göttingen lehrenden Emanuel Hirsch sah das Alte Testament als das Dokument einer fremden Religion an. Namhafte Teile der Protestanten wollten also die Offenbarungsurkunde des Alten Testaments beseitigt, gestrichen sehen. Die katholische Kirche verhielt sich auch damals anders. In München stieg der Erzbischof, Kardinal Faulhaber, auf die Kanzel des Liebfrauendomes und hielt vier wuchtige Predigten zur Verteidigung des Alten Testaments. Die alttestamentliche Offenbarung ist auch für uns Kinder der Jesus-Familie unaufgebar. Das Alte Testament ist die Urkunde des Eingreifens Gottes in die Geschichte. Es bezeugt uns Gottes Willen über dem auserwählten Volke und ist deswegen als Vorbereitung auf die Christusoffenbarung von unersetzlichem Wert.

Wir dürfen uns keine Zeit, in der Menschen lebten, als gesetzlos vorstellen. Das Gesetz Gottes hat immer über den Menschen gestanden. Gott ist immer der Herr gewesen und als Herr auch der Gesetzgeber. In der Uroffenbarung hat Gott sich zum ersten Mal den Menschen mitgeteilt. Der Schöpfer Gott ist auch der Offenbarer Gott. Es hat eine Urreligion im vollen Sinne des Wortes gegeben. Gott hat sie geschaffen und den Menschen mitgeteilt. Gewisse Evolutionisten haben die Behauptung aufgebracht, die ersten Menschen seien tierähnliche Primitivlinge gewesen. Das ist ganz falsch. Die ersten Menschen waren gewiß einfache Wesen. Sie hatten nicht die Technik, die wir beherrschen. Aber die ersten Menschen waren volle und ganze Menschen, mit Intelligenz und mit Willen begabt. Es fehlte ihnen der Gottesbezug niemals. Sie hatten Wohlgefallen an Gott, und Gott hatte Wohlgefallen an ihnen. Und diesen ersten Menschen hat Gott auch seinen Willen geoffenbart. Die Uroffenbarung ist eine Offenbarung auch des Gesetzes Gottes über den Menschen. Es gab niemals eine Zeit, in der es kein Gesetz Gottes über den Menschen gegeben hätte.

Die ersten Menschen hatten die Gesetze des Urstandes. Die Schilderung des ersten Buches der Heiligen Schrift ist eindeutig. Gott hatte den Menschen ein Gebot gegeben, das sie nicht übertreten durften, und mit dem Gebot eine Drohung verknüpft. Sie sollten das ewige Leben leidlos und ohne Tod erreichen. Sie sollten gleichsam hinüberschreiten wie von einer Halle in die andere. Aber daran war die Bedingung geknüpft, dass sie sich an das Gebot hielten. Wir wissen, dass die Menschen das anmaßende Streben hatten, wie Gott zu sein. Das heißt: Sie wollten sich selbst Gesetzgeber sein. Sie wollten selbst bestimmen, was recht ist und was unrecht ist. Und so kam es zum Sündenfall. Auch nach dem Sündenfall hat Gott die Menschen nicht verlassen. Die Uroffenbarung wurde ja nicht zurückgenommen, und in den Heidenvölkern haben sich Reste, Bestandteile der Uroffenbarung erhalten. Deswegen brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn uns die Religionsgeschichte lehrt, dass bei den Babyloniern, bei den Persern, bei den Medern, bei den Indern Gesetze, sittliche Gesetze aufscheinen, die uns an unsere Zehn Gebote erinnern. Das sind Reste der Uroffenbarung. Außerdem wurden die Heidenvölker ja immer begleitet von dem sittlichen Naturgesetz, von dem wir am vergangenen Sonntag gehört haben. Das sittliche Naturgesetz stand allen Völkern wie ein offenes Buch zur Verfügung. Sie konnten aus den Wesenheiten der Dinge entnehmen, wie sie sich verhalten sollten. Also auch die Heiden waren im Heilsplan Gottes nicht verlassen. Und der Einzelne konnte Anteil an der

Gnade haben. Wenn er seinem Gewissen folgte und das sittliche Naturgesetz beobachtete, dann konnte er von der Erbsünde, die er überkommen hatte, befreit werden.

Aber freilich, mit einem Volke hatte Gott etwas Besonderes vor, es war das jüdische Volk. Ihm schenkte er eine Gesetzgebung, die weit hinausgeht über das, was die Menschen aus dem sittlichen Naturgesetz lernen konnten und was sie aus der Uroffenbarung behalten hatten. Er gab ihnen das Gesetz des Alten Bundes. Und das ist ein ganz besonderes Gesetz, denn dieses Gesetz war Erzieher zu Christus hin – Erzieher zu Christus hin. Alle Völker der alten Welt stehen unter dem Bann der Naturvergötterung, Die Sonne, das Wasser wird von ihnen vergöttlicht. Nur Israel blickt zu einem Gott auf, der überweltlich ist, der nichts von Geschaffensein an sich hat. Es blickt zu einem überweltlichen Gott auf, obwohl es vor ihm zittert. Charakteristisch für das jüdische Volk ist der strenge Ein-Gott-Glaube. Dieser Gott hat sich zu Israel in einer bestimmten Stunde geneigt und mit ihm einen Bund geschlossen, den Bund vom Sinai. Bei den anderen Völkern sind die Götter naturhaft mit dem Landesgott verbunden. Israels Gottverhältnis beruht nicht auf der Natur, sondern auf einem freien Akt Gottes, auf der Gnade Gottes, der sich diesem Volke geneigt hat.

Das Gesetz, das dem israelitischen Volke gegeben wurde, sollte es vorbereiten auf das Kommen des Erlösers. Das geschah, indem es den sittlichen Willen Gottes, der ja schon aus dem Naturgesetz zu erkennen war, bekräftigte, und es geschah, indem es durch die anderen gesetzlichen Bestimmungen das Bewußtsein der Schuld und der Erlösungsbedürftigkeit wachhielt. Vor dem Gesetz wird man nämlich schuldig, weil man es nicht erfüllt. Und aus der Schuld erwächst das reuige Bewußtsein und das Verlangen nach Erlösung. So wurde also das Gesetz, wie uns der heilige Paulus im 7. Kapitel des Römerbriefes schildert, indem es den Menschen Anlaß zur Übertretung wurde, zum Führer auf die Erwartung des Erlösers. Die Hoffnung auf den Erlöser sollte auf diese Weise bewahrt werden. Und wir wissen, dass das Volk jahrhundertlang auf den kommenden Erlöser harrete. Die Propheten hielten die Sehnsucht nach dem Erlöser wach. „Tauet, Himmel, den Gerechten, regnet, Wolken, ihn herab!“ So kündete Isaias, der Evangelist unter den Propheten.

Wie sah nun das alttestamentliche Gesetz aus? Es zerfiel in drei Gruppen. Der erste Bestandteil war das Moralgesetz, also die Regel, wie der Mensch sich vor Gott und gegenüber seinem Nächsten verhalten soll. Das Moralgesetz des Alten Testaments fällt mit dem sittlichen Naturgesetz zusammen. Das sittliche Naturgesetz wurde durch das Moralgesetz des Alten Testaments bekräftigt und eingeschärft. Viele von Ihnen, nicht alle, viele von Ihnen werden die Zehn Gebote noch im Gedächtnis haben, die wir im Religionsunterricht gelernt haben. „Ich bin der Herr, dein Gott. Du sollst keine fremden Götter neben mir haben. Du sollst dir kein Schnitzwerk machen und kein Abbild Gottes. Du sollst ein solches weder verehren noch anbeten. Du sollst den Namen Gottes nicht vergebens brauchen. Du sollst den Tag des Sabbats heiligen. Du sollst Vater und Mutter ehren. Du sollst nicht töten. Du sollst nicht ehebrechen. Du sollst nicht stehlen. Du sollst kein falsches Zeugnis abgeben. Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib. Du sollst nicht begehren deines Nächsten Hab und Gut.“ Diese Zehn Gebote sind ein Auszug – ein Auszug! – aus dem sittlichen Naturgesetz. Nicht das ganze. Weitere Gebote sind aus der Natur der Dinge zu entnehmen, bzw. finden wir an anderen Stellen des Alten Testaments. Im Zehn-Gebote-Gesetz ist beispielsweise nichts erwähnt von der Homosexualität. Aber im 3. Buch Moses heißt es: „Du darfst einem Manne nicht beiwohnen, wie man einer Frau beiwohnt. Das ist ein Greuel.“ Und ein wenig weiter unten: „Wohnt ein Mann seinesgleichen wie einer Frau bei, so haben beide Abscheuliches getan. Sie sollen des Todes sterben.“

Dennoch, trotz ihrer Kürze und ihrer Ergänzungsbedürftigkeit, sind die Zehn Gebote einzigartig. Sie sind ursprünglich an ein bestimmtes Volk gerichtet, und doch sind sie ohne nationale Beschränkung. Sie bilden eine geeignete Grundlage für das sittliche Ringen des Einzelnen und gleichzeitig für die sittliche Entwicklung der Menschheit. Sie sind sittlicher Urbesitz der Menschheit und mit der menschlichen Natur gegeben. Dadurch bezeugen sie, dass sie von Gott stammen.

Es gibt Entsprechungen des Zehn-Gebote-Gesetzes bei anderen Völkern. Die Religionswissenschaftler weisen uns darauf hin, dass zum Beispiel im Codex Hammurabi ähnliche Bestimmungen gegeben werden. Warum denn nicht? Auch diese Völker in Babylon und in Persien hatten das sittliche Naturgesetz vor Augen, und deswegen ähneln sich die Vorschriften. Sie müssen sich ähneln, wenn immer die Menschen nach dem Erkennen des sittlichen Naturgesetzes streben. Die Eigenart des bibli-

schen Zehn-Gebote-Gesetzes liegt im Ganzen. Die Gebote sind klar und bestimmt. Sie beschränken sich auf das Wesentliche. Sie sind durch den Ein-Gott-Glauben getragen und innerlich zusammengeslossen. Sie erfassen in gewisser Hinsicht das gesamte religiöse Leben und das gesamte sittliche Leben, von den einfachsten Anfängen bis zu den feinsten Ausprägungen der Sittlichkeit: „Du sollst nicht begehren!“ Als Ganzes steht das Zehn-Gebote-Gesetz mit seiner wuchtigen Kürze und seinem weittragenden Gehalt und mit seiner inneren Geschlossenheit in der vorchristlichen Menschheit einzigartig da.

Aber das ist erst der eine Bestandteil des alttestamentlichen Gesetzes. Der zweite Bestandteil ist das Zeremonialgesetz, also die vielen Bestimmungen, die sich auf das religiöse Verhalten der Menschen beziehen. Da wird die Kultstätte beschrieben, die Bundeslade, der Schaubrotetisch, der siebenarmige Leuchter, das Bundeszelt, der Altar. Da werden Bestimmungen gegeben für die Priester, wie sie sich zu kleiden haben, wie sie Dienst zu leisten haben. Da werden Feste vorgeschrieben, 3 große Jahresfeste: das Fest der ungesäuerten Brote, das Pfingstfest, das Laubhüttenfest. Da werden Opfergesetze gegeben, welche Tiere man opfern darf und welche man nicht opfern darf. Da wird das Gebot der Sabbatheiligung gegeben und das Gebot der Beschneidung. Überall ist das Bemühen festzustellen, die Gesetze auf Gottes Willen zurückzuführen. Wir sind nicht gezwungen anzunehmen, dass alle diese Gesetze unmittelbar aus Gottes Mund den Menschen, den Israeliten mitgeteilt wurden. Aber das eine ist klar, dass die menschlichen Gesetzgeber, die sich an dieser Gesetzgebung beteiligt haben, ihre Gebote auf Gott zurückführten. Sie wollten in ihnen Gottes Willen erfüllen, und sie wollten mit ihnen Gott ehren.

Der dritte Bestandteil des alttestamentlichen Gesetzes sind Judizialgesetze, wir würden heute sagen die bürgerliche Gesetzgebung, wie das Volk sich im Gemeinwesen verhalten soll, welche Autoritäten es haben soll. Das hat sich im Lauf der Geschichte mehrfach geändert. Zunächst nach der Inbesitznahme des Landes hatten die 12 Stämme Richter über sich. Die Richter hatten eine königähnliche Stellung. Der letzte Richter hieß Samuel, und er hat eine neue Verfassung eingeführt, nämlich den König. Auf Drängen des Volkes wurde das Königtum eingeführt. Und da finden Sie auch im Alten Testament Bestimmungen, wie er sich verhalten sollte. „Du sollst zum König nicht einen Mann machen aus einem anderen Volke. Er soll sich nicht viele Pferde halten. Er habe nicht viele Frauen. Er habe nicht große Schätze Goldes und Silbers.“ Das Königtum des Volkes Israel fiel endgültig im 6. Jahrhundert v. Chr. dahin. Die Israeliten wurden ja zum großen Teil fortgeführt nach Babylon in die Gefangenschaft, ins Exil. Als der Perserkönig ihnen die Rückkehr gestattete, da setzte er Statthalter ein, Esra und Nehemias, und sie verwalteten in seinem Namen das Volk. Sie regierten es im Namen des persischen Königs. Das Volk freilich hatte in seiner internen Struktur über sich die Hohenpriester. Die Hohenpriester und der Rat der Ältesten regierten das Volk nach den Weisungen des Gesetzes. Das blieb so bis zum König Herodes. Er wurde als König vom römischen Senat eingesetzt, also nicht mehr nach Gottes Willen bestimmt, sondern vom römischen Senat eingesetzt, und er regierte das Land bis 4 v.Chr. Das alttestamentliche Gesetz hatte seinen Zweck erfüllt, als der Messias kam. Die Zeit der Vorbereitung war zu Ende, die Epoche der Erfüllung begann.

Wie steht nun Jesus zu dem alttestamentlichen Gesetze? Er erkennt das alttestamentliche Gesetz an, aber er hat das Bewußtsein, dass er der Gesetzgeber des Neuen Bundes ist. „Den Alten wurde gesagt...“ und jetzt: „Ich aber sage euch...“ Er ist der Herr über das Gesetz; der absolute Gotteswille, den er vertritt, gipfelt in dem Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe. Er macht Schluß mit den Kompromissen. „Den Alten wurde gesagt: Du sollst dein Weib entlassen. Ich aber sage euch: Wer sein Weib entläßt, der bricht die Ehe!“ Die Speisegesetze der alten Zeit fallen hinweg. „Nicht was zum Munde hineingeht, macht unrein, sondern was aus dem Munde herauskommt, die schlechten Gedanken aus dem Herzen, die machen den Menschen unrein.“

So ist also festzustellen: Jesus hat das Zeremonial- und das Judizialgesetz aufgehoben, restlos aufgehoben. Der Tempeldienst ist vorbei. Der Tempelvorhang ist zerrissen. Das Moralgesetz des Alten Bundes bleibt bestehen. Es ist ja das Zeugnis des sittlichen Naturgesetzes; es kann nicht aufgehoben werden. Insofern also das Moralgesetz des Alten Bundes mit dem sittlichen Naturgesetz übereinstimmt, bleibt es erhalten.

Gegen diese klare Position erhoben sich in der Frühzeit der Kirche die sogenannten Judaisten. Das waren die Juden, die Christen geworden waren, aber die verlangten: Ihr (die Heiden) müßt euch beschneiden lassen, sonst könnt ihr nicht selig werden. Damit stießen sie auf den energischen Widerstand des Apostels Paulus, und um diese Zwistigkeiten auszuräumen, beriefen die Apostel ein Konzil ein nach Jerusalem, das sogenannte Apostelkonzil. Auf diesem Konzil nahm als erster das Wort der Apostel Petrus. Er vertrat eindeutig die Position des Apostels Paulus. „Warum versucht ihr“, so hält er seinen Gegnern vor, „warum versucht ihr Gott, indem ihr dem Nacken der Jünger ein Joch auflegt, das weder wir noch unsere Väter zu tragen vermochten?“ Und selbst Jakobus, der als Anwalt des Judentums galt, Jakobus der Jüngere, ein Verwandter des Herrn, auch er sagte: „Man soll denen, die sich vom Heidentum zum Christentum bekehren, keine Last aufbürden, sondern ihnen nur vorschreiben, dass sie sich enthalten von der Befleckung durch die Götzen, von der Unzucht, vom Ersticken und vom Blut.“ Das sind die sogenannten Jakobusklauseln. Gewisse, besonders empfindliche Gesetze aus dem Judentum sollten von den Heiden beobachtet werden. Aber das war eine vorläufige Lösung. Die Kirche hat diese Jakobusklauseln nicht übernommen; sie hat sie fallen lassen. Am Ende des Apostelkonzils steht das Aposteldekret: „Es hat dem Heiligen Geist und uns gefallen, euch weiter keine Last aufzuerlegen außer diesen notwendigen Stücken: Ihr solltet euch enthalten von Götzenopfern, vom Blut, vom Ersticken und von Unzucht.“ Der Sieg des gesetzesfreien Evangeliums wurde herbeigeführt durch den Apostel Paulus. Sein Kampf für das gesetzesfreie Evangelium ist für ihn ein Kampf um das Erlösungswerk Christi. Das Gesetz ist heilig, das sagt auch er, aber es ist überholt. Es gilt nicht für alle Zeiten. Es war nur bestimmt bis zur Ankunft Christi. Jetzt ist es weggefallen, jetzt hat der Zuchtmeister – das Gesetz – sein Ziel erreicht. In der Taufe, im Sterben mit Christus verwirklicht sich die Befreiung vom alttestamentlichen Gesetz. So hat er verkündigt, und so hat es die Kirche übernommen, und so bekennen wir es auch heute. Wir stehen zu dem, was er im Galaterbrief an die Gemeinde in Galatien schreibt: „Wenn ihr euch noch beschneiden lasset, so wird euch Christus nichts nützen. Wollt ihr durch das Gesetz gerecht werden, so ist eure Verbindung mit Christus gelöst, dann seid ihr aus der Gnade herausgefallen. Denn wir erwarten aufgrund des Glaubens die erhoffte Gerechtigkeit. In Christus Jesus gilt weder Beschneidung noch Unbeschnittensein, sondern nur der Glaube, der durch die Liebe wirksam ist.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gesetz und Gewissen (3)

(Das Gesetz des Neuen Bundes)

11.07.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Alte Bund ist vergangen. Der Neue Bund ist heraufgezogen. Mit dem Alten Bund ist das alte Gesetz abgeschafft, ausgenommen die Moralgesetze. Sie bleiben bestehen. Der Neue Bund hat ein neues Gesetz, und dieses Gesetz ist grundlegend unterschieden vom alten Gesetz. Das neue Gesetz ist nämlich ein inneres Gesetz. Es ist ein Gesetz, das in der heiligmachenden Gnade liegt, sofern diese durch den Glauben, die Hoffnung und die Liebe die Norm und die Triebkraft des Handelns wird.

Der heilige Augustinus hat den Unterschied oder, wenn Sie wollen, den Gegensatz von Altem und Neuem Bund in folgende Worte gefaßt: „Das Gesetz der Werke schrieb der Finger Gottes auf steinerne Tafeln. Das Gesetz des Glaubens aber in die Herzen. Dort war das Gesetz von außen aufgerichtet, um die Ungerechten zu schrecken, hier ist es in das Innere als Gabe gesenkt, um gerecht zu machen.“ Also da ist der große, der gewaltige Unterschied zwischen Buchstabe und Geist. Das neue Gesetz war schon im Alten Bunde angekündigt. Beim Propheten Jeremias heißt es: „Ich will mein Gesetz in ihr Inneres legen, in ihre Herzen schreiben, und dann werde ich ihr Gott sein, und sie werden mein Volk sein.“

Der heilige Paulus spricht mehrfach von dem Gesetz des Neuen Bundes. Es ist das Gesetz des Glaubens, es ist das Gesetz der Gnade, es ist das Gesetz des Geistes – Gesetz des Glaubens, Gesetz der Gnade, Gesetz des Geistes. Und der heilige Johannes drückt denselben Sachverhalt anders aus. Er sagt: „Ihr habt die Salbung – vom Heiligen Geist – in euch, die euch alles lehrt und die euch zu allem Guten anhält. Die Salbung, die ihr von ihm empfanget, bleibt in euch. Diese Salbung belehrt euch über alles.“

Die Kirchenväter haben diese Lehre aufgenommen, vor allem der heilige Chrysostomus, der ja dem heiligen Paulus besonders nahestand. Er sagt: „Das Gesetz des Geistes im Neuen Bunde, das Gesetz des Geistes ist der Geist selbst. Und der heilige Thomas, der ja die gesamte Theologie der Vorzeit zusammenfaßt, erklärt: „Das neue Gesetz ist ein Gesetz des Inneren, eine innere, sittliche Lebenskraft.“

Freilich, da könnte jemand sagen: Ja, wie ist das möglich? Wie kann eine innere, geschenkte Wirklichkeit, wie es die Gnade ist, wie es der Heilige Geist ist, wie kann eine solche Wirklichkeit als Gesetz bezeichnet werden? Die Antwort lautet: Die Gnade ist insofern Gesetz, als sie uns vorlegt, was zu tun und zu unterlassen ist, weil sie uns dazu anhält, das Gute zu tun, und weil sie zum Vollbringen uns verhilft. Der Heilige Geist, der uns geschenkt ist, arbeitet in uns, er wirkt in uns, er rät uns, er empfiehlt uns, er treibt uns an, den Willen Gottes zu tun, die Nachfolge Christi anzutreten. Diese Impulse, Eingebungen, Anregungen, die sind es, die das Gesetz Christi ausmachen, das neue Gesetz, das Gesetz des Neuen Bundes. Das ist eigentlich einfach zu verstehen. Wer tatsächlich im Heiligen Geiste lebt, der tut wie selbstverständlich das, was der Geist ihm eingibt. Er bedarf keine Mahnung und keiner Warnung von außen, sondern er folgt einfach den Eingebungen des Geistes. Die Erfüllung des Willens Gottes quillt gleichsam aus seinem Inneren hervor. Sie können das leicht verstehen, wenn Sie sich an das Gebet erinnern, das wir ja häufig beten: „Atme in mir, du Heiliger Geist, dass ich Heiliges denke. Treibe mich, du Heiliger Geist, dass ich Heiliges tue. Locke mich, du Heiliger Geist, dass ich Heiliges liebe. Stärke mich, du Heiliger Geist, dass ich Heiliges hüte. Hüte mich, du Heiliger Geist, dass ich es nimmer verliere.“

Die Gesetze Gottes, die das sittliche Leben bestimmen, kennen wir aus dem sittlichen Naturgesetz und aus der alttestamentlichen Offenbarung. Diese Gesetze bleiben selbstverständlich bestehen. An ihnen muss sich orientieren, wer den Geist besitzt, und der Rückgriff auf das sittliche Naturgesetz, auf die mündlichen Lehren Christi und auf die Weisungen der Kirche bleibt auch im neuen Gesetz unverzichtbar. Warum? Die Impulse, die Anregungen, die Antriebe des Geistes und der Gnade können nämlich mißverstanden und mißbraucht werden. Der erbsündige Mensch steht immer in der Gefahr, das, was er wünscht, für das von Gott Gewollte zu halten. Bekannt ist der Mißbrauch, der mit dem Worte des heiligen Augustinus getrieben wird: „Habe die Liebe, dann tue, was du willst.“ Habe die Liebe, dann tue, was du willst. Damit wollte Augustinus nicht sagen, das Motiv der Liebe berechtigt zu jeglichem Tun. Nein, sondern das Wort bedeutet: Wer wahrhaft von der Liebe bewegt ist, der tut nur das, was Gott will.

Neben diesem ins Innere gesenkten Gesetz gibt es auch im Neuen Bunde Gesetze, die von außen an uns herantreten. Das sind die Gebote Christi. Christus hat ja auch äußere Gesetze gegeben. Die Menschen sollen den von ihm gesandten Sendboten Gehorsam leisten: „Wer euch hört, hört mich!“ Sie sollen sich taufen lassen; wer sich nicht taufen läßt, der wird verdammt werden. Sie sollen sich um Vergebung der Sünden bemühen. Ist das keine Gesetzgebung, wenn der Herr erklärt: „Wer seine Frau entläßt und eine andere heiratet, der begeht Ehebruch an ihr. Und wenn sie ihren Mann entläßt und einen anderen heiratet, so bricht sie die Ehe“? Das sind Gesetze, Gesetze, die der Herr gegeben hat. Deswegen müssen wir Luther zurückweisen, wenn er erklärt, Christus sei nur Lehrer und Erlöser. Nein, Christus ist auch Gesetzgeber.

Der heilige Paulus hat diese tiefe Wahrheit in seinen Schriften wiederholt lichtvoll dargestellt. Er spricht vom Gesetz Christi im 1. Korintherbrief und im Galaterbrief, vom Gesetz Christi. Was meint er damit? Nun, zunächst einmal meint er damit, dass damit die Nächstenliebe gemeint ist. Das ist das Gesetz Christi, wie wir aus dem Schriftgut des Johannes wissen, die Nächstenliebe. „Liebet einander, wie ich euch geliebt habe.“ Denn wer den Nächsten liebt, der hat das Gesetz erfüllt. Die Gebote „Du sollst nicht ehebrechen“, „Du sollst nicht stehlen“, „Du sollst nicht töten“ und alle anderen Gebote sind enthalten in der Vorschrift: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ Die Liebe tut dem Nächsten nichts Böses. Die Liebe ist also die Erfüllung des Gesetzes. Aber nicht genug damit. Paulus erwähnt auch die vielen anderen Imperative, die von Christus herkommen, die Gebote und Verbote, die eben das moralische Leben des Christen bestimmen sollen. Das ist das Gesetz Christi, und dieses Gesetz lebt in der Kirche weiter. In Christus haben die Christen die Kraft, die Gebote, das Gesetz, zu erfüllen.

Diese Wahrheit ist von großer Aktualität. In der jüngsten Zeit wird von interessierter Seite immer wieder die Behauptung aufgestellt, jeder Mensch müsse sich notwendig sexuell betätigen. Es sei falsch, ja unmöglich, von Männern und Frauen den Verzicht auf geschlechtliche Betätigung zu verlangen. Diese Behauptung ist grundfalsch. Der Mensch ist kein Triebwesen, der von dem Geschlechtstrieb gleichsam überwältigt wird. Der Mensch ist fähig, die Sexualität zu beherrschen. Es hängt von seinem Willen und von seiner Einsicht ab, ob er der geschlechtlichen Anlage Raum gibt oder nicht. Die geschlechtliche Enthaltsamkeit ist ein Gebot Gottes. Der einzige legitime Ort geschlechtlicher Betätigung ist die gültige Ehe. Alle Menschen, die nicht in einer gültigen Ehe leben, sind von Gott her verpflichtet, sich der geschlechtlichen Betätigung zu enthalten, also vor der Ehe, außerhalb der Ehe, nach der Ehe. und was Gott gebietet, das ist möglich. Gott gebietet nichts Unmögliches. Die tausendfache Mißachtung des Gesetzes Gottes beweist nichts gegen die Gültigkeit dieses Gesetzes Gottes. Gesetze werden nicht dadurch falsch, dass sie nicht beachtet werden. Und der Verzicht auf sexuelle Betätigung ist nicht nur möglich, er ist auch tatsächlich. Viele haben es gekonnt und können es heute noch. Es ist eine Lüge, wenn uns die Pansexualisten weismachen wollen, jeder betreibe notwendig sexuelle Aktivitäten. Sie verdächtigen jeden, der die ehelose Lebensform gewählt hat, der heimlichen sexuellen Befriedigung. Dieser Verdacht kommt aus dem eigenen schlechten Gewissen. Was sie selbst nicht fertigbringen, nämlich sich zu beherrschen, das wollen sie auch keinem anderen zugestehen. Wir haben Jugendliche, die nach dem Worte leben: „Wahre Liebe kann warten.“ Wir haben Eheleute, die sich durch Gelübde zur Enthaltsamkeit verpflichtet haben. Wir haben Männer und Frauen, die sich aus dem geschlechtlichen Sumpf herausgearbeitet haben und enthaltsam leben. Seien Sie also vorsichtig,

meine Herrn Pansexualisten, mit Ihren Behauptungen. Wir haben Jungfrauen von Cäcilia bis Maria Goretti, die lieber gestorben sind, als dass sie ihre Reinheit geopfert hätten. Wir haben Büsser vom Zöllner Matthäus bis Chesterton, die den Trieb besiegt haben und das Gesetz der Enthaltbarkeit bis zum Tode befolgt haben.

Viele gehen heute gegen die enhalttsame Lebensform des Priesters an. Der Herr Bundespräsident reiht sich in diese Leute ein, der Herr Bundespräsident, der selber geschieden und wieder verheiratet ist. Gewiß, wir Zölibatäre sind schwach wie alle Menschen. Aber wir lassen nicht wegen der Schwäche des Fleisches Gottes Gesetz fallen. Wir erheben nicht unsere Schwäche zum Gesetz. Wir sind keine Heuchler. Wir wissen um die Schwäche des Fleisches, und wir gehen beichten. Aber wir wissen auch um die heilige Verpflichtung, nach jedem Falle wieder aufzustehen. Wir sind keine Betrüger; wir führen kein Doppelleben. Wir betrügen nicht Gott und die Menschen, aber wir sind Jünger des Apostels, der von sich sagt: „Ich vermag alles in dem, der mich stärkt.“

Warum haben so viele Menschen Interesse an der Aufhebung des Zölibats, der sie ja gar nicht betrifft? Es sind drei Gründe:

1. Sie wollen den Zölibat aufgehoben sehen, weil es dann noch bequemer wird in der Kirche, als es jetzt schon ist. Was für ein Evangelium werden die Geistlichen verkünden, die sich vor der Ehe geschlechtlich betätigen, die in der Ehe Empfängnisverhütung betreiben, die sich nach Bedarf scheiden lassen und, wenn möglich, von neuem heiraten? Ist von solchen Priestern zu erwarten, dass sie das Gesetz Gottes über der Geschlechtlichkeit mutig und ohne Verkürzungen verkünden?

2. Sie wollen den Zölibat aufgehoben haben, damit der Unterschied zwischen dem katholischen Priester und dem nichtkatholischen Religionsdiener eingeebnet wird. Sie sind ja Ökumeniker, sie wollen alles gleichmachen. Um es kurz zu sagen: Sie wollen die Kirche weiter protestantisieren. Der protestantische Religionsdiener braucht den Zölibat nicht, denn er ist nicht ein durch heilige Weihen Christus angenäherter Stellvertreter. Der katholische Priester benötigt ihn, um seine Bindung an Christus deutlich zu machen.

3. Sie wollen den Zölibat aufgehoben sehen, weil er ein ständiger Vorwurf für ihr Lotterleben und ein Beweis für die Möglichkeit der Enthaltbarkeit ist. Um Gottes willen auf geschlechtliche Befriedigung verzichten ist der Sieg des Geistes über das Fleisch, ist der Triumph der Gnade über den Trieb. Das paßt ihnen nicht. Dadurch fühlen sie sich in ihren Ausschweifungen gestört.

Meine lieben Freunde, wir müssen dankbar und glücklich sein, dass uns das neue Gesetz geschenkt wurde, dass wir in ihm leben dürfen. Was geschrieben ist, das ist zu unserer Belehrung geschrieben, aber auch zu unserer Warnung. Es bleibt wahr: Gott läßt seiner nicht spotten! Was der Mensch sät, das wird er ernten. Wer auf das Fleisch sät, wird vom Fleisch Verderben ernten. Wer aber auf den Geist sät, wird vom Geist ewiges Leben ernten.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gesetz und Gewissen (4)

(Das Verhältnis des menschlichen zum göttlichen Gesetz)

18.07.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Gott ist der Schöpfer Himmels und der Erde. Er ist auch der Erhalter Himmels und der Erde. Er ist auch Gesetzgeber. Wir haben an den vergangenen Sonntagen erkannt, dass es ein sittliches Naturgesetz gibt. Die Dinge, die Gott geschaffen hat, haben eine Struktur, eine von Gott gegebene Struktur. Dies stellt sich uns dar als Gesetz, d.h. wir sind an die Achtung dieser Struktur gebunden. Gott hat sich nicht damit begnügt, das sittliche Naturgesetz zu geben. Er hat im Alten Bunde das Mosaische Gesetz gegeben, und er hat im Neuen Bunde ein neues Gesetz gegeben, wesentlich verschieden vom alten. Das alte Gesetz war auf Tafeln in Buchstaben geschrieben, das neue Gesetz ist vom Heiligen Geist in die Herzen geschrieben. Der Besitz des Heiligen Geistes, der uns antreibt, das Gute zu tun und das Böse zu meiden, das ist das Gesetz des Neuen Bundes.

Aber weder das sittliche Naturgesetz noch das übernatürliche Gesetz Alten und Neuen Bundes genügt. Wir wissen, der Mensch ist immer in Gefahr, das Beschwerliche und Lästige abzuwerfen. Die Erkenntnis des sittlichen Naturgesetzes ist bei vielen Menschen getrübt. Leidenschaft und Abneigung gegen die Bindung verbünden sich, um sich der Verpflichtung zu entziehen. Denken wir an das traurige Gebiet der Abtreibung! Das sittliche Naturgesetz erhebt Einspruch dagegen, das keimende Leben, den jungen Menschen im Leib der Mutter zu töten. Aber was sagt ein Richter des obersten deutschen Gerichtes? Der junge Mensch im Mutterleib ist ein „himbeerartiges Gebilde“, ein himbeerartiges Gebilde! Daraus erkennt man, dass es notwendig ist, das sittliche Naturgesetz durch positive Gesetze zu ergänzen und zu erklären. Unsere Vorfahren haben vor langer Zeit den § 218 ins Strafgesetzbuch gestellt, der die Abtreibung unter schwerer Strafe verbot. Aber in unserer seligen Demokratie hat man dieses Gesetz aufgeweicht und praktisch abgeschafft.

Es braucht positive menschliche Gesetze, die uns über den Inhalt des sittlichen Naturgesetzes aufklären, die seine Anwendung regeln, die uns erziehen zur Achtung vor dem sittlichen Naturgesetz und die auch notwendig sind für die Staatsbildung. Ein Staat kann ohne Gesetze nicht leben. Es gibt den alten römischen Grundsatz: Wo eine Gesellschaft ist, da ist auch Recht – *Ubi societas, ibi ius*. Das muss so sein, denn für die Entstehung, für die Erhaltung und für das Wirken benötigt der Staat Gesetze. Auch das übernatürliche Gesetz, das neue Gesetz, also der Heilige Geist in unseren Herzen, die innere Gnade und die Tugendgesinnung ist nicht bei allen so stark entwickelt, dass sie ohne kirchliche Anleitung und ohne kirchliche Vorschrift die zahlreichen Hemmungen und Gefährdungen des neuen Gesetzes überwinden können. Der Mensch ist immer in der Gefahr, das Leichte und das Angenehme als Gottes Willen anzusehen. Da muss das kirchliche Gesetz eingreifen und Gottes Willen auslegen und normativ umsetzen. Die Kirche ist auch ein sichtbares Reich. Der große Kardinal Bellarmin sagte einmal: „Die Kirche ist so sichtbar wie die Republik Venedig.“ Die Kirche ist ein sichtbares Reich, und als solches benötigt sie Gesetze, benötigt sie eine Gesetzgebung. Sie benötigt ein Recht. Die Kirche muss Rechtskirche sein.

Das Verhältnis des menschlichen zum göttlichen Gesetz ist in mehrfacher Hinsicht präformiert. Alle menschlichen Gesetze stützen sich in ihrer verpflichtenden Kraft auf das göttliche Gesetz. Der Staat untersteht dem sittlichen Naturgesetz, die Kirche leitet ihre Autorität vom Stifterwillen Christi ab. Weil Staat und Kirche von Gott gewollt sind, hat ihre Gesetzgebung den Willen Gottes für sich. Die gesamte Gesetzgebung und die Verbindlichkeit der Gesetze stammen in ihrer Wurzel sowohl in der Kirche wie im Staat von Gott. Gott will, dass Staat und Kirche als von ihm aufgestellte Gemein-

schaften Gesetze geben. Sein Wille ist der Grund, warum kirchliche und staatliche Gesetze verbindlich sind. Der Inhalt des göttlichen Gesetzes wird durch die menschlichen Gesetze in verschiedener Weise ausgelegt, erklärt, eingeschränkt. „Du sollst nicht töten!“ lesen wir im Dekalog, im Zehn-Gebote-Gesetz. Aber das ist sehr lapidar gesagt. Was heißt das: Töten? Das Strafgesetz unterscheidet zwischen Totschlag und Mord. Das ist eine sehr wichtige Unterscheidung. Das menschliche Gesetz legt die Grenzen des göttlichen Gesetzes aus. Das Leben des Nächsten soll nicht nur gegen das Auslöschen geschützt werden, sondern auch gegen Schädigung, gegen ungerechte Schädigung. Deswegen stellt das menschliche Gesetz die Körperverletzung unter Strafe, eine Auswirkung des Gebotes „Du sollst nicht töten!“ Auch das eigene Leben darf und soll geschützt werden, etwa gegen ungerechte Angriffe. Deswegen erklärt das menschliche Gesetz: Die Notwehr, die Abwehr eines ungerechten Angriffes ist gestattet. Sie kann unter Umständen so weit gehen, dass ich das Leben des Angreifers auslösche.

Das menschliche Gesetz zieht auch Folgerungen aus dem göttlichen Gesetz. Das Recht auf Eigentum ist im Naturrecht verankert. Aber Erwerb und Verwendung des Eigentums bedürfen der Ordnung und der Begrenzung. Man muss auf rechte Weise erwerben, nicht durch Betrug oder durch Ausbeutung. Man muss auf rechte Weise das Eigentum verwenden, nicht etwa durch sinnlose Zerstörung von Werten. Deswegen steht im Grundgesetz der richtige Satz: „Eigentum verpflichtet.“ Eigentum verpflichtet. Sein Gebrauch soll zugleich dem Volke und der Allgemeinheit dienen. Wie richtig! Das ist eine echte Auslegung des sittlichen Naturgesetzes.

Das menschliche Gesetz leitet auch aus allgemeinen Grundsätzen konkrete Forderungen ab. Denken wir etwa an das Recht des Staates, Steuern zu erheben. Der Staat benötigt zu seiner Erhaltung und zum Erreichen seiner Zwecke Finanzmittel. Sie werden ihm bereitgestellt durch die Steuern. Art und Höhe der Besteuerung müssen durch staatliche Gesetze bestimmt werden. Die Steuerlast muss möglichst gerecht und gleichmäßig verteilt werden. Es war der katholische Zentrumspolitiker Erzberger, der 1920 die Einkommenssteuer einführte.

Das menschliche Gesetz kann auch schließlich neue Vorschriften erlassen, also solche, die nicht im göttlichen Gesetz begründet sind, sondern die dazukommen. Denken wir an die Streitentscheidung. Streit kann man auf vielfache Weise entscheiden, durch Schlichtung vor einem Schiedsmann oder durch Eingreifen von Verwandten oder Bekannten. Aber der Staat sieht die Schlichtung von Streitigkeiten auch als seine Aufgabe an. Deswegen hat er ein Prozeßrecht geschaffen, ein Gerichtsverfassungsgesetz, er richtet Gerichte ein, er schreibt ein bestimmtes Verfahren vor, er sorgt für die Durchführung der Urteile.

Wir haben schon gesehen: Menschliche Gesetze können staatliche oder kirchliche sein. Jedes Land, das organisiert ist, jedes Volk, das eine organisierte Gemeinschaft bildet, braucht eine Verfassung. Ob sie geschrieben ist oder nicht, das ist nicht wesentlich, aber es braucht eine Verfassung, ein Grundgesetz. Und in diesem Grundgesetz muss auch die Gesetzgebung geordnet sein. Das tut auch das Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland. Es unterscheidet zweierlei Gesetzgebung: im Bund, im Gesamtstaat und im Land, in den einzelnen Bundesländern, und unterscheidet deswegen auch konkurrierende und ausschließliche Gesetzgebung. Wir wissen, wie Gesetze zustande kommen. Sie werden im Bundestag eingebracht, es wird abgestimmt, sie werden dann dem Bundespräsidenten zur Unterzeichnung vorgelegt. Diese ordentliche Gesetzgebung braucht der Staat auch, um sich selbst zu behaupten und zu ordnen. Der Bestand des Staates ruht in der Sicherheit des Rechtes und in der Sicherheit der Rechtsanwendung.

Das Staatsleben bedarf der Ordnung durch Gesetze. Die Aufgabe des Staates, die Lebensnotwendigkeiten der Gesellschaft zu garantieren, für das Wirtschaftsleben zu sorgen, für das kulturelle Leben zu sorgen, für die Gesundheit der Bürger zu sorgen, für die Bildung zu sorgen, das alle benötigt die Gesetzgebung.

Die staatliche Gesetzgebung soll auch die persönlichen Rechte des Einzelnen schützen. Wir sprechen hier von Grundrechten. Also der Einzelne soll ein Recht haben auf Eigentum, ein Recht auf Unverletzlichkeit der Wohnung, ein Recht auf Menschenwürde. Das sind Grundrechte, und zu ihrem Schutz ist die Staatsmacht durch ihre Gesetzgebung berufen. Der Staat soll auch die Religion und die Sittlichkeit schützen. Ich halte es für unerträglich, Religion und Religionslosigkeit, Religionsübung und

Religionsbekämpfung in gleicher Weise zuzulassen. Ich halte es für unerträglich. Ich bin überzeugt: Der Staat, der das tut, gräbt sich das eigene Grab.

Auch die Beziehung zwischen den Völkern ist kein rechtsfreier Raum. Es gibt ein Völkerrecht, und zwar ein Völkernaturrecht, ein Völkergewohnheitsrecht und ein Völkervertragsrecht. Das Völkernaturrecht hat Gott zum Urheber. Gott hat gewisse oberste Prinzipien gegeben, aus denen sich sein Wille ergibt. Es ist keine Frage, dass das sittliche Naturrecht verbietet, dass ein Volk das andere überfällt. Der Angriffskrieg ist verboten. Es ist auch nicht zulässig nach göttlichem Recht, dass Piraten Schiffe überfallen, die Besatzung erpressen und auf diese Weise ungerechte Maßnahmen gegen die Versorgung anderer Länder einleiten. Zwischen dem göttlichen Recht und dem menschlichen Recht gibt es ein weites Feld. Es gibt ein Völkervertragsrecht. Wir haben zum Beispiel die Genfer Konvention, welche das Verhalten im Kriege regelt oder regeln soll, dass beispielsweise Sanitäter nicht angegriffen werden dürfen. Das ist alles notwendiges Völkerrecht.

Auch die Kirche ist, richtig verstanden, in Organisation, in Verfassung und im Leben vom Recht bestimmt. Ihre Existenz und das Gebiet, auf dem sie tätig werden kann, sind durch göttliche Anordnung festgelegt. „Wer euch hört, hört mich.“ „Was du auf Erden binden wirst, das wird auch im Himmel gebunden sein.“ Die Organe der Gesetzgebung sind der Heilige Vater und das Allgemeine Konzil für die Gesamtkirche, der Bischof für seine Diözese, natürlich immer in Unterordnung unter das allgemeine Recht. Der Inhalt der kirchlichen Gesetzgebung grenzt sich dadurch ab, dass der Kirche der übernatürliche Bereich zugewiesen ist, das Heil der Menschen, die Führung zum Himmel. Das übernatürliche Gemeinwohl und das Seelenheil der Gläubigen, das ist das Gebiet, auf dem die Kirche Gesetze erläßt, erlassen kann und erlassen muss. Die Kirche muss ihre Schätze schützen. Sie schützt sie durch das Recht. Denken wir an die Eucharistie. Die Eucharistie ist nicht nur das größte Heiligtum der Kirche, sondern auch das gefährdetste. Die höchsten Werte sind immer am meisten gefährdet. Deswegen hat die Kirche die Eucharistie mit einem Kranz von Gesetzen umgeben. Zelebrant, der an Christi Statt das Sakrament der Eucharistie zu vollziehen vermag, ist nur der gültig geweihte Priester, nur der gültig geweihte Priester, also nicht ein Diakon, nicht ein Pastoralassistent, aber auch nicht der protestantische Pfarrer, denn er hat keine Weihe empfangen. Katholischen Priestern ist es verboten, zusammen mit Priestern oder Dienern anderer Religionsgemeinschaften die Eucharistie zu feiern, denn die Eucharistie ist das Eigentum der einen und einzigen Kirche, die Christus gestiftet hat. Und sie lebt in der katholischen Kirche. Interzelebration ist eine Verfehlung gegen die Einheit und Einzigkeit der Kirche.

Wer sich einer schweren Sünde bewußt ist, darf nicht ohne vorherige sakramentale Beichte die Messe feiern oder den Leib des Herrn empfangen. Eine Ausnahme ist, wenn ein schwerwiegender Grund zur Feier der Messe oder zum Empfang der Kommunion besteht und keine Gelegenheit zur Beichte gegeben ist. In diesem Falle muss der Betreffende einen Akt vollkommener Reue erwecken, der den Vorsatz einschließt, sobald wie möglich zu beichten. Ein ganz wichtiger Kanon, der Kanon 916. Durch diese Bestimmung soll die Zelebrationswürdigkeit des Priesters und die Kommunionwürdigkeit des Gläubigen gesichert und gewährleistet werden. Jeder Gläubige ist, nachdem er einmal zur heiligsten Eucharistie geführt worden ist, verpflichtet, wenigstens einmal im Jahr die heilige Kommunion zu empfangen. Die Kommunion ist die Himmels Speise. Sie ist das Brot des Lebens. Sie ist das Unterpfand des Heils. Sie ist zur Erhaltung des Gnadenlebens und zur Vorbereitung auf die ewige Seligkeit nicht zu entbehren. Und um wenigstens ein Minimum zu erreichen, hat die Kirche festgesetzt, dass die Kommunion wenigstens einmal im Jahre empfangen werden soll.

Dieser Bestimmung tritt an die Seite eine andere. Wenigstens einmal im Jahre ist jeder Gläubige nach Erreichung des Unterscheidungsalters verpflichtet, seine schweren Sünden zu bekennen. Es ist immer heilsgefährlich, die Bekehrung aufzuschieben. Wer eine schwere Sünde hat, sollte sobald wie möglich Reue erwecken und zur Beichte gehen – sobald wie möglich. Aber weil die Kirche weiß, dass das nicht alle tun, verpflichtet sie sie, wenigstens einmal im Jahre die schwere Sünde zu beichten. Ich kenne sie schon, die Ausreden: Ja, ich habe keine schweren Sünden. Woher weißt du das? Das ist sehr schwer zu entscheiden, was eine schwere Sünde ist. Da tun sich gelehrte Theologen schwer. Und da will jeder Einzelne herkommen und sagen: Ich habe keine schwere Sünde?

Die Gesetzgebung ist der Kirche von Anfang an eigen gewesen. Schon das Apostelkonzil hat ein Gesetz gegeben: „Es hat dem Heiligen Geist und uns gefallen, euch weiter keine Last aufzulegen außer folgenden Stücken: Ihr sollt euch enthalten von den Götzenopfern, vom Erstickten, vom Blut und von der Unzucht.“ Das war der Beginn der konziliaren Gesetzgebung. Und der Apostel Paulus zeigt uns in seinen Briefen, wie er Gesetze gibt, vor allem im 11. Kapitel des 1. Korintherbriefes: „Die folgende Anordnung treffe ich“, schreibt er da, „die folgende Anordnung treffe ich.“ Er ordnet die Prüfung an, bevor man sich zum Herrenmahl begibt: „Es prüfe sich der Mensch.“ Das ist ein Gebot; das ist ein Gesetz.

Die tatsächliche Gesetzgebung der Kirche ist keine Beeinträchtigung, sondern ein Schutz der christlichen Freiheit. An der Achtung vor dem Gesetz und an der Beobachtung der Gesetze hängt zu einem guten Teil die Erfüllung der Aufgabe der Kirche. Der englische Kardinal Heenan hat einmal geschrieben: „Die Erfolge der katholischen Kirche sind, menschlich gesprochen, das Ergebnis ihrer Disziplin.“ Die Erfolge der katholischen Kirche sind, menschlich gesprochen, das Ergebnis ihrer Disziplin. Disziplin ist das reibungslose Funktionieren von Befehl und Gehorsam. Disziplin ist die Treue zum Willen der Oberen. Disziplin ist die Achtung vor dem Gesetz.

Es ist mir schmerzlich, meine lieben Freunde, sagen zu müssen: Die Disziplin in unserer Kirche ist weithin zusammengebrochen. Die Aufsicht über die Beobachtung der Gesetze wird nicht wahrgenommen. Die Visitationen sind harmlose Plaudereien statt genaue Untersuchungen von Mängeln. Ungehorsam und Willkür haben sich im größten Heiligtum der Kirche, im Gottesdienst, in der Eucharistiefeyer, ausgebreitet. Heute fällt auf, wer sich an die Gesetze hält, nicht der, der sie übertritt. In den Ordensgemeinschaften sieht es zumeist übel aus. Die Oberen wagen nicht mehr, etwas zu befehlen. Der Heilige Vater findet weithin keinen Gehorsam mehr. Bischöfe und Bischofskonferenzen widersetzen sich seinen Weisungen. In Österreich wurde ein vom Papst ernannter Weihbischof durch den Widerstand des Klerus gezwungen, den Papst zu bitten, die Ernennung zurückzunehmen. So weit sind wir gekommen! Aber so kann es nicht weitergehen. Wenn die Kirche gesunden will, dann muss die Herrschaft des Rechtes in ihr wiederhergestellt werden. Wenn die Kirche ihre Aufgabe erfüllen will, dann muss der fraglose Gehorsam gegen den Heiligen Vater, den obersten Gesetzgeber, wiederhergestellt werden.

Im Psalm 37 heißt es: „Fürwahr, der Herr liebt das Recht.“ Und im Psalm 99 lesen wir: „Im Reich dieses Königs hat man das Recht lieb.“ Meine lieben Freunde, wir können nur bitten und uns selbst bereit machen, das Herz zu den Geboten Gottes zu neigen. Neige, o Herr, mein Herz zu deinen Geboten!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gesetz und Gewissen (5)

(Die Gesetzespflichten des Staates)

25.07.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Gott ist der Gesetzgeber. Er hat die physischen Naturgesetze gegeben. Die Tiefdruckgebiete bewegen sich nach seinem Willen. Er hat aber auch das sittliche Naturgesetz gegeben, Die Menschen sollen sich danach richten. Das sittliche Naturgesetz bedarf der Einschärfung, der Konkretisierung und der Auslegung durch menschliche Gesetze. Deswegen hat Gott auch den Menschen die Gewalt gegeben, Gesetze zu geben. Aber anders als die Gewalt Gottes zur Gesetzgebung ist die Gewalt der Menschen zur Gesetzgebung nicht schrankenlos. Sie ist in dreifacher Weise gebunden. Nämlich der menschliche Gesetzgeber ist gebunden an Gott. Er hat ja seine Gewalt von Gott, und der Bereich, in dem er diese Gewalt ausüben darf, ist ebenfalls von Gott bestimmt, nämlich im Rahmen des göttlichen Gesetzes. Deswegen muss der menschliche Gesetzgeber bei seiner Gesetzgebung immer bedenken, dass er im Auftrag und in der Vollmacht Gottes Gesetze gibt.

In der Präambel unseres Grundgesetzes für die Bundesrepublik Deutschland heißt es immerhin, die Verfassung sei beschlossen worden „Im Bewußtsein der Verantwortung vor Gott und den Menschen“. Der Wille Gottes, die Gebote Gottes müssen der Maßstab und die Schranke der menschlichen Gesetzgebung sein.

Der menschliche Gesetzgeber ist zweitens gebunden an das Ziel des Gesetzes. Was ist denn das Ziel der Gesetze? Das Gemeinwohl. Es sollen die Voraussetzungen, die Bedingungen, die Veranstaltungen geschaffen werden, die dafür dienen, dass die Menschen, jeder einzelne Mensch, sein Auskommen findet, sein Berufung erkennt, sein Bestimmung erfüllen kann und seine Eigentätigkeit ausüben darf. Das Ziel aller Gesetze ist das Gemeinwohl. Die Gesetze müssen der Gemeinschaft dienen und nützen, für die sie gegeben werden.

Der dritte Gegenstand, an den der menschliche Gesetzgeber gebunden ist, ist der Inhalt des Gesetzes, der Gegenstand des Gesetzes. Die Gesetzgebung muss sachlich sein, sachgebunden. Sie muss sich an der Sache, die sie ordnen will, ausrichten. Ein Beispiel. Wenn ein Forstgesetz gemacht wird, muss sich das Gesetz danach richten, was notwendig ist, um den Wald zu schützen, zu erhalten und womöglich zu vermehren. Ein Forstgesetz kann nicht zuerst die Interessen der Jäger im Auge haben. Der Wildbestand muss sich nach den Bäumen richten, nicht die Bäume nach dem Wildbestand. Ähnlich ist es beim Waffengesetz, das ja neuerdings umstritten wird. Ein Waffengesetz muss den Gebrauch, den Besitz von Waffen regeln, aber es darf nicht einseitig die Sportschützen begünstigen. Es muss auch die Gefahr gesehen werden, die davon ausgeht, dass Privatpersonen tödliche Waffen in ihrem Hause bergen.

Das sind die drei Bedingungen, an die sich menschliche Gesetze halten müssen: Gott, das Ziel des Gesetzes und der Gegenstand des Gesetzes. Die Gesetze müssen sich am Naturrecht und am sittlichen Naturgesetz ausrichten. Das ist die Schranke, die sie nicht überschreiten dürfen; das ist der Rahmen, in dem sie tätig werden können. Wenn sie das tun, sind sie auch auf Christus ausgerichtet, denn Christus ist der König auch der Gesellschaften. Der Staat untersteht dem sozialen Königtum Christi. Seine Gesetzgebung muss deswegen auf Christus ausgerichtet sein.

Sittlichkeit und Recht sind zwei verschiedene Ordnungen menschlichen Verhaltens. Die Sittlichkeit ergreift den Menschen in jeder Beziehung, in der Beziehung zu Gott, zu sich selbst und zu den anderen Menschen. Das Recht hat es allein mit der Ordnung des gesellschaftlichen Verhaltens zu tun, also mit dem Leben in der Gemeinschaft. Aber das gesellschaftliche Verhalten des Einzelnen ist von seiner

moralischen Substanz bestimmt. Wie einer sittlich gebaut ist, so bringt er sich auch ein in die Gesellschaft. Das Recht kann darum nicht absehen von der Bildung und Ausbildung der Sittlichkeit im einzelnen Menschen. Es ist nur die Frage, wie weit das sittliche oder unsittliche Verhalten des Einzelnen die Gemeinschaft betrifft. Es ist ohne weiteres einleuchtend, dass ein sittlich hochstehender Mensch der Gemeinschaft nützlicher ist als ein verkommener. Wie weit muss das Recht die Sittlichkeit, das sittliche Verhalten des Einzelnen fördern bzw. regeln? Wie weit muss das Verhalten des Einzelnen vom Gesetz geregelt werden, damit er ein nützliches Glied der Gemeinschaft wird und bleibt und ihr nicht zur Last fällt? In bezug auf die körperliche Gesundheit erlaubt sich der Staat, wie wir wissen, weite Eingriffe. Er gibt Vorschriften über das Rauchen, über den Gebrauch von Alkohol. Er ist streng im Kampf gegen Besitz, Handel und Gebrauch von Rauschgiften. Für die seelische Gesundheit verwendet der Staat weit weniger Aufmerksamkeit. Die Türen zur Verführung stehen weit offen – in der Lektüre, im Film, im Fernsehen, im Internet, im Umgang miteinander. Da hat nun der Bundesgerichtshof im Jahre 1969 ein berühmtes Urteil gefällt. In diesem Urteil – es ist das bekannte Fanny-Hill-Urteil – heißt es. „Das Strafgesetz hat nicht die Aufgabe, auf geschlechtlichem Gebiet einen moralischen Standard des erwachsenen Bürgers durchzusetzen, sondern es hat die Sozialordnung der Gemeinschaft vor Störungen und groben Belästigungen zu schützen.“ Ich muss diesen wichtigen Satz noch einmal wiederholen: „Das Strafgesetz hat nicht die Aufgabe, auf geschlechtlichem Gebiet einen moralischen Standard des erwachsenen Bürgers durchzusetzen, sondern es hat die Sozialordnung der Gemeinschaft vor Störungen und groben Belästigungen zu schützen.“ Und diese Belästigungen, diese Störungen sieht der Gesetzgeber, der Gesetzgeber von 1969, nicht mehr gegeben bei Ehebruch, nicht mehr gegeben bei Homosexualität, nicht mehr gegeben bei Unzucht mit Tieren, nicht mehr gegeben bei Erschleichung des außerehelichen Beischlafs. Weil sich die Einstellung der Gesellschaft – und das ist ja unbezweifelbar – zu den geschlechtlichen Dingen geändert hat, folgt das Gesetz ihr nach. Hat der Bundesgerichtshof, hat der Gesetzgeber im Bundestag recht? Woher kommen denn die Störungen und Belästigungen der Sozialordnung? Kommen sie nicht aus der moralischen Schwäche, aus dem sittlichen Versagen des Einzelnen? Ist es für die Gesellschaft gleichgültig, was der Einzelne im Bereich der Sexualität tut? Gehört das geschlechtliche Tun des Einzelnen nicht zur sozialen Ordnung? Ist Sexualität nicht immer auf andere ausgerichtet, die sie gebraucht, benützt, verführt, schädigt? Wissen wir nicht, dass der Mißbrauch der Geschlechtskraft eine Flut von Tränen und Blut über diese Erde bringt?

Der demokratische Staat ist davon unbeeindruckt. In den 60er Jahren habe ich folgendes beobachtet. In München wurde ein Journalist bestraft, weil er seine Wohnung dem Chefredakteur einer großen Zeitung zur Verfügung gestellt hatte, damit dieser dort mit einer Angestellten Unzucht treiben konnte. Warum wurde er bestraft? Weil er Kuppelei betrieben hatte. Kuppelei ist die Förderung zwischenmenschlicher Unzucht. Kuppelei war streng verboten. Die Hotels durften ein Paar nur dann in ein gemeinsames Zimmer lassen, wenn sie sich als verheiratet auswiesen. Bis 1973. Da wurde von der glorreich regierenden sozial-liberalen Koalition die Kuppelei abgeschafft. Seit 1973 wird Kuppelei nur noch bestraft, wenn es sich um Minderjährige handelt. Man hat also diesem Journalisten und diesem Chefredakteur in München Recht gegeben. Ist es für die Gesellschaft gleichgültig, wenn Menschen, wie man sagt, ohne Trauschein zusammenleben? Ist es für die Gesellschaft unbeachtlich, wenn die eheliche Treue verraten wird? Im Leipziger Kommentar zum Strafgesetzbuch, also einem führenden Kommentar der Juristen, habe ich gelesen: In Deutschland suchen etwa eine Million Männer täglich 200.000 Prostituierte auf. Nimmt die Gesellschaft keinen Schaden, wenn Ehen zerbrechen? Bringt die gleichgeschlechtliche Unzucht dem Volke Nutzen oder Schaden? Die Abschaffung der Straftatbestände, die den Bereich der Sexualität betreffen, ist von größter und schlimmster Wirkung. Sie eliminiert die sittliche und versittlichende Aufgabe des Rechtes. Sie eliminiert die sittliche und versittlichende Aufgabe des Rechtes. Sie ermuntert den Mißbrauch der Geschlechtskraft. Sie schafft den Übertätern ein gutes Gewissen. Die Masse des Volkes sagt: Was nicht verboten ist, das ist erlaubt. Was nicht bestraft wird, das kann ich tun. So untergräbt der Staat mit seinem Rückzug aus dem Strafrecht die Sittlichkeit des Volkes.

Menschliche Gesetze müssen bestimmte unerläßliche Eigenschaften haben. Sie dürfen nur sittlich Erlaubtes, nichts Sündhaftes befehlen. Denn sie schöpfen ja ihre bindende Kraft aus dem Willen Gottes, und nach Gottes Willen darf Sündhaftes nicht geschehen. Deswegen hat die Kirche immer daran

festgehalten: Ein unmoralisches Gesetz ist kein Recht und kann kein Recht sein. Ein unmoralisches Gesetz ist kein Recht und kann kein Recht sein. Solche unmoralischen Gesetze gibt es zuhauf. Der Staat, der sich anmaßt, die Ehe, die gültige Ehe dem Bande nach zu trennen, der schafft ein unrechtes und ungültiges Gesetz. Der Staat, der die Vernichtung von Menschen in einem frühen Stadium ihres Lebens geschehen läßt, der schafft ein unrechtes und ungültiges Gesetz. Der Staat, der die Tötung behinderter und leidender Menschen zuläßt, der schafft ein unrechtes und ungültiges Gesetz. Alle diese Verstöße, meine lieben Freunde, sind nicht harmlos. Sie verletzen Gottes Willen, sie empören sich gegen Gottes Gesetz. Gott läßt seiner nicht spotten. Er hat nicht alle Tage Zahntag, aber wenn er heimzahlt, dann zahlt er mit gewaltiger Münze.

Das Gesetz darf zweitens nicht gegen klare menschliche Rechte verstoßen. Auch der Mensch hat Rechte. Er hat angeborene Rechte, er hat erworbene Rechte. Angeborene Rechte sind zum Beispiel das Recht auf Würde, das Recht auf Leben, das Recht auf Eigentum, das Recht auf Bildung, das Recht auf Berufswahl. Erworbene Rechte sind etwa das Recht auf den Arbeitslohn, das Recht auf die Rente, das Recht auf den Beamtenstatus, das Recht auf Urheberschaft bei Kunstwerken, bei literarischen Erzeugnissen. Diese Rechte muss der Staat achten.

Drittens: Das Gesetz, das der Staat gibt, muss für die öffentliche Wohlfahrt notwendig oder erheblich förderlich sein. Wir sehen ein, dass er bestimmte Gesetze gibt, die unbedingt notwendig sind. Steuergesetze müssen nun einmal sein, denn wovon soll der Staat leben? Schulgesetze müssen sein, denn die Bildung ist nun einmal erforderlich. Förderliche Gesetze sind zum Beispiel das Patentschutzgesetz, dass Patente, die einer anmeldet, auch tatsächlich gegen Nachahmung und Mißbrauch bewehrt werden. Kunstförderungsgesetze sind auch förderlich. Beim Strafgesetz sind nicht alle Gesetze notwendig, die erlassen werden, man könnte sich denken, dass die Bagatelvergehen nicht unbedingt bestraft werden müssen, also ein Schimpfwort, ein einmaliger Ladendiebstahl, eine geringfügige Überschreitung der Höchstgeschwindigkeit. Man könnte sich denken, dass diese Bagatelvergehen nicht unbedingt bestraft werden müssen, denn die Gesetze schränken ja immer die Freiheit ein, und um die Freiheit einzuschränken, bedarf es eines genügenden Grundes.

Das Recht betont die äußere Seite, die Sittlichkeit die innere. Aber es ist nicht so, dass das Recht gegen das Innere gleichgültig wäre. Alles wahre Recht drängt darauf, nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich im Gewissen befolgt zu werden. Die innere Gesinnung ist dem Recht nicht gleichgültig. Sie ist sogar wichtig für die Beurteilung, z.B. bei Strafen. Es wird niemand bestraft, der nicht schuldig geworden ist. Die innere Gesinnung spielt auch sonst im staatlichen Recht eine beträchtliche Rolle, z.B. in der Forderung von Treu und Glauben, im Verbot der Schikane, im Schutz dessen, was die guten Sitten gebieten. Die innere Absicht ist manchmal sogar unerlässlich im staatlichen wie im kirchlichen Gesetz. Wenn jemand einen Eid leistet, dann ist es unbedingt notwendig, dass die innere Gesinnung mit der äußeren Handlung übereinstimmt. Und in der Kirche ist es etwa so bei der Sakramentspendung. Man muss, wenn man eine Ehe schließt, nicht nur äußerlich das Ja geben, sondern auch innerlich den Eheschließungswillen haben, sonst ist die Ehe ungültig.

Fünftens: Ein allgemein verpflichtendes Gesetz kann nur das befehlen, was durchführbar ist, was für das Gros der Menschen erfüllbar ist. Nun, die Antwort darauf ist sehr leicht, denn alle Gebote Gottes sind erfüllbar. Gott gibt keine Gebote, die nicht erfüllbar sind. Was Gott gebietet, das ist möglich. Gott gebietet nichts Unmögliches. Freilich, der Mensch ist schnell bei der Hand, zu sagen: Das ist zu schwer für mich, das kann ich nicht, das darf man mir nicht zumuten. Meine lieben Freunde, was einem zugemutet werden kann, das sieht man an den Krankenbetten der unheilbar Kranken. Was Gott den Menschen zumutet, das sieht man bei Erdbeben und Tsunamis. Das muss der Mensch aushalten. Und so muss er auch die Gebote Gottes beachten. Unter gewöhnlichen Umständen, sagt man, kann der menschliche Gesetzgeber keine heroischen, keine heldischen Akte gebieten. Das mag ja sein in gewöhnlichen Umständen. Aber es gibt eben sehr viele außergewöhnliche Umstände. Er gibt Berufe, die lebensgefährlich sind. Im Jahre 2008 gab es in Deutschland die meisten tödlichen Arbeitsunfälle im Bereich des Verkehrs. Vor allem Berufskraftfahrer leben gefährlich. Sehr zahlreich sind die Unfälle bei Maurern, die in der Höhe arbeiten, von denen viele abgestürzt sind. Dazu kommen ganze Berufsgruppen, die geradezu auf Gefahr spezialisiert sind: Feuerwehrleute, Polizisten, Kriegsreporter, Gerüstbauer. Soldaten müssen bereit sein zur Hingabe des Lebens, sonst brauchen sie nicht in den

Wehrdienst einzutreten. Vom Arzt wird erwartet, dass er auch unter Einsatz seiner Lebens Verunglückten Hilfe bringt. Bei Unglücken in Bergwerken müssen die Rettungsmannschaften selbst unter Lebensgefahr die Verunglückten zu bergen versuchen. Die Männer des Kampfmittelräumdienstes müssen Fliegerbomben entschärfen, auch wenn sie dabei zerrissen werden – wie mein Nachbar. Der Priester ist gehalten, auch bei Gefahr der Ansteckung zu Schwerkranken zu eilen. Der Mainzer Bischof Josef Ludwig Colmar, der in Mainz von 1802 bis 1818 regiert hat, legte sich in der großen Typhusepidemie 1813 auf verfaultes Stroh neben die Typhuskranken und Sterbenden, um ihnen die Beichte abzunehmen und sie in die Ewigkeit zu geleiten.

Irgendjemand hat den Ausspruch getan: „Glücklich das Volk, das keine Helden braucht.“ Und viele sprechen es ihm nach. Dieser Ausspruch ist ebenso dumm wie falsch. In jedem Volke wird es immer Helden brauchen, weil es in jedem Volke Verhältnisse und Fälle gibt, die nur von Helden bewältigt werden können. Auch jeder von uns kann in Situationen, Lebenslagen, Verhältnisse gestellt werden, die nur mit Heroismus zu bewältigen sind. Da gilt das Wort von Friedrich Nietzsche: „Wirf den Helden in deiner Brust nicht weg!“ Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gesetz und Gewissen (6)

(Die Gehorsamspflicht gegen Gesetze und Gebote)

01.08.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Gesetze verpflichten. Das haben wir an den vergangenen Sonntagen erkannt. Verpflichtung bedeutet, dass ein moralisches Sollen auferlegt wird. Die Gesetzesuntergebenen sind gehalten, das zu tun, was der Gesetzgeber bestimmt hat. Es legt das Gesetz die Verpflichtung auf, in bestimmter Weise, nämlich entsprechend dem Willen des Gesetzgebers zu handeln. Jede Verpflichtung, jede sittliche Verpflichtung kann nur von Gott kommen. Also hinter jedem gültigen Gebot steht der Wille Gottes. Aber das hindert nicht, dass auch der menschliche Gesetzgeber, Staat und Kirche, Gebote, Gesetze auferlegen, die im Gewissen verpflichten. Sogar heidnische und gottlose Herrscher können gültig verpflichten, wenn sie nämlich rechtmäßige und gesetzmäßige Gebote erlassen.

Das Gesetz kann eine schwere oder eine leichte Verpflichtung auferlegen. Das richtet sich nach dem Gegenstand. Je nach dem Inhalt des Gesetzes ist eine Verpflichtung schwer oder leicht. Gewöhnlich ist die Verpflichtung schwer, denn das gemeinsame Zusammenleben der Menschen verlangt die Treue gegen das Gesetz, den Gehorsam gegen das Gesetz. Die Willkür im Kleinen wirkt sich regelmäßig aus als Unordnung im Großen. Aber es gibt eine Abstufung der Werte, und danach richtet sich dann auch die Verpflichtung des Gesetzes. Im letzten Kriege wurden Postbedienstete, die ein Feldpostpäckchen raubten, mit dem Tode bestraft – mit dem Tode bestraft! Wer ausländische Sender hörte, kam ins Gefängnis, und wer weitererzählte, was er gehört hatte, der wurde hingerichtet. Die Gesetze, die das bestimmten, waren ohne Zweifel weit überzogen. So kann man diese Vergehen nicht rechtmäßig bestrafen.

Es kann auch passieren, dass sich zwei Pflichten widersprechen, wirklich oder scheinbar. Die Erfüllung der Sonntagspflicht ist geboten. „Du sollst jeden Sonntag eine heilige Messe mit Andacht mitfeiern!“ Aber auch die Hilfeleistung für den Nächsten ist geboten. Wenn nun diese beiden Pflichten zusammenstoßen, welche geht vor? Die dringlichere. Wenn der Kranke meiner bedarf, dann muss ich notfalls die Sonntagspflicht fahren lassen. Beten ist Pflicht, und Arbeiten ist Pflicht. Aber wenn mein Lebensunterhalt nur durch Arbeit gesichert werden kann, dann muss ich das Gebet einschränken und der Arbeit den gebührenden Ort belassen. Die sittlich gebotene Gesetzeserfüllung geschieht dadurch, dass man die Gesetze als bewusste und freie Handlungen setzt. Man muss eine sittlich erlaubte und befohlene Tat, eine sittlich gute Tat setzen wollen. Man muss auch die Art der Tat, die das Gesetz befiehlt, beachten. Wenn ich einen Vertrag schließe, dann muss ich wissen, dass ich mich verbinde, das im Vertrag Niedergelegte zu erfüllen.

Es gibt Gebote, die erlöschen, wenn die Zeit vorüber ist, in der sie erfüllt werden können. Die Pflicht, die Messe zu besuchen, gilt für den Sonntag. Am Montag ist die Pflicht erloschen. Man kann freiwillig eine Messe besuchen, selbstverständlich, und das ist erwünscht, und das wird auch immer wieder nahegelegt. Aber noch einmal: Die Pflicht, die Messe zu besuchen, gilt für den Sonntag. Wenn der Sonntag vorüber ist, ist die Pflicht erloschen.

Die Gesetze sollen uns erziehen. Die Gesetze haben einen versittlichenden Sinn. Die Kirche hat immer daran festgehalten, dass die Gesetze eine erzieherische Funktion haben. Sie sollen die Menschen anleiten, das Gute zu tun und das Böse zu unterlassen. Der Kurfürst Maximilian von Bayern hatte ein Gesetz erlassen, dass in jedem Haushalt ein Rosenkranz sein muss. Damit wollte er seine Untertanen erziehen. Wenn der Staat immer mehr davon abkommt, durch seine Gesetze erzieherisch,

also versittlichend zu wirken, dann werden seine Bürger immer weniger geeignet, sich nützlich und hilfreich zu betätigen. Sie verwildern.

Die Gesetze, die erziehen sollen, müssen natürlich auch solcherart ein, dass sie erziehen können. Wenn man, wie es heute geschieht, homosexuelle Verbindungen der rechtmäßigen Verbindung zwischen Mann und Frau gleichstellt, dann ist das eine schwere Verletzung des Gemeinwohls. Ein solches Gesetz kann nicht versittlichend wirken. Eine solche Gleichstellung degradiert die Ehe, bedeutet, dass dem Staat die Verknüpfung der Sexualität mit der Fortpflanzung gleichgültig ist. Wohin sind wir gekommen, meine lieben Freunde, auch in unserem deutschen Lande! Wohin sind wir gekommen! Gesetze sollen nicht nur gezwungen erfüllt werden, sondern wo es möglich ist, auch mit freudigem Gehorsam. Vor allem die kirchlichen Gesetze. Wir sollten nicht sagen: Wir müssen in die Kirche gehen. Wir sollten sagen: Wir dürfen Gott anbeten, wir dürfen das Höchste tun, was Menschen überhaupt möglich ist, nämlich Gott sich zu unterwerfen und Gott zu ehren.

Gesetze zu erfüllen kann schwer, ja manchmal unmöglich sein. Es gibt tatsächlich die moralische Unmöglichkeit der Gesetzeserfüllung. Wann ist ein Gesetz unmöglich zu erfüllen? Wenn es über die Kräfte geht; wenn es Schaden bringt, auch das kann passieren. Wenn ein Gesetz nur unter übergroßen Schwierigkeiten oder gar nur mit Schaden erfüllt werden kann, dann entfällt die Verpflichtung des Gesetzes. Natürlich muss man hier vorsichtig sein und die Größe des Schadens oder des Nachteils abwägen gegenüber dem Inhalt und der Bedeutung des Gesetzes. Je wichtiger ein Gesetz, um so größer muss der erwähnte Schaden oder die erwähnte Schwierigkeit sein. Da kommt es eben auf das recht gebildete Gewissen an. Menschen mit laxem Gewissen werden sich sehr leicht entschuldigen und sagen: Ja, das ist zuviel, das kann ich nicht, das kann man mir nicht zumuten. Denken wir etwa an die Pflicht, zur Arbeit zu gehen. Der eine sieht sich schon entschuldigt, wenn er erkältet ist. Ein anderer geht auch dann noch zur Arbeit, wenn er behindert ist oder große Schmerzen empfindet. Es besteht die Pflicht des Gottesdienstbesuches, auch auf Reisen. Wenn ich weiß, eine Reise zu den Galapagos-Inseln bei Ecuador macht es mir unmöglich, die Sonntagspflicht zu erfüllen, so muss ich eben zurückbleiben. Ich darf mich nicht unnötig in die Gefahr begeben, Pflichten zu versäumen.

Sie alle kennen den großen katholischen Komponisten Carl Maria von Weber. Er war ein gläubiger Mann. Carl Maria von Weber litt jahrelang an schwerer Tuberkulose, hatte also große Schmerzen, konnte schlecht atmen, war schwach, hatte immer Fieber. In diesem Zustand trat er, um seine Verpflichtungen zu erfüllen, die letzte Reise nach England an. Dort ist er seinem Leiden erlegen.

Dass ein Gesetz nicht oder bei schwerem Nachteil nicht verpflichtet, gilt nicht für bestimmte Gesetze. Gesetze, die in sich Böses verbieten, sind immer zu erfüllen, auch unter jedem Nachteil. Was sind das für Gesetze, die in sich Böses verbieten, die in sich schlechte Handlungen verbieten? Nun, das sind solche, die ihrer ganzen Art nach der sittlichen Ordnung widersprechen und die niemals gut werden können. Beispielsweise Gotteshaß, Ehebruch. Das sind Sünden, die können durch keine noch so große Widerwärtigkeit erlaubt werden. Ich möchte an dieser Stelle bemerken, dass hier ein fundamentaler Gegensatz zum Protestantismus besteht. Im Protestantismus gibt es auch Verbote und Gebote, aber es gibt keine Verbote, die immer und unter allen Umständen verpflichtend sind. Nehmen wir die Ehescheidung. Natürlich heißt es auch im Protestantismus, man soll sich nicht scheiden lassen. Aber wenn man will, kann man es. Es gibt im Protestantismus keine einzige Ehe, die nicht aufgelöst werden könnte. Deswegen haben wir so viele protestantische Pastoren und Bischöfe und Bischöfinnen, die geschieden und wiederverheiratet sind. Ebenfalls niemals erlaubt – niemals erlaubt! – sind Handlungen, auch wenn sie schwere Nachteile eintragen, wenn der Gehorsam gegen das Gebot des Naturgesetzes oder des positiven göttlichen Gesetzes oder des menschlichen Gesetzes im Einzelfall zur Probe der Religiosität und der Sittlichkeit wird. Ich wiederhole noch einmal diesen wichtigen Satz: Auch dann sind Gesetze immer zu beobachten und man ist nie entschuldigt, wenn der Gehorsam gegen das Gebot des Naturgesetzes, des positiven göttlichen Gesetzes und des menschlichen Gesetzes im Einzelfall zur Probe der Religiosität und der Sittlichkeit wird. Wie ist das zu verstehen? In der Französischen Revolution tobte der Kampf gegen den katholischen Glauben, gegen die katholische Kirche. Und zuerst betroffen waren natürlich die Priester. Und was hatten sich die Revolutionäre ausgedacht? Um die Priester zu korrumpieren, also zu verderben? Sie forderten sie auf, ihr Weihezeugnis auszuliefern – ihr Weihezeugnis auszuliefern. In dieser Handlung sahen sie nämlich die Aufgabe des

Priestertums und die Lösung von der Kirche beschlossen. Das war eine Handlung, die niemals erlaubt sein konnte, auch wenn auf der Verweigerung Gefängnis, Deportation oder unter Umständen die Todesstrafe stand.

Von der Unmöglichkeit der Gesetzeserfüllung zu unterscheiden ist das, was die Theologen Epikie nennen. Was nennt man Epikie? Was versteht man unter Epikie? Das ist das Urteil, das ein Gesetz in bestimmtem Falle nicht verpflichtet, weil der Gesetzgeber, wenn er den Fall gekannt hätte, ihn von der Verpflichtung des Gesetzes ausgenommen hätte. Noch einmal: Was ist Epikie? Epikie ist das Urteil des Einzelnen, dass er ein Gesetz nicht zu beachten braucht, weil er meint, der Gesetzgeber hätte diesen Fall, wenn er ihn gekannt hätte, von der Verpflichtungskraft ausgenommen. Nun, das ist natürlich ein gewagtes Urteil, denn wir sind ja immer geneigt, zu unseren Gunsten zu urteilen. Aber das Prinzip bleibt richtig. Der Grundsatz ist wahr. Es kann Fälle geben, wo man sagen muss, den Fall hätte der Gesetzgeber, der ja nicht alles voraussehen kann, wenn er es vorausgesehen hätte, von der Verpflichtungskraft des Gesetzes ausgenommen.

Gesetze können auch im einzelnen Falle von der Verpflichtungskraft durch den Gesetzgeber ausgenommen werden. Der Gesetzgeber kann von seinem Gesetz entbinden, und das nennt man Dispens. Dispensieren heißt, von der Verpflichtungskraft des Gesetzes im einzelnen Falle ausnehmen. Ich bin gelegentlich von sehr gewissenhaften Gläubigen gefragt worden, ob sie denn am Freitag Fleisch essen können, denn sie seien eingeladen bei einem Geburtstag, dem sie sich nicht entziehen können, und sie baten mich dann zu dispensieren vom Freitagsgebot. Der Priester kann das. Er kann dispensieren vom Sonntagsgebot und vom Freitagsgebot. Der Bischof kann noch viel mehr. Er kann von fast allen Gesetzen entbinden; er besitzt Dispensgewalt für die allgemeinen Gesetze mit gewissen Ausnahmen. Er kann nicht von den Prozeßgesetzen und von den Strafgesetzen dispensieren. Der Heilige Vater dagegen kann von allen (menschlichen) Gesetzen befreien. Und er tut es gelegentlich. Wir hören, dass protestantische Pfarrer, verheiratete protestantische Pfarrer, die sich zum katholischen Glauben bekehren und dann die Priesterweihe empfangen, das mit Dispens des Heiligen Vaters tun. Der Heilige Vater befreit sie von der Verpflichtung, dass man ledig und ehelos sein muss, wenn man Weihen empfangen will.

Gesetze, meine lieben Freunde, können lästig, hindernd, hemmend, schwer verständlich, beschwerlich sein. Gehorchen ist nicht immer leicht. Gehorchen ist auch unbequem. Aber Gehorsam ist notwendig. Umgekehrt ist zu sagen: Wer sich dem gehorsam entzieht, der entzieht sich der Gnade Gottes. Wie ist es denn zu den heutigen Zuständen in unserer Kirche gekommen? Durch Ungehorsam, Disziplinlosigkeit, Mißachtung der Gesetze. Am 31. Juli ist der Festtag des heiligen Ignatius von Loyola, also des Gründers des Jesuitenordens, ein großer Festtag für die Jesuiten. Aber am 31. Juli 1953 mußte ich – ich als Weltpriester – in der Jesuiten-Niederlassung von Erfurt den feierlichen Gottesdienst halten. Warum? Weil die Herren Jesuiten alle nach Westen entflohen waren. So fing es an. So fing es an. Und so hat es sich fortgesetzt bis dahin, dass der Jesuitenorden heute nur noch die Hälfte der Mitglieder hat, die er vor 30, 40 Jahren hatte. So fing es an!

Auf dem Gehorsam liegt Segen. Dem Gehorsamen steht Gott bei. Der Gehorsame empfängt himmlischen Lohn. Das hat uns niemand anders gelehrt als die heilige Theresia von Lisieux. Sie hat einmal das schöne Wort gesagt: „Im Himmel wird Gott immer meinen Willen tun, weil ich auf Erden niemals meinen Willen getan habe.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gesetz und Gewissen (7)

(Die falsche Ethik irriger Theorien)

08.08.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir haben an den vergangenen Sonntagen das Gesetz Gottes betrachtet. Es hat mehrfache Gestalt. Es gibt eine Uroffenbarung, von der sich Reste zweifellos in den heidnischen Völkern erhalten haben. Es gibt das sittliche Naturgesetz. Aus der Natur, aus der Struktur der Dinge, die Gott in sie hineingelegt hat, vermögen wir Normen zu erschließen. Vor allem aber gibt es das Gesetz des Alten Bundes und des Neuen Bundes. Der Alte Bund ist vergangen, aber das Moralgesetz ist deswegen bestehengeblieben, weil es mit dem sittlichen Naturgesetz übereinstimmt. Im Neuen Bunde hat der Herr das Gesetz uns vorgelegt. Es ist ein inneres Gesetz; es ist der Heilige Geist. Tatsächlich: Der Geist, der im begnadeten Menschen lebt, ist sein Gesetz, denn er gibt ihm vor, was er tun und was er lassen muss.

Wir sind in der glücklichen Lage, zu wissen, welche Richtung wir einschlagen müssen. Aber was tun die anderen Menschen, die unseren Glauben nicht haben, die unsere Sittenlehre nicht teilen? Woan halten sie sich? Haben sie auch ein Sittengesetz? Woher nehmen sie es? Woher beziehen sie es? Es gibt viele Entwürfe von Menschen, ein Sittengesetz zu schaffen, das an die Stelle des Gottesgesetzes tritt, an das sie nicht mehr glauben.

Die erste Ethik, wenn man so sagen kann, die erste Ethik, die Menschen aufgestellt haben, ist die Gefühlsethik. Was ist darunter zu verstehen? Hemingway, der amerikanische Schriftsteller, hat es uns erklärt, was Gefühlsethik ist. „Das ist moralisch (also sittlich), was mir ein gutes Gefühl macht, wonach ich mich gut fühle.“ „Das ist moralisch, das ist sittlich, was mir ein gutes Gefühl macht, wonach ich mich gut fühle.“ Ja, meine lieben Freunde, manche Menschen fühlen sich sehr gut, wenn sie die größten Lumpereien begangen haben. Damit kann man eine Ethik nicht aufbauen. Das Gefühl ist trügerisch; auf das Gefühl kann man nicht setzen. Das Gefühl muss durchleuchtet werden von Begriffen, von der Wahrheit, von der Vernunft. Auf das Gefühl kann man ein Sittengesetz nicht gründen. Das Gefühl vermag auch keine Verpflichtung zu schaffen; es vermag keine Verpflichtung aufzuerlegen, vor allem keine für alle gültige Verpflichtung. Denn die Gefühle sind sehr verschieden, sind sehr unterschiedlich, und auf diese Unterschiedlichkeit läßt sich eine allgemeine Sittlichkeit, die für alle gilt, nicht aufbauen.

In Deutschland am bekanntesten und in gebildeten Kreisen am weitesten verbreitet ist die Ethik des Königsberger Philosophen Immanuel Kant. Es ist die Ethik des „Kategorischen Imperativs“. Kant hat zweifellos seine Verdienste; er war ein scharfsinniger Denker. Er hat nämlich gegenüber der Nützlichkeithetik das unbedingte Sollen betont. Und er hat auch die Notwendigkeit des Kampfes gegen die Sinnlichkeit hervorgehoben. Was meint er nun mit seinem Kategorischen Imperativ? Er geht davon aus, dass das Sittengesetz für alle verbindlich ist, für jedes vernünftige Wesen. Um zu erkennen, ob eine Handlung erlaubt ist oder nicht, genügt es, zu ermitteln, ob sie zum Gesetz für alle erhoben werden kann. Ob sie zum Gesetz für alle erhoben werden kann, oder was für Folgen eintreten würden, wenn alle so handeln wollten. Was würde zum Beispiel geschehen, wenn jeder stehlen oder sein Wort brechen würde? Der Bestand der menschlichen Gesellschaft wäre dadurch gefährdet. Stehlen und wortbrüchig werden ist deswegen unsittlich. Und so kommt Kant zu seinem Kategorischen Imperativ: „Handle so, dass die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten kann.“ „Handle so, dass die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten kann.“ Ist dieser Kategorische Imperativ, so hochsinnig er klingt, ist dieser Kategorische Imperativ durchführbar? Immanuel Kant besuchte in seinem

ganzen Leben, jedenfalls als Erwachsener, niemals einen Gottesdienst. Auch als Rektor der Universität Königsberg (wo er es hätte tun sollen) ging er niemals in den Gottesdienst. Hat er damit seinen kategorischen Imperativ erfüllt? Könnte das ein Gesetz werden für alle, so dass alle Menschen nicht in den Gottesdienst gehen? Oder nehmen wir ein anderes Beispiel. Viele Menschen sind der Meinung, die Steuergesetze sind ungerecht. Man kann sich daher der Steuerpflicht entziehen. Kann das ein Gesetz für alle werden? Was wäre, wenn sich das alle zu eigen machten? Aber viele tun es mit gutem Gewissen. Ja, warum nicht? Der Staat nimmt uns zuviel weg, sagen sie.

Kant begeht den Grundfehler, dass er Gott aus der Sittlichkeit beseitigt. Der Gesetzgeber ist für ihn nicht Gott, sondern die Vernunft. Aus Vernunftgründen muss man die Sittlichkeit schöpfen. Die Vernunft aber ist in der Herrschaft des Menschen. Der Mensch kann sich, wenn er will, ein Gesetz auferlegen, aber ein unbedingtes Sollen kann aus einem solchen Auferlegen nicht folgen. Kant macht den großen und entscheidenden Fehler, dass seinem Gesetz der Gesetzgeber fehlt. Er erfaßt auch nicht das Wesen des Guten, und das hängt mit seiner Erkenntnistheorie zusammen. Für ihn sind ja die Dinge an sich überhaupt nicht erkennbar, und so begreift er auch nicht, dass das tiefste Wesen des Wollens auf das Wirkliche, auf das Gute, auf das Vollkommene geht. Bei ihm ist der sittliche Grundafekt die kühle Pflicht. Alles andere ist ihm verdächtig. Meinung, Affekte, Sehnsucht nach Seligkeit, das alles ist ihm verdächtig. Für ihn gilt nur die Pflicht. Er verkennt die Willens- und die Gemütsphäre.

Andere bilden einen Moralpositivismus aus, d.h. sie sagen: Das ist sittlich verpflichtend, was sich aus den Sitten, aus den Meinungen, aus den Gewohnheiten der Völker, aus der Rasseeigenschaft oder aus den Umweltbedingungen ergibt. Man soll also das tun, was alle oder die meisten tun. Aber, meine lieben Freunde, vom faktischen Handeln kann eine Verbindlichkeit nicht ausgehen. Eine äußere Übung kann andere nicht verpflichten. Auch dieser Ethik fehlt der Gesetzgeber. Außerdem ändern sich die Anschauungen der Menschen fortwährend. Das erleben wir ja in der gegenwärtigen Zeit, wie sich die Ansichten über die geschlechtliche Sittlichkeit bei den Menschen geändert haben, weil sie sich nicht an Gottes Gebot halten. Die permissive Gesellschaft, wie man die heutige Generation nennt, die permissive Gesellschaft hält das für erlaubt, was ihr paßt, nicht das, was Gott gebietet. Der Moralpositivismus kann keine allgemeine Sittlichkeit aufstellen; er ist nur imstande, äußere Konventionen zu erzeugen, denen man sich fügen kann oder auch nicht.

Mit dem Moralpositivismus ist verwandt der Evolutionismus in der Ethik. Sie wissen, was Evolution ist. Es ist die Entwicklungslehre, in der sich aus Einzellern alles andere entwickelt haben soll. Diesen Entwicklungsgang wendet man nun auf die Ethik an. Man sagt: Es gibt keine gültigen und gleichbleibenden Naturgesetze in der Sittlichkeit, sondern das Sittliche unterliegt einem beständigen Wandel. Sittlich ist das, was die Mehrheit, die gegenwärtige Mehrheit jeweils dafür hält. Es gibt keine festen Grundsätze mehr, es gibt keine gemeinsame Verständigung für die verschiedenen Völker, es gibt keinen absoluten Maßstab für die sittliche Beurteilung. Dass sich im Bewußtsein der Menschen die Anschauungen über gut und böse ändern, das wissen wir, das beobachten wir jeden Tag. Aber das ist kein Gesetz. Den Menschen ist es aufgegeben, über dem Wandel das Bleibende zu entdecken. Dem Menschen ist es befohlen, die schlimmen Verhältnisse der Gegenwart zu ändern, indem sie sich auf das immer gültige, das bleibend notwendige Gesetz zurückziehen.

Andere sittliche Systeme erkennen die Norm des Sittlichen an, aber sie bestimmen die Norm falsch. Sie irren in der Begründung des Sittlichen durch eine falsche teleologische Fassung. Sie haben eine objektive Norm, ja, aber diese Norm ist irrig. Da ist an erster Stelle der Eudämonismus zu erwähnen. Eudämonismus ist jene Lehre, die als höchstes Ziel des menschlichen Lebens die irdische Wohlfahrt des Menschen betrachtet. Es soll dem Menschen gut gehen; er soll glücklich sein. Das ist dann sittlich geboten, was dem Glück des Menschen dient. Der Eudämonismus tritt in verschiedenen Formen auf. Die niedrigste Form ist der Hedonismus. Der Hedonismus verlegt das Endziel des Menschen und damit die Sittlichkeit in die sinnliche Lust. Essen, trinken, sich geschlechtlich betätigen, genießen, Macht ausüben, diese Lüste sollen das Ziel des Menschen sein. Jedermann, der sich das gesunde Denken bewahrt hat, begreift: Die Lust ist immer zutiefst egoistisch. Sie sieht den Nächsten lediglich als förderlich oder hinderlich für den Gewinn von Lust an und verkennt damit seine Würde. Luststreben ist immer egoistisch und vermag deswegen eine Gemeinschaft nicht aufzubauen. Außerdem erniedrigt die sinnliche Lust den Menschen. Sie macht ihn zum Sklaven der Lust. Der Trieb re-

giert und nicht die von der Vernunft geleitete Willensanstrengung. Der Mensch, welcher der Lust nachjagt, verkümmert im Geiste. Also der Hedonismus ist die niedrigste Form des Eudämonismus.

Eine höhere Form ist jene Variante, die die Sittlichkeit in die irdische Wohlfahrt und das harmonische Leben des Menschen verlegt. Die Selbstliebe soll den Menschen dazu führen, dass er für sich sorgt, dass er in seiner ganzen Persönlichkeit Glück empfindet. Aber wie soll eine berechnende Gewinn- und Genußsucht eine Sittlichkeit begründen? Hier ist doch auch der Egoismus die Triebfeder des Handelns. Verzicht und Aufopferung lassen sich damit nicht begründen. Es gibt Aufgaben, Pflichten, die die Preisgabe der eigenen Wohlfahrt fordern. Das Pflichtmäßige ist nun einmal – und häufig – nicht identisch mit dem Angenehmen und Nützlichen. An das Pflichtmäßige bin ich gebunden, an das Angenehme und Nützliche nicht. Das untersteht meiner freien Wahl.

Eine Stufe höher steht der sogenannte Sozialeudämonismus. Er gibt als Ziel der Sittlichkeit und damit als Norm das irdische Glück der größtmöglichen Zahl der Menschen aus. Meine lieben Freunde, die Anschauungen über Glück sind sehr verschieden. Für den einen ist Glück, was ein anderer in keiner Weise schätzt. Auch hier ist der Egoismus die Triebfeder (des Handelns), zumal des Kollektivegoismus. Die Inhalte des Gesamtwohls sind unbestimmt und strittig je nach den verschiedenen Ansichten und Interessen. Es erklärt vor allem nicht die individuelle Sittlichkeit, die einzelnen Tugenden, die der Mensch ausbilden soll. Das irdische Interesse tritt oft auch in Konflikt, in schmerzlichen Konflikt mit dem individuellen Lebensglück. Die Bundesregierung ist der Meinung, dass die Aufopferung junger deutscher Männer in Afghanistan gerechtfertigt ist. Kein Zweifel, dass die Familien dieser jungen Männer anders darüber denken werden. Die Gesamtwohlfahrt der Völker ist oft nur die glänzende Außenseite einer Unsittlichkeit. Die tatsächliche unbedingte Verbindlichkeit und Verpflichtung, die dem Sittlichen inne ist, kann nicht aus der Umwelt stammen.

Manche Philosophen, wie Friedrich Nietzsche, haben die Ethik der Lebenssteigerung entwickelt. Das ist also zu tun, das ist pflichtmäßig zu tun, was das Leben erhöht, was das Naturleben im Menschen vollendet. Verpflichtend ist, was der Steigerung der Lebensqualität dient. Das aufgestellte Ziel, die Fülle, die Kraft, die Schönheit des physischen Lebens ist für viele Menschen unerreichbar. Denken wir an die Kranken, an die Mißbratenen, die Behinderten, die Krüppel. Die müssen sich ja durch eine solche Ethik verhöhnt vorkommen, denn sie können eine Lebenssteigerung in dem gemeinten Sinne nicht erreichen. Die Theorie übersieht auch die Doppelheit des Lebens, nämlich den Gegensatz des Geistes und der Sinnlichkeit des Menschen. Sie führt ja die Vervollkommnung auf die einfache Formel zurück: Man muss eben das pflanzliche und tierische Leben in einem zur Vollendung bringen. Nein, das führt zur Überwucherung der Sinnlichkeit. Es gelingt dieser Theorie nicht, das geistige Leben in seiner Selbständigkeit und in seiner Hoheit zu verstehen, denn alles geistige Leben bekommt seinen Adel nur aus den höheren Ideen, die es verfolgt.

Mit dieser Theorie verwandt ist die Ethik des Kulturfortschritts. Das soll verpflichtend sein, was dem Fortschritt der Kultur dient. Die Kultur fördern ist wichtig und richtig. Wir sollen es tun. Aber die Verpflichtung dazu kommt nicht aus der Kultur, die Verpflichtung dazu kommt von einem Gesetzgeber, der uns gebietet, die Kultur zu erzeugen und zu pflegen. Die Summe der Kulturgüter bleibt immer ein Erzeugnis des Menschen. Das sittliche Bewußtsein aber weist auf eine höhere Macht hin, die uns auferlegt, die Kultur zu hegen und zu pflegen. Außerdem ist die Förderung der Kultur für viele Menschen unmöglich. Denken wir an Kranke, Verstoßene, Verbrecher.

Alle diese Theorien machen den entscheidenden Fehler, dass sie Gesetze aufstellen ohne Gesetzgeber. Wenn einmal die Bande zerrissen sind, die den Menschen mit Gott verbinden, den obersten Gesetzgeber, dann bleibt nichts mehr als das elende Machwerk einer bloßen bürgerlichen Moral, einer Moral, die sich um ewige Gesetze und Gottes Weisungen nicht kümmert, die den Menschen den Lauen seines persönlichen Lebens, seiner persönlichen Leidenschaft überantwortet.

Meine lieben Freunde, die sittliche Ordnung, das Sittengesetz, ist entweder der Ausdruck des göttlichen Willens, oder sie wird zum Spielzeug menschlicher Willkür. Ein sittliches Gebot, hinter dem kein anderes Ansehen steht als der Name eines Privatmannes, hat nicht mehr Macht als der König auf der Spielkarte.

Wir haben die christliche Sittenlehre und suchen sie zu befolgen. Das ist unser Glück. Sie kommt von Gott, und sie besteht im sittlichen Naturgesetz, in der Uroffenbarung, in der Offenbarung Alten

und Neuen Bundes. Die christliche Sittenlehre wird uns von der Kirche, geleitet vom Heiligen Geiste, vorgelegt, untrüglich und unfehlbar. Wir sind wahrlich von Gott belehrt, zu wissen, was zu tun und zu meiden ist. Wir sind in der glücklichen Lage, nicht auf philosophische Systeme angewiesen zu sein, um zu wissen, was sittlich ist, sondern unser Gewissen verweist uns auf die Gebote Gottes. Und so meine ich, dürfen wir glücklich sein, dass Gott uns seinen Willen geoffenbart hat. Im Psalm 118, den wir Priester an jedem Sonntag beten, im Psalm 118 wird das Lob des Gesetzes Gottes gesungen und der Dank des Menschen für dieses Gesetz ausgesprochen. Da heißt es: „Klüger als meine Feinde macht mich dein Gebot, mein Eigentum ist es auf ewig. Wäre nicht dein Gesetz mein Entzücken, dann wäre ich umgekommen in meinem Elend.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Mariens Heimgang in die Herrlichkeit des Sohnes

15.08.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Aufnahme Mariens in den Himmel Versammelt!

Mariä Heimgang nennen wir das Fest, das wir heute begehen. Es gibt in unserer Sprache kein schöneres, kein traurigeres Wort für das Sterben eines Menschen, als wenn wir von seinem Heimgang sprechen. Sterben ist ein Heimgang, weil sein Ziel, der Himmel, unsere Heimat ist, unsere wahre Heimat. Und wenn wir gar an das Sterben der Gottesmutter denken, dann können wir es nicht anders als einen Heimgang betrachten. Alles Schöne und Lichte, das im Gedanken an die Verklärung, an die ewige Ruhe, an die Verherrlichung, an die Vollendung inbegriffen ist, legen wir in dieses Wort: Mariä Heimgang.

Es ist volkstümlich, von Mariä Himmelfahrt zu sprechen. Aber das ist nicht ganz korrekt. Die Himmelfahrt, die *ascensio*, der Aufstieg, ist Christus vorbehalten. Er ist aus eigener Kraft dem Grab entstiegen und in den Himmel aufgestiegen. Maria hat keinen Aufstieg, sondern eine Aufnahme erlebt, eine *assumptio*. Also das, was mit ihr geschehen ist, war passiv, nicht aktiv wie bei ihrem Sohne.

Nach einem uralten Glauben, den die begeisterte Liebe in den Herzen der Marienverehrer hat aufblühen und tiefe Wurzeln schlagen lassen, nach diesem uralten Glauben ist Maria schon – anders als wir – mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen worden. Es wurde jahrhundertlang von der Kirche geglaubt, aber es fehlte die letzte Sicherheit. Die Sicherheit hat diesem Glauben Papst Pius XII. verschafft, als er am 1. November 1950 auf dem Petersplatz in Rom verkündete: „Es ist eine von Gott geoffenbarte Glaubenswahrheit, dass die unbefleckte, immer jungfräuliche Gottesmutter Maria nach Vollendung ihres irdischen Lebenslaufs mit Leib und Seele zur himmlischen Herrlichkeit aufgenommen worden ist.“ Diese Glaube birgt für den keine Denkschwierigkeiten, der überhaupt an die Auferstehung des Leibes glaubt. Christus führt ja seit seiner Auferstehung ein leibliches Leben, und auch wir werden nach Ablauf der irdischen Geschichte einmal auferstehen in einem verklärten Leibe. Warum sollte der Auferstandene nicht seine Mutter, die Mutter des Auferstandenen, mit Leib und Seele in die himmlische Herrlichkeit geholt haben? Warum hätte sie warten müssen bis zur letzten, bis zur endgültigen, bis zur allgemeinen Auferstehung der Toten? Wenn Jesus sagt: „Wo ich bin, da soll mein Diener sein“, dann muss erst recht seine Mutter sein, wo er ist, also in der himmlischen Herrlichkeit.

Der Heimgang Mariens geschah durch den Tod, durch das dunkle Tor des Todes. Es gibt vereinzelt Theologen, die meinen, Maria sei nicht gestorben. Ich halte das für unbegründet. Maria wollte doch in allem ihrem Sohne ähnlich sein, auch im Todesschicksal. Aufgrund ihrer Ähnlichkeit mit ihrem Sohne, meine ich, mußte sie den Tod erleiden. Aber die Todespforte, durch die Maria schritt, ist wie in Licht getaucht, ist wie in Licht gehüllt. Am Sterbebett einer Mutter sind wir von Trauer und Leid erfüllt. Im Sterben der Mutter wissen wir: Sie geht von uns, sie läßt die Kinder zurück, die Kinder verlieren ihre Mutter. Aber bei dieser Mutter ist es anders. Sie geht fort, sie geht heim, und wir erhalten eine Mutter. Am Sterbebett dieser Mutter können wir nicht von Trauer, Reue, Bitterkeit und Leid erfüllt sein. Das ist ein Lichtfest, das ist ein Erntefest, das fröhliche Einbringen einer reif gewordenen Ernte. Maria ist heimgekommen und ist uns nahe gekommen. In schönerer Gestalt kann der Tod nicht erscheinen als bei Maria. Blühender kann ein Sterben nicht gedacht werden als das ihre. Maria ist heimgekommen.

Das ist die erste und wichtigste Bedeutung ihres Sterbens. In dieser Stunde, da ihr irdisches Leben endete, begann eigentlich erst ihr wahres Leben. Ihr irdisches Leben mit seinen Freuden und Schmerzen hat da seine Erfüllung gefunden. Dieses Sterben war nicht ein Aufhören, es war ein Einmünden. Nun wissen wir ja, und es ist uns oft genug gesagt worden, dass unser irdisches Leben nur eine Aussaat ist, eine Vorbereitung, ein Vorspiel, eine Wanderung, ein Anfang. Und das ist richtig. Wir wissen,

dass das Ziel und die Ernte jenseits des Todes liegt. Und dennoch, wenn wir am Sterbebett, wenn wir am Grab eines lieben Menschen stehen, wenn wir dem Tod oder dem Sterben eines lieben Menschen zuschauen, dann ertappen wir uns immer wieder bei einem tiefen Erschrecken vor diesem ausweglosen Leid. Nun ist es aus; nun ist dieses kostbare und geliebte Leben zu Ende. Nun ist alles vorbei. Aber siehe, wenigstens in einem Falle vermag sich auch unser Empfinden über diese kurzsichtige Ansicht zu erheben. Wenn wir an das Sterben der Gottesmutter denken, dann wissen wir, und dann fühlen wir es, dass mit diesem Sterben kein Ende gekommen ist, sondern dass ihr Sterben sie zum Höhepunkt ihres Lebens führte, nämlich zum Heimkommen zu ihrem Sohn und ihrem Gott. Sie kam heim zu dem Wesen, für das sie gelebt hatte, ja für das sie geschaffen war. Ich glaube nicht, dass irgendein Mensch die Zusammengehörigkeit, das Zusammensein, das Eins-Sein dieser beiden Menschen Jesus und Maria auch nur annähernd sich vorzustellen vermag. Wir wissen doch, meine lieben Freunde, die Liebe und die Verbundenheit zwischen Menschen wächst mit der Größe und Weite, mit der Reife und Heiligkeit ihrer Seelen. Je reifer, je heiliger ein Mensch, um so mehr vermag er zu lieben. Und dann muss aber auch bei Maria die Liebe zu ihrem Gipfelpunkt gekommen sein; sie ist ja der höchststehende aller Menschen. Und deswegen kam sie heim zu ihrem Sohne und zu ihrem Gotte. Es war etwas Einzigartiges an ihrem Heimgang, dass sie nicht nur zu Gott heimkam, sondern zu ihrem Kind. Hier trat der Fall ein, der sonst nicht mehr möglich ist, nämlich dass ein Abstand und eine Spannung, die zwischen den Menschen und zwischen Gott ist, aufgehoben ist und nicht mehr existiert. Es ist unsere lebenerfüllende, schmerzliche Aufgabe, den Abstand zu überbrücken, unseren Gott nicht zu verlieren, indem wir die Menschen lieben und umgekehrt von den Menschen sich nicht zu entfernen, indem wir uns Gott weihen. Dieser Abstand ist in Maria aufgehoben. Indem sie ihr Kind liebt, indem sie ihr Kind trägt, dient sie ihrem Gotte. Wenn sie sich nach ihrem Kinde sehnt, dann ist sie in Gott geborgen. Wenn sie den Menschen liebte, den sie geboren hat, dann ging sie ohne weiteres in Gott ein. Und ihr Heimgang war eben eine Heimkehr zu ihrem Kinde, zu Christus, ihrem Gott. Ein einzigartiger Vorgang, wo Natur und Übernatur sich vermählt haben.

Ganz so kann es bei uns ja nicht sein, aber annähernd. Je mehr Christus, der liebste aller Menschenkinder, unser Herr und Freund und Meister wird, um so mehr wird auch Gott selbst unseres Herzens Gott und unser Anteil sein. Je mehr unsere Sympathien und unsere Sehnsucht sich an Jesus klammern, um so mehr werden wir auch Gott, der in diesem lebenswürdigsten aller Menschen vorhanden ist, vereint. Und auch auf eine andere Weise können wir heimgehen, den tröstlichen Heimgang gewinnen, den Maria von ihrem Herrn empfangen hat, wenn wir nämlich ganz tief den Menschen verbunden sind, die selbst wieder ganz tief in Christus leben. Wenn wir also mit Maria, mit den Heiligen, mit einem anderen von Christus glühenden Menschen verbunden sind, dann wird unser Heimkommen dereinst ähnlich dem Mariens. Wir werden heimkehren zu dem Menschen, den wir liebten, und es wird eine Heimkehr zu unserem Heiland sein, in dem jener Mensch lebte und liebte.

Wie töricht ist es, meine Freunde, wenn von Andersgläubigen unsere Marienverehrung angezweifelt, beschnitten wird. Zu dem Kardinal Mercier in Brüssel sagte einmal ein protestantischer Theologe: „Ich gehe unmittelbar zu Gott.“ „Ja“, sagte der Kardinal, „das tue ich auch. Nur gehe ich an der Hand der Mutter!“ Wir werden eingehen zu Gott, und wir werden dort die Menschen finden, denen unser Herz und unser Blut, denen unsere Sehnsucht und unsere Liebe gegolten hat. Wenn zwei oder mehr Menschen unter sich verbunden sind in einer Liebe, die in Christus geborgen ist, wenn sie also gleichsam mit einer einzigen Liebe einander und den göttlichen Meister lieben, dann ist auch ihr Heimkommen im Grund ein einziges. Sie kommen heim zu dem Menschen, sie finden den Menschen, und sie kommen heim zu Gott, und sie finden Gott. Ein ewiges Wiedersehen miteinander und gerade dadurch ein ewiges Aufschauen zu Gott. Wir finden in jedem Herzen, das wir wahrhaft liebten, das Herz unseres Erlösers, weil es darin schlägt. Und im Herzen Jesu finden wir jedes andere Herz, das uns wirklich gehörte, weil wir es von ihm empfangen haben.

In solcher Weise mußte also auch Maria, als sie zu ihrem Sohne heimkam, dort jedes Menschenherz treffen. Im Herzen ihres Sohnes mußte sie jedem Menschen verbunden sein, der in diesem Herzen lebt. Alle Christusjünger mußte sie dort treffen. Allen mußte sie nahe kommen. Und so war ihr Heimkehren nicht nur ein Heimkommen zu ihrem Sohne, es war auch ein Eintritt in die Mitte, in der ihr Sohn steht: in die Mitte aller seiner Heiligen, in die Mitte seiner Engel, in die Mitte seiner Kirche.

Indem sie zu ihm kam, kam sie auch zu allen Gläubigen, kam sie zu uns allen. Wir erhielten an diesem Tage unsere Mutter, die Mutter, die für uns geschaffen und für uns gekrönt war, die für uns tätige und beinahe allmächtige Mutter, denn ihr Macht ist nur noch abhängig von der Nähe, in der sie bei ihrem Sohne steht. Diese Nähe aber ist nun ins Unbegrenzte gewachsen, denn sie kann nicht mehr größer werden.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Königin des Himmels – den Menschen nahe

22.08.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am vergangenen Sonntag begingen wir das Fest der Aufnahme Mariens in den Himmel. Heute, am 8. Tage nach diesem Fest, feiern wir das Fest Maria Königin, bewundern also ihre Stelle und die Stellung, die sie im Himmel erreicht hat als Königin des Himmels. Dazu paßt auch die Überlegung, die wir angestellt haben; denn wir hatten uns vorgenommen zu bedenken, was der Heimgang Mariens bedeutet. Wir hatten eine zweifache Bedeutung festgestellt, nämlich erstens: Sie ist heimgekommen zu ihrem Sohne und Gotte, und zweitens: Sie ist uns nahe gekommen. Am vergangenen Sonntag bedachten wir, dass sie heimgekommen ist. Wenn sie heimkam zu ihrem Sohne, dann kam sie zu ihrem Gotte. Heute bleibt uns zu überlegen, was es bedeutet, wenn wir sagen: Sie ist uns nahe gekommen.

Am Tage ihres Heimgangs wurde ihr Dasein erfüllt. Sie hat die Seligkeit bei Gott erlangt, die ewige Freude in der himmlischen Herrlichkeit. Und weil ihr Dasein erfüllt wurde, ist auch ihr Wirken erfüllt worden. Jetzt ist ihr Können erst richtig aufgeblüht. Als sie auf Erden wanderte, war alles nur ein Anfang. Das war nur eine Vorbedeutung. Auf ihre Bitte hin hat Jesus in Kana Wasser in Wein verwandelt, das erste Wunder. Aber es war eben nur ein kleiner Vorgeschmack; es war der Anfang der Wunder, wie der Evangelist schreibt. Sie selbst wurde in einer großen Ferne gehalten. „Frau, was habe ich mit dir zu tun?“ Eine Fremde, die selbst den Umstehenden auffiel. Damals war nicht einmal seine Stunde gekommen, und noch viel weniger die ihrige. Jetzt aber, mit ihrem Heimgang, ist ihre Stunde gekommen. Jetzt ist ihre Stunde bei ihm gekommen. Jetzt ist ihm alle Gewalt in seine Hände gegeben, und diese Hände strecken sich jetzt der Mutter entgegen, dass sie sie ergreife und lenke. Der Wille Gottes ist jetzt in die Hand des Heilandes gelegt, weil er mit dem Vater eins ist. Nun muss aber auch dieser Wille in der Hand Mariens gelingen, denn sie ist ja mit ihrem Sohne eins.

Alles, was beim Propheten Isaias vom „Knechte Gottes“ ausgesagt wurde, das muss auch für die Magd Gottes gelten, also die Erniedrigung und die Erhöhung, das große Leid und das große Glück, der Gehorsam und die Macht, die Verlassenheit und die ewige Nachkommenschaft. Weil diese Mutter ihr einziges Kind geopfert hat, deswegen muss sie die vielen zu eigen gewinnen, die vielen, die zu ihrem Sohne gehören, die Brüder ihres Sohnes sind. Und ihr Wille muss jetzt durch sie gelingen.

Wir brauchen nicht viele Worte zu machen, meine lieben Freunde, denn wir wissen, dass Maria lebt und wirkt und mächtig ist. Millionenfach tönt es ihr entgegen: „Gedenke, o gütigste Jungfrau, es ist noch nie erhört worden, dass jemand zu dir seine Zuflucht genommen und von dir sei verlassen worden.“ Millionenfach! Wenn dieses himmelstürmende und weltumfassende Vertrauen aber vergeblich wäre, wenn es getäuscht würde, dann wäre es längst zusammengebrochen. Es lebt aber und strömt durch alle Zeiten. Es muss also erfüllt werden, und es wird erfüllt. Ist das nicht eine schier grenzenlose Wirksamkeit? Welcher Mensch könnte von sich sagen, dass er ein solches Vertrauen auf sich gezogen hätte wie die Mutter des Herrn? Wer hätte ein solches Vertrauen von Jahrtausenden aufbauen und erfüllen können anders als die Mutter Jesu? Da können wir endlich sehen, wer eigentlich die Macht und das Können und das Wirken in seiner Hand hat. Wir verfallen immer dem Irrglauben, dass sie auf Erden Lebenden etwas auszurichten vermöchten. Aber was können die schon ausrichten, diese alternden, diese müde werdenden, diese todgeweihten Menschen? Sie vermögen vielleicht einen Wolkenkratzer zu bauen wie jetzt in Dubai, oder auch ein Häuschen, aber es fällt bald wieder ein. Sie errichten ein Reich, aber es wird auch wieder eingerissen. Sie entdecken eine neue Einsicht, aber sie vergessen wieder, was sie erkannt haben. Es ist nicht leicht zu sagen, was auf unserer Erde Bedeutsames geschieht. Man hat gemeint, dass alles, was auf Erden geschieht, durch die Hungerpeitsche und durch den Lusttrieb geschehe. Was wäre das erbärmlich! Das wäre doch nur eine Sklavenarbeit. Auf

Erden geschieht aber anderes und Besseres als Sklavenarbeit. Man hat gemeint, die starken Völker bestimmen das Schicksal der schwachen mit ihren Massenheeren, mit ihrer bewaffneten Faust. Aber das bloße Überhandnehmen des Stärkeren ist nicht das Einzige, was auf Erden geschieht. Man hat gemeint, die Menschheit werde gelenkt von ihren Genies, von ihren Talenten und ihren starken Geistern. Gewiß, sie vermögen manchmal etwas zu entdecken, zu erfinden, zu wirken. Aber wie oft werden sie verlacht und verspottet und verfolgt! Nein, meine lieben Freunde, auf Erden begibt sich nur eines, was wirklich bedeutsam und weittragend ist, nämlich das, was im Leben der Himmelskönigin mächtig und bedeutsam gewesen ist. Und was war das? Dass ihr Leben auf Erden ein Anfang war, aber ein Anfang von Wundern, die Jesus wirkte. Dass es ein Säen war, aber dass eine reiche Ernte reif geworden ist am Tage ihres Heimanges. Dass es ein Hin- und Hergehen war unter weinenden Furchen, aber dieses arme Wandern und Weinen hat zu ihrem Sohne in der Herrlichkeit des Himmels geführt. Das ist also das Bedeutsame, was auf Erden geschieht, das, was die Knechte und Mägde Gottes wirken und säen und anfangen. Das ist das Wirksame, die Herzensgeschichten der Heiligen, die Großtaten der Bekenner und der Martyrer, die Erkenntnisse der schweigenden Beter, die Opfer der großen Liebenden, die Erbarmungen der Schenkenden. Das ist das Bedeutsame auf Erden.

Aber dieses einzig Wichtige ist nur ein Anfang, ein Anfang, der erst drüben nach dem Heimgang vollendet wird. Und von drüben wird auch dieses Anfangen inspiriert und eingeleitet. Diejenigen, zu denen wir rufen: „Gedenke, o gütigste Jungfrau“, die wirken auf uns ein, sie trösten, sie raten uns. Das ist das Wirken dieser Heimgegangenen, dass sie auch uns, die heimkommen, zu rufen und zu mahnen und zu bilden verstehen. Dass sie eingreifen können in die irdische Geschichte, in die Herzensgeschichte der zu Gott Pilgernden, in die Ölbergsgeschichten, in die Kalvariengeschichten der Pilgernden. Aber vielleicht ist auch das noch gering im Vergleich zu dem, was die Heimkommenden drüben unter sich wirken in ihren eigenen Reihen. Was wissen wir denn von dem Tagewerk unserer Königin? Wir wissen nur, dass sie ihre erbarmungsvollen Augen auf uns richtet, die wir noch pilgern. Aber wie diese Augen über die Welt der Engel und Heiligen hinstrahlen, das wissen wir nicht. Wir sehen nur ihr Bild vor uns, und es ist ein Gnadenbild von unbeschreiblicher Süßigkeit. Aber was wissen wir von dem Glanz und von der Süßigkeit und von dem Trost, der von ihr ausgeht über die jenseitige Welt? Wir stellen nur fest, was von ihr in der kleinen Weile getan wurde, die vor dem Wiederkommen ihres Sohne vergeht, und was von ihr noch getan wird in dieser kleinen Weile, die so lange anhält, bis ihr Sohn wiederkehren wird. Aber was in der großen Weile von ihr getan wird, die nachher kommt, wenn Jesus alles wiederhergestellt hat, das wissen wir nicht.

Im Eingang der Festmesse von Mariä Himmelfahrt heißt es: „Die Engel und die Heiligen freuen sich über den Heimgang Mariens und preisen Gott.“ Das klingt wie ein Klang aus der jenseitigen Welt. Die jenseitigen Bewohner haben mit Maria ihre Königin erhalten, und wir haben unsere Mutter empfangen. Aber das ist nur ein fernes Echo aus dem Jubel, der in der Welt Gottes herrscht. Das Größte und Wichtigste geschieht eben nicht bei uns hienieden, das Größte und Wichtigste geschieht in der Welt Gottes, in der Hauptstadt Gottes, in der Stadt Gottes. Aber wenn immer die Tore dieser Stadt aufgehen und einen Vollendeten einlassen, dann fällt auch ein Lichtschein auf uns. Und was ist geschehen, als Maria heimging? Da erhielt die jenseitige Welt ihre Königin, und wir erhielten unsere Fürstin, die zu uns paßt, die Mutter der Barmherzigkeit, die Mutter, die uns nahe gekommen ist, weil sie in eine große Ferne gegangen ist. Ja, sie ist uns nahe gekommen, aber sie ist von weither gekommen, aus der Welt Gottes. Sie ist uns nahe, aber sie ist nicht mehr bei uns zu Hause. Und deswegen ist mit dem größte und fröhlichsten der Marienstage auch ein Weh und eine Wehmut verbunden. Sooft wir des Heimgangs Mariens gedenken, rinnt ein stiller Strom der Sehnsucht hinüber in jenes ferne Land, aus dem das Bild der Gottesmutter zu uns herüberscheint, wo sie zu Hause ist, wo sie lebt und wirkt als Königin der Ewigkeit. Da strecken wir unsere Hände aus nach diesem Gnadenbild, aber wir können es nicht ergreifen. Es weicht vor uns zurück. Wir können nichts tun als ihm nachgehen auf dem Wege unseres Heimgangs, ihm nachziehen und nachrufen: „Gegrüßet seist du, Königin! Zu dir geht unser Rufen. Zu dir geht unser unstillbares Weinen. Zu dir flehen wir Kinder der großen Ferne. Wende deine barmherzigen Augen uns zu, auf dass auch wir den Heimgang finden zu dir und zu dem gebenedeiten Kinde deines Schoßes und zu allen deinen Kindern, du unsere liebe Frau.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gesetz und Gewissen (8)

(Wächter über Gottes Gebot – das Gewissen)

29.08.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Von einem Rundfunksender gehen Wellen, Schallwellen, aus. Sie werden empfangen von dem Rundfunkgerät, von unserem Radiogerät. Ohne den Empfänger verhalten die Wellen. Mit dem Empfänger nehmen wir sie auf. Ähnlich-unähnlich ist es auch mit den Wellen, die vom Gesetze Gottes ausgehen. Gott ist der Gesetzgeber; seit Ewigkeit existiert sein Gesetz. Aber es muss zu den Menschen kommen. Gibt es ein Empfangsgerät für die Schallwellen Gottes? Ja. Es ist das Gewissen. Das Gewissen ist die Empfangsstelle für die Aufnahme des Gesetzes Gottes. Es geht das Gesetz von Gott aus, aber es muss ja zum Menschen kommen. Und es kommt zum Menschen mit dem Vermögen, das wir Gewissen nennen. Das Gesetz ist die objektive Regel des Handelns. Aber sie wird erst unser subjektives Gesetz, wenn wir es entgegennehmen, wenn es in unser Bewußtsein eintritt, wenn wir darum wissen, wenn wir ein Gewissen haben. Das Gewissen ist die persönliche Aneignung des Gesetzes Gottes. Das Gesetz steht außer dem Menschen, über dem Menschen: das Gewissen ist im Menschen.

Das Gewissen ist eine Tatsache und so alt und verbreitet wie das Seelenleben des Menschen überhaupt. Menschen ohne Gewissen hat es nie gegeben. Die göttliche Offenbarung zeigt uns in Berichten und Bildern, wie das Gewissen im Menschen wirkt. Nach dem Sündenfall versteckten sich die ersten Menschen vor Gott. Sie fürchteten sich, ihm gegenüberzutreten, weil sie nackt waren. Damit wird angedeutet, dass ihnen der Schutz der heiligmachenden Gnade fehlte. Sie hatten durch ihre Sünde das Schutzkleid der göttlichen Gnade verloren, und da fürchteten sie sich. Gott fragte Adam: „Wer hat dir denn gesagt, dass du nackt bist? Hast du etwa von dem Baume gegessen, von dem ich dir verboten habe zu essen?“ Ja natürlich hat er das getan. Und jetzt regt sich das böse Gewissen. Ähnlich war es bei Kain. Als der Kain seinen Bruder Abel erschlagen hatte, da schlug ihm das Gewissen, da fürchtete er sich. Da sprach er: „Meine Schuld ist zu groß, als dass ich sie tragen könnte.“ In den Psalmen wird oft vom guten und vom bösen Gewissen gesprochen. „Gehe nicht ins Gericht mit deinem Knecht, o Herr, denn vor dir ist niemand gerecht, der lebt.“ Ein Zeichen, dass das Gewissen in dem Beter gesprochen hat. „Meine Schuld wächst mir über mein Haupt, ist wie eine schwere Last, die mich erdrückt.“ Wiederum ein Zeichen für das Sich-Melden des Gewissens. Und die Propheten haben immer wieder das Volk, das gewissenlos geworden war, auf das Gewissen hingewiesen, haben Weckrufe und Mahnrufe an das Volk ergehen lassen. „Entsetzliches und Scheußliches geschieht im Lande, die Propheten (die falschen Propheten) weissagen trügerisches Zeug. Die Priester lehren auf eigene Art, und die Leute lieben es so.“

Im Neuen Testament finden wir sogar den Begriff des Gewissens. Im Griechischen ist es das Wort *syneidesis* (συνείδησις). Das klassische Zeugnis für das Gewissen findet sich im Römerbrief des Apostels Paulus. Dort heißt es: „Die Heiden zeigen, dass ihnen das Werk des Gesetzes in die Herzen geschrieben ist, indem ihr Gewissen davon Zeugnis gibt.“ „Die Heiden zeigen, dass ihnen das Werk des Gesetzes in die Herzen geschrieben ist, indem ihr Gewissen ihnen Zeugnis gibt.“ Und oft und immer wieder spricht Paulus vom Gewissen. Als er vor dem Hohen Rat steht und sich verantworten soll, da sagt er: „Mit gutem Gewissen bin ich vor Gott gewandelt bis auf den heutigen Tag.“ Und als er vor dem Landpfleger Felix erscheinen muss, da sagt er: „Ich befließige mich, mein Gewissen allzeit unverletzt zu bewahren vor Gott und vor den Menschen.“

Die Tatsache des Gewissens wird auch von der ganzen Menschheitsgeschichte und vom allgemeinen Bewußtsein der Menschen bezeugt. Das Gewissen bildet ja die Grundlage für die Sittlichkeit.

Zwei Lehrer sind dem Menschen von Anfang an mitgegeben worden, die beide ohne Worte sie unterweisen, nämlich die geschaffene Welt, die Schöpfung, und das eigene Gewissen. Gott redet zu Guten und zu Bösen durch die Stimme des Gewissens, das bezeichnet wird als das Herz. Im Herzen spricht die Wahrheit. Sie lobt, was gut ist, sie tadelt, was schlecht ist. Vor allem die Macht des strafenden Gewissens wird uns durch die Riten und Praktiken der Völker bezeugt. Sie spürten die Notwendigkeit, sich zu entsühnen. Bei den Israeliten fand diese Entsühnung zum Beispiel so statt, dass man einen Ziegenbock nahm und ihm die Hände auflegte in der Hoffnung, dass auf ihn die Sünden übergehen. Und dann jagte man ihn fort in die Wüste, und dort mußte er zugrunde gehen. Ein für uns verzweifertes Bemühen, von der Schuld frei zu werden, die das Gewissen anzeigt. Auch die Heiden wußten um das Gewissen. Sie kennen alle den heidnischen Philosophen Seneca, den Erzieher des Nero. Von Seneca stammt das Wort: „Nahe ist dir Gott. Er ist bei dir, er ist in dir. Ja, ein heiliger Geist wohnt in uns und wacht über das Gute und Böse in uns.“ Wie ergreifend! Ein heiliger Geist wohnt in uns, sagt der Heide, und wacht über das Gute und Böse in uns. Und einer, der nun auch mit dem Christentum nicht sehr viel zu tun hatte, nämlich der deutsche Dichter Johann Wolfgang von Goethe, läßt in seinem „Tasso“ die wunderbare Sentenz aufkreuzen: „Ganz leise spricht ein Gott in unserer Brust, ganz leise, ganz vernehmlich, zeigt uns, was zu ergreifen ist und was zu fliehen.“ Zeigt uns, was zu ergreifen ist und was zu fliehen. Das ist das Gewissen.

Das Wesen des Gewissens besteht darin, dass es ein Urteil der praktischen Vernunft über die Sittlichkeit unseres Handelns ist. Ein Urteil der praktischen Vernunft, der auf die Praxis gerichteten Vernunft über die Sittlichkeit, über die Erlaubtheit oder Unerlaubtheit des eigenen Handelns. Das Gewissen sagt: Das darf ich tun oder: Das darf ich nicht tun. Das Gewissen sagt: Das war recht oder: Das war unrecht. Das Gewissen ist die unbedingte Richtschnur für unser Handeln. Was ich als sittlich zulässig erkenne, das darf ich tun. Was ich als sittlich unzulässig erkenne, das muss ich meiden. Das Gewissen legt uns die Verpflichtung auf, der wir nachkommen müssen, wenn wir nicht schuldig werden wollen.

Oft wird diese Funktion des Gewissens in der Heiligen Schrift uns vorgestellt. „Wer versteht, Gutes zu tun und tut es nicht, dem ist es Sünde“, schreibt der Apostel Jakobus in seinem Briefe. Das gute Gewissen ist ein Zeichen der Gottgefälligkeit und des Friedens in Gott. Mit einem guten Gewissen weiß man, dass man nach dem Willen Gottes gehandelt hat. Paulus fordert seinen Schüler Timotheus auf, in gutem Gewissen seine Funktion als Lehrer zu erfüllen. Die Reinheit des Gewissens bedeutet den Zustand der Sündenvergebung und der Begnadigung. Das schulbeladene Gewissen bedeutet für den Sünder Strafe. Wir Priester beten (hoffentlich mit gutem Gewissen) in jeder heiligen Messe den Psalm 25, wenn wir uns die Hände waschen. Da kommt der Satz vor: „In Unschuld wandelte ich, auf den Herrn vertraute ich und blieb unerschütterlich.“ Hoffentlich können wir das mit gutem Gewissen sagen. In Unschuld wandelte ich, auf den Herrn vertraute ich und blieb unerschütterlich. Der Frevler flieht, obwohl ihn niemand verfolgt, denn das Gewissen ist wie eine Furie, die ich jagt.

Das Gewissen ist dem Menschen angeboren. Es gibt eine Gewissensanlage. Diese Gewissensanlage besteht darin, dass der Mensch fähig ist und dass es ihm leicht fällt, die ersten Grundsätze der Sittlichkeit zu erkennen. Der Mensch hat in sich einen untrüglichen Wächter, der ihm sagt: Das ist recht, das ist unrecht. Selbstverständlich muss dieses Urgewissen, diese Gewissensanlage ausgebildet werden. Der Mensch muss sich bemühen, die Gewissensanlage mit Grundsätzen der Sittlichkeit zu füllen. Das geschieht, indem das Gewissen entfaltet wird, durch Erfahrung und durch Belehrung. Durch Erfahrung und Belehrung lernt das Kind, was recht ist und was unrecht ist. Es ist ein allmählicher Prozeß, der sich im Kinde vollzieht durch die Eltern, durch den Religionsunterricht (hoffentlich!). Durch Erziehung wird das Kind allmählich in die Gewissenhaftigkeit eingeführt. Das Gewissen muss gebildet werden. Gewissensbildung besagt Unterrichtung über das Sittengesetz. Sie wird uns zuteil im Hören auf das Wort Gottes, im Anschluß an das Lehramt der Kirche, im Lesen des amtlichen Katechismus, im Bitten um göttliche Erleuchtung und Führung. Gewissensbildung muss sein.

Zur Gewissensbildung muss die Gewissenspflege kommen. Das Gewissen muss gepflegt werden. Wodurch? Indem man auf die leisen Ausschläge des Gewissens achtet, indem man sich prüft, indem man Gewissenserforschung hält. Gewissenspflege ist Gewissenspflicht, und es gibt keine bessere Weise, das Gewissen zu pflegen, als regelmäßig zu beichten; denn die Beicht ist verbunden mit der Gewis-

sensenforschung, und auf die Gewissensforschung folgt die Reue und der Vorsatz. Pflegen wir, meine lieben Freunde, unser Gewissen! Denn das Gewissen ist immer gefährdet, von innen und von außen. Unsere Bequemlichkeit, unsere Scheu vor Anstrengung, die Meinung: Das kann Gott mir nicht zumuten, das brauche ich nicht zu tun, das kann er nicht von mir verlangen, das ist die Gefährdung von innen. Die Gefährdung von außen tritt hinzu. Wir neigen ja allzu leicht dazu, das zu tun und das zu übernehmen, was die meisten Menschen machen. Wenn es alle tun, so denken wir, dann kann es nicht falsch sein, dem kann ich mich anschließen. Aber das ist eben verkehrt. Es können alle Menschen falsch handeln. „Nicht Stimmenmehrheit ist des Rechtes Probe“, heißt es bei Schiller. Nicht Stimmmehrheit ist des Rechtes Probe, und wenn der Bundestag mit voller Stimmenmehrheit beschließt, dass etwas Gesetz werden soll, was vor Gott nicht Gesetz werden kann, dann dürfen wir uns danach nicht richten. Das Gewissen kann verbildet werden. Verbildung ist das Gegenteil von Bildung. Die Verbildung besteht darin, dass man für erlaubt hält, was verboten ist, und dass man für unerlaubt hält, was geboten ist. Das schändlichste Gummifabrikat unserer Zeit ist das Gummigewissen. Nichts ist gefährlicher als ein verbildetes Gewissen. Man paßt sich der Mehrheit an, man folgt der Umgebung, man wählt sich aus, was einem paßt, und meint, das sei von Gott gewollt. „Das ist meine Pflicht“, so spricht das Gewissen. Es sagt niemals: Das ist mein Interesse.

Das Gewissen kann auch sterben. Es kann zumindest einen Scheintod sterben. Es hört nicht mehr, es sieht nicht mehr, es regt sich nicht mehr. Im 19. Jahrhundert gab es in Frankreich zwei Ministerpräsidenten, berühmte Politiker, Thiers und Guizot. Ein geistreicher Mann wurde damals gefragt, worin der Unterschied zwischen Thiers und Guizot besteht. Der Mann sagte: „Thiers besitzt nicht die Fähigkeit, Gut und Böse zu unterscheiden, und Guizot besitzt diese Fähigkeit, aber er macht keinen Gebrauch davon.“ Vernichtender kann man wohl die Gewissenlosigkeit nicht kennzeichnen. Auch in unserer Zeit, auch in unserer Zeit gibt es Gewissenlosigkeit. Es gab einmal einen Mann namens Hermann Göring, Reichsmarschall des Deutschen Reiches, Ministerpräsident von Preußen. Von diesem Manne stammt das Wort: „Ich habe kein Gewissen. Mein Gewissen ist Adolf Hitler.“ Schrecklicheres kann man ja kaum von sich geben.

Nein, meine lieben Freunde, mit dem guten Gewissen steht und fällt die menschliche Persönlichkeit. Im Jahre 1794, also mitten in der Französischen Revolution, stand Maximilian Robespierre, einer der Anführer der Revolutionäre, aber ein integrierter Mann, ein selbstloser Mann, auf im Parlament und sagte: „Nehmt mir mein Gewissen, und ich bin der unglücklichste aller Menschen.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gesetz und Gewissen (9)

(Das Gewissen – Stimme des Gesetzes Gottes)

03.10.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am 14. Sonntag nach Pfingsten hatten wir begonnen, über das Gewissen nachzudenken. Wir sagten, das Gewissen im eigentlichen Sinne ist eine Betätigung der praktischen Vernunft. Es richtet sich darauf, festzustellen, was geboten oder erlaubt oder was verboten und unerlaubt ist. Es spricht vor der Handlung: Das darfst du tun! Es sagt nach der Handlung: Was hast du getan! Durch das Gewissen wird die objektive Forderung des Gesetzes subjektiviert, wird sie zur Richtschnur des menschlichen Handelns. Das vorangehende Gewissen, das uns die Norm vorlegt – das Gewissen ist keine Norm, das Gewissen legt eine Norm vor – diese Norm, die uns das Gewissen vorlegt, ist die nächste und formale Anweisung für unser Handeln.

Richtig ist das Gewissen, wenn es mit der objektiven Norm des Gesetzes übereinstimmt. Wir alle wissen, dass das nicht immer der Fall ist. Wenn man das Gewissen als eine unmittelbare, übernatürliche Stimme Gottes ansehen könnte – könnte! –, dann wäre es tatsächlich ohne Irrtum, denn Gott kann sich nicht irren. Aber das ist es nicht. Das Gewissen zerfällt vielmehr in eine gottgegebene Anlage, die Gewissensanlage, eine Leuchtkraft, eine Richtkraft, und in das Gewissensurteil, in den Gewissensspruch. Ehe es von der Gewissensanlage zum Gewissensspruch kommt, bedarf es der Ansammlung von Wissen, von moralischem Wissen und eben der Urteilskraft der praktischen Vernunft. Das aktuelle Gewissen muss sich regen. Das Wissen um das Moralische und das aktuelle Gewissen schöpfen aber ihre Kenntnisse aus fehlbaren menschlichen Quellen. Das wissen Sie alle: Unaufhörlich strömen falsche, verwirrende Ansichten über das Gebotene oder das Verbotene aus den Massenmedien auf uns ein. Die nichtkatholischen Religionsgemeinschaften beanspruchen Gottes Willen zu verkünden, aber sie haben sich vom Quell der Wahrheit entfernt, der nur in unserer Kirche sprudelt. Auch sogenannte katholische Theologen verwirren die Gewissen mit ihren Aufstellungen. Sie sind der Wahrheit müde geworden, und deswegen bringen sie irrige Erkenntnisse unter die Gläubigen, die dadurch in den Irrtum, auch in den Gewissensirrtum, geführt werden.

Man unterscheidet zwei Arten des Irrtums, den unüberwindlichen und den überwindlichen. Der unüberwindliche Irrtum ist darin gelegen, dass das Gewissen vollständig von der irrigen Ansicht eingenommen ist. Es hat keine Möglichkeit, sie abzulegen. Der überwindliche Irrtum dagegen ist darin gelegen, dass das Gewissen imstande und verpflichtet ist, sich von dem Irrtum zu befreien, aber es wendet nicht die nötige Sorgfalt dafür auf. Der Irrtum ist unüberwindlich, wenn er entweder als solcher gar nicht erkannt wird oder als ein abzulegender nicht erkannt wird, oder wenn trotz dieser Erkenntnis der Irrtum nicht abgelegt werden kann, weil die Möglichkeit der Belehrung durch andere fehlt. Der überwindliche Irrtum dagegen ist darin gelegen, dass man den Irrtum als abzulegenden erkennt, aber sich nicht die notwendige Belehrung verschafft.

Neben der Unterscheidung zwischen unüberwindlichem Irrtum und überwindlichem Irrtum gibt es die andere des verschuldeten und des unverschuldeten Irrtums. Wir alle wissen, dass die Völker, die von jeder christlichen Verkündigung entfernt sind, in unüberwindlichem Irrtum sein können. Sie haben nur ihr buddhistische oder hinduistische Umgebung; der Weg zum christlichen Glauben ist ihnen verschlossen. Es gibt aber auch den verschuldeten Irrtum. Er ist bei denen vorhanden, die sich nicht mühen, zur Wahrheit zu kommen, obwohl sie es könnten. Jeder, der ein irriges Gewissen hat, wird einmal Gott darüber Rechenschaft ablegen müssen, wie er zum Gewissensirrtum gekommen ist, ver-

schuldet oder unverschuldet. Und er wird für alle Taten und für alle Unterlassungen sich verantworten müssen, die aus diesem Irrtum gequollen sind.

Wie ist nun das irrige Gewissen vor Gott zu beurteilen, zunächst das unüberwindlich irrige Gewissen? Das unüberwindlich irrige Gewissen verpflichtet in derselben Weise wie das wahre Gewissen. Ich wiederhole noch einmal diesen fundamentalen Satz: Das unüberwindlich irrige Gewissen verpflichtet in derselben Weise wie das wahre Gewissen. Wieso? Nun, der Mensch, der ein unüberwindlich irriges Gewissen hat, ist ja überzeugt - überzeugt! -, dass in seinem Gewissensspruch der Wille Gottes sich vernehmen läßt. Indem er sich diesem Gewissensspruch beugt, handelt er subjektiv Gott wohlgefällig. Das gilt für alle Heiden, für alle ehrlichen, für alle ernsten Heiden, die ihrem Gewissen folgen. Sie haben ein unüberwindlich irriges Gewissen, aber da sie meinen, da sie überzeugt sind, dass ihr Gewissen der Widerhall der Stimme Gottes ist, sind sie, wenn sie diesem Gewissen folgen, salviert, können sogar in den Himmel kommen.

Es gibt Strömungen in der Philosophie, Materialismus, Rationalismus, Atheismus, die leugnen, dass es ein irriges Gewissen geben könne. Tatsächlich aber zeigt unsere Erfahrung und beweist die Geschichte, dass es irriges Gewissen gibt. So mancher hat sich infolge Verführung oder Verbildung ein irriges Gewissen gebildet. Man spricht heute von social proof, gesellschaftlichem Druck, gesellschaftlichem Beweis, social proof, und meint damit, dass von außen, von der Gesellschaft ein Druck ausgeübt wird, sich bestimmten, von uns gesehen falschen Maximen zu beugen. Der Mensch ist ja geneigt, das, was viele tun, für richtig zu halten, und schließt sich ihm an; er will nicht auffallen, er will nicht isoliert sein. Und so kommen viele, weil sie der Masse folgen, zu einem falschen, zu einem irrigen Gewissen. Wenn sie durch Belehrung aufgeschreckt werden und wenn die Gnade in ihnen wirkt, können sie diesen Irrtum ablegen, wenn sie einsehen, dass sie einem Irrtum aufgesessen sind.

Auch der Heiland bezeugt uns das irrige Gewissen. Er sagt einmal den Jüngern Verfolgungen voraus. Es soll eine Zeit kommen, sagt er, „da jeder, der euch tötet, Gott einen Dienst zu tun glaubt“. Der Verfolger, von dem der Herr hier spricht, ist der Mensch mit einem irrigen Gewissen. Der Apostel Paulus handelt im Römerbrief vom Essen des Götzenopferfleisches. Auf den Märkten der Antike wurde Fleisch angeboten, das den Götzen geopfert werden sollte und das für diesen Zweck bestimmt war. Und da entstand ein Streit in der Gemeinde: „Ja, darf man das denn essen?“ Paulus hat keine Bedenken: „Natürlich kann man das essen, denn die Götzen existieren ja gar nicht.“ Also ist es völlig unbedenklich, dieses Fleisch zu essen. Aber es gibt Ängstliche, und diese Ängstlichen meinen, man würde sich versündigen, wenn man es ißt. Wenn sie es nun trotzdem, trotz dieser Bedenken essen, dann handeln sie gegen ihr Gewissen. Hier sieht man, wie die Offenbarung sehr genau vom irrigen Gewissen handelt. Dazu kommen natürlich andere Gründe, wie man ein irriges Gewissen haben kann: die allgemeine Hinneigung zum Bösen, die in uns ist. Wir neigen zum Verbotenen, meine lieben Freunde, das ist eine eherne Wahrheit. Der Mensch ist interessiert an einer billigen Moral, und so nimmt er leicht an, dass etwas nicht verpflichtet. Die meisten Menschen bemühen sich auch nicht, die Moralgesetze kennenzulernen. Sie wollen sie gar nicht wissen, um nicht verpflichtet zu sein.

Ungenau ist es, wenn jemand sagt: Das Gewissen sei immer wahr. Nein, das Gewissen ist nur dann wahr, wenn sein Spruch mit der objektiven Norm der Moral übereinstimmt. Gewissensspruch und Wahrheit können aber auseinandergehen, wie wir aus jeder Beichte wissen. Was beichten wir denn in der Kammer des Beichtstuhls? Unsere Gewissensübertretungen, dass wir dem Gewissen nicht gehorcht haben. Ungenau wäre es auch, zu sagen. Folge deinem Gewissen und betrachte alles als objektive Sünde, was gegen dein Gewissen ist. Diese Regel wäre nur dann gültig, wenn das Gewissensurteil im gefallen Menschen stets wahr und sicher wäre. Wir wissen aber, dass der Gewissensspruch durch Irrtum, durch Verkennung der objektiven Wirklichkeit sich verirren kann. Man kann das Prinzip, also den sittlichen Grundsatz, durch logisch falsche Anwendung pervertieren. Häretisch - häretisch! - wäre es, zu sagen: Allein dein Gewissen entscheidet, weil man damit die objektive, von der Kirche verkündete sittliche Ordnung Gottes ablehnt. Nein, entscheidend ist das Gesetz Gottes. Der Katholik darf niemals sein subjektives Gewissensurteil gegen eine verpflichtende Norm der Kirche stellen, denn wenn der Gewissensspruch richtig ist, kommt er von Gott, und die Norm, die die Kirche verkündet, kommt von Gott, Gott kann sich aber nicht widersprechen. Entscheidend für die Wahrheit und für das Recht ist nicht, was der einzelne meint, sondern was Gott lehrt und gebietet.

Das richtige Gewissen und die Lehre der Kirche haben denselben Ursprung, nämlich Gottes Willen. Es ist unmöglich, dass Gott dem Gewissen befiehlt, gegen die Lehre der Kirche, hinter der er steht, zu handeln. Also wem angeblich oder wirklich das Gewissen gebietet, die Dreifaltigkeit Gottes abzulehnen, wie es ja bei vielen Protestanten der Fall ist, der trennt sich damit von der Kirche und von Gott. Wer die verbindliche Lehre der Kirche über die geschlechtliche Sittlichkeit aufgrund eines angeblichen Gewissensurteils ablehnt, verfehlt sich gegen Gottes Willen.

Das war die Lehre über das unüberwindlich irrige Gewissen. Nun zweitens die Lehre über das überwindlich irrige Gewissen. Das überwindlich irrige Gewissen kann nur in sehr bedingter Weise Richtschnur unseres Handelns sein. Hier steht nämlich neben dem Urteil über eine zu vollziehende Handlung im Hintergrund eine Ahnung seiner Unrichtigkeit oder eine Mahnung zur Prüfung. Somit kann die Vernunft hier nicht als die Leitstelle angesehen werden, die uns das Gesetz Gottes vorlegt. Die Kraft der Gewissensanlage überträgt sich nicht auf diesen Gewissensspruch, ehe er geklärt ist. Das heißt: Man darf nicht gegen das überwindlich irrige Gewissen handeln, man darf ihm aber auch nicht folgen. Ja, was dann? Man muss den Irrtum überwinden. Man muss sich Mühe geben, den Irrtum zu überwinden. Das geschieht durch eigenes Nachdenken, durch Befragen anderer, durch Gebet und ähnliche Mittel. Wir alle wissen, meine Freunde, dass die Berufung auf das Gewissen gegen Gottes Willen, wie er von der Kirche verkündet wird, heute gang und gäbe ist. Immer wenn die Kirche Lästiges, Beschwerliches, Anstrengendes vorschreibt, berufen sich Menschen auf ihr gegenteiliges Gewissen. Es sei noch einmal gesagt. Wer sich gegen die verbindliche Lehre der Kirche auf das Gewissen beruft, trennt sich insoweit von der Kirche. Denken Sie an die verschiedenen Gruppen und Aktionen! Der Heilige Vater kann so soft verkünden, wie er will, dass es für die Kirche unmöglich, Frauen zu Priestern zu weihen, es gibt Gruppen und Einzelpersonen bis in hohe Ränge hinein, die das Gegenteil vertreten. Es ist ausgeschlossen, dass die Kirche tatenlos zusieht, wie sie von Personen, die sich auf ihr Gewissen berufen, unterwühlt und verunstaltet wird. Die Kirche muss sich wehren. Wenn jeder in der Kirche unter Berufung auf sein Gewissen tun und lassen könnte, was er wollte, dann würde sich die Kirche als Gemeinschaft des Glaubens und als Hort des Rechtes auflösen. Das ist ja geradezu das Wesen der Kirche, dass diejenigen, die ihr zugehören, ihr Gewissen nach ihrer Lehre bilden. In der Kirche versammeln sich diejenigen, denen das Gewissen vorschreibt, sich dieser Kirche anzuschließen und in ihr zu verharren und auf sie zu hören.

Genau das ist es. Ein kirchlicher Angestellter, der nach seiner Scheidung eine neue Zivilehe eingeht, kann seine kirchliche Anstellung verlieren. Ein Priester, der unter Berufung auf sein Gewissen Homosexualität betreibt, verliert nicht nur seine kirchliche Stellung, sondern unterliegt kirchlichen Strafen. Ein Theologieprofessor, der unter Anrufung des Gewissens die Göttlichkeit Jesu bestreitet, wie Herr Küng in Tübingen, kann nicht mehr als kirchlicher Lehrer geduldet werden. Vor einer Reihe von Jahren erhob eine Theologieprofessorin, Frau Uta Ranke-Heinemann, eine Tochter des ehemaligen Bundespräsidenten Heinemann, ihre Stimme und lehnte die immerwährende Jungfräulichkeit Mariens ab. Der zuständige Bischof zögerte nicht, sie zu beanstanden, und sie mußte von ihrem Lehramt weichen.

Die Kirche schätzt das Gewissen hoch. Sie weiß, dass das Gewissen, wenn es richtig spricht, die Stimme Gottes ist. Aber sie weiß auch, dass das Gewissen sich an der Lehre der Kirche ausrichten muss. So bleibt uns am Schluß dieser Überlegungen nur die eine große Bitte: „Herr, neige mein Ohr deinen Geboten!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gesetz und Gewissen (10)

(Die Eigenschaften des Gewissens)

10.10.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir hatten uns vorgenommen, Überlegungen anzustellen über das Gewissen. Wir hatten erkannt: Das Gewissen, das aktuelle Gewissen, ist ein Urteil der praktischen Vernunft über die Sittlichkeit des eigenen Handelns. Man unterscheidet das vorangehende Gewissen, das sagt: Es ist dir erlaubt, oder es ist dir nicht erlaubt, und das nachfolgende Gewissen, das feststellt: Was du getan hast, war recht, oder es war unrecht.

Das Gewissen sollte bestimmte Eigenschaften haben. Die wichtigsten Eigenschaften sind Wachsamkeit und Zartheit. Ein wachsames Gewissen ist jenes, das nicht nur durch schwere Anstöße, durch außerordentliche Fragen, sondern auch aus kleineren Anlässen geweckt und zum Nachdenken ange-regt wird. Im Gegensatz zum stumpfen oder schlafenden Gewissen ist das wachsames Gewissen geeig-net, rasch und aufmerksam auf die sittliche Seite des Handelns zu achten. Das Gewissen soll wach sein. Es soll also Reaktionsbereitschaft auf das sittliche Handeln, Reaktionsbereitschaft zum sittlichen Handeln haben. Zart ist das Gewissen, wenn es die rechte Antwort auf die gestellte Frage findet. Die Zartheit bedeutet die Geneigtheit, auch bei kleinen Ausschlägen des Gewissens zu reagieren, auch bei geringen Unterschieden zwischen gut und böse eine Antwort zu finden, auch bei kleinen Abweichun-gen vom Guten eine rasche Antwort zu finden.

Wachsamkeit und Zartheit des Gewissens stellen sich nicht von selbst ein; sie müssen erworben werden. Sie bedürfen der Pflege. Es muss sich eine Ausbildung dieser Fähigkeiten in uns vollziehen. Natürlich an erster Stelle durch Unterrichtung. Man muss sich unterrichten lassen über das, was gebo-ten und was verboten ist. Wir müssen also unser moraltheologisches, unser sittliches Wissen erwei-tern. Wir müssen unsere Gewissenanlage ausbilden, nachdenken über Gottes Willen, uns belehren lassen durch Fragen, auch durch Gebet um Erleuchtung und um Führung. Kompetente Personen können uns Auskunft geben, was Gottes Wille ist. Und vor allem auch durch die Nähe zu Christus werden wir das Gewissen wach und zart gestalten. Je näher wir Jesus kommen, um so besser wissen wir, das zu tun und was zu lassen ist. Wenn wir vor Handlung fragen: Was würde Jesus an dieser Stelle tun?, dann wissen wir sogleich, was wir tun müssen. Und wenn wir nach der Handlung fragen: Wie wird Jesus denken über diese Handlung?, dann wissen wir auch, ob wir recht oder unrecht getan ha-ben.

Zartes und wachsames Gewissen bedürfen auch bestimmter Eigenschaften des Gefühls und des Willens. Wir müssen das Gefühlsleben sorgsam pflegen. Wir müssen unseren Willen ausbauen und schulen. Wir müssen die niederen Leidenschaften beherrschen und die beharrliche Geneigtheit zum Gehorsam in uns entwickeln. Vor allem aber ist es notwendig, Gewissenserforschung zu halten. Wir müssen jeden Abend, bevor wir uns zur Ruhe begeben, fragen: Wie ist dieser Tag verlaufen? Was war recht, was war unrecht? Was habe ich getan, was habe ich unterlassen? Wo habe ich mich verfehlt? Gewissenserforschung ist jeden Abend notwendig. Und besonders natürlich bei der heiligen Beichte. Wenn wir zur Beichte gehen, halten wir Gewissenserforschung. Das ist ja das große Plus des katholi-schen Menschen, dass er durch die Beichte zur Gewissenschulung und zur Gewissenserforschung angehalten wird. Wir müssen bei der Beichte die schweren Sünden nach Art und Zahl bekennen, also wie sie beschaffen sind und wie oft sie geschehen sind. Und dazu dient die Gewissenserforschung. Wir können sie durch eigenes Nachdenken vornehmen, aber wir können uns auch an einen guten

Beichtspiegel halten. Die Beichtspiegel in den Büchern, die hier vor Ihnen liegen, sind hervorragend. Diese Beichtspiegel können unbedenklich empfohlen werden.

Der Gegensatz zum zarten Gewissen ist das laxe Gewissen. Ein laxes Gewissen ist geneigt, den Ernst der sittlichen Verpflichtung und den Verpflichtungsgrad der Gebote abzuschwächen. Das laxe Gewissen ist zu weit, es schränkt irrigerweise das Gebiet der sittlichen Pflicht ein. Es erweitert unzulässig den Bereich der Freiheit. Die sittliche Laxheit und Lauheit kann sich auswachsen bis zur Gewissenlosigkeit, bis zur Skrupellosigkeit. Ich habe am Anfang schon einmal zitiert, was ein gelehrter französischer Autor über zwei französische Ministerpräsidenten des 19. Jahrhunderts sagte. Er wurde nämlich gefragt, worin der Unterschied zwischen den beiden besteht. Er sagte: „Der eine besitzt nicht die Fähigkeit, gut und böse zu unterscheiden. Der andere besitzt diese Fähigkeit, aber er macht keinen Gebrauch davon.“ Das sind laxe Gewissen. Es gibt sogar eine ganze Richtung in der Moraltheologie, eine falsche Richtung, den sogenannten Laxismus, der darauf zielt, die Verbindlichkeit der Gebote abzuschwächen. Der Laxismus behauptet: Um gegen die Verpflichtung eines Gebotes zu handeln, um anzunehmen, dass ein Gebot nicht verpflichtet, genügt es, wenn diese Meinung auch nur schwach oder zweifelhaft begründet ist. Auf diese Weise kann natürlich jedes Gebot ausgehebelt werden; es lassen sich ja irgendwelche Gründe fast gegen jedes Gebot vorbringen. Dieser Laxismus ist von dem Papst Alexander VII. feierlich verurteilt worden.

Wie kommt es zu einem laxen Gewissen? Nun ja, durch mangelhafte Belehrung; man will nicht wissen, um nicht gebunden zu sein, durch Fehler der geistig-leiblichen Anlage, durch Vernachlässigung der inneren Selbstzucht, durch Hingabe an den Sinnentrieb, durch öftere Verletzung und Betäubung des Gewissens. Wir wissen ja, meine lieben Freunde, wie es geht, wenn man sich von einem Gebot entschuldigt glaubt. Zunächst ist der Grund einsehbar. Aber wenn die Entschuldigung öfter angerufen wird, werden die Gründe immer schwächer. Und schließlich ist man gleichgültig geworden gegen die sittliche Verpflichtung. Es kann soweit kommen, dass auch bei schweren Sünden das Gewissen nicht mehr spricht. Es ist nicht tot, aber es ist betäubt. Gewöhnlich hat auch ein solcher Mensch eine Ahnung, dass er nicht recht handelt; denn ganz läßt sich das Gewissen eben doch nicht ausschalten. In stillen Stunden und auch angesichts des Beispiels der Gewissenhaftigkeit anderer Menschen wird er nachdenklich, und da kommt ihm die dumpfe Erkenntnis, dass er nicht recht handelt.

Es gibt auch das sogenannte pharisäische Gewissen. Wir wissen, wer die Pharisäer waren. Es waren Menschen, die es im Kleinen sehr genau nahmen, aber im Großen die Absicht hatten, sich zu entschuldigen. Das pharisäische Gewissen ist eine Mischung aus Irrtum, Abgestumpftheit und Skrupulosität. Der Mensch, der ein pharisäisches Gewissen hat, hält Bedeutendes für gering und Unbedeutendes für groß. Vor allem verfährt er bei der Beurteilung anderer heuchlerisch. Der Heiland hat es uns glänzend formuliert: „Ihr seht den Splitter im Auge des anderen, aber den Balken im eigenen Auge nicht.“ Der Mensch mit einem pharisäischen Gewissen sieht in Äußerlichkeiten, in leeren Formeln und äußerem Schein entscheidende Kriterien des Sittlichen. Der Herr hat über diese Menschen sein „Wehe“ gerufen: „Wehe euch, ihr Pharisäer und Schriftgelehrten. Ihr gebt den Zehnten von Pfefferminze, Dill und Kümmel. Aber was das Große am Gesetz ist, die Gerechtigkeit, die Treue, die Barmherzigkeit, die vernachlässigt ihr.“ Das ist das pharisäische Gewissen.

Eine besonders traurige Angelegenheit ist das skrupulöse Gewissen. Um zu verstehen worum es sich handelt, erzähle ich Ihnen eine wahre Begebenheit, eine wahre Begebenheit. Ein Priester hatte durch Unachtsamkeit den Kelch verschüttet – nach der Konsekration. Das Blut Christi ergoß sich über den Altar. Er kam nie mehr in seinem Leben von dieser Handlung los. Er beichtete, er beichtete wieder, er legte Generalbeichten ab. Sein Betreuer mußte ein Schreiben an die heilige Pönitentiarie in Rom richten, die für solche Verfehlungen zuständig ist. Er wurde von der (angeblich zugezogenen) Exkommunikation enthoben. Es war objektiv gesehen alles in Ordnung. Aber er kam von dieser angeblichen oder wirklichen Verfehlung nicht los. Er fand immer neue Ausreden und Hinweise, wie es doch gewesen sein könnte oder wie es nicht gewesen war. Das ist das skrupulöse Gewissen. Es ist von einer ungesunden Erregtheit. Es stellt dauernd Erwägungen über Dinge an, die zweifellos erlaubt oder klargestellt sind. Es findet keine Ruhe. Es bringt immer weitere Fragen vor, wiederholt das Nachdenken. Es ist offensichtlich, dass hier eine Angstneurose vorliegt. Ein Mensch mit einem skrupulösen Gewissen ist krank. Es ist das eine krankhafte seelische Erscheinung. Hier stellen sich Zwangsvorstel-

lungen ein, die ihn nicht ruhen lassen. Immer neue Bedenken, immer neue fremdartige und peinliche Elemente mischen sich in das Denken ein, eine krankhafte Furcht: Habe ich das richtig erkannt? War die Beichte gültig? Und auf diese Weise wird das Seelenleben dieses armen Menschen buchstäblich zerstört. Er hat keine Freude mehr an Gott, an der Religion. Es gibt kein rüstiges und freudiges Fortschreiten im Guten. Das Bild Gottes als des Vaters verwischt sich. Die väterliche Führung Gottes gerät ins Hintertreffen. Ein solcher Mensch ist in einer schweren seelischen Not. Wir Beichtväter wissen, worum es sich handelt.

Man kann die Skrupulosität bekämpfen, und man soll sie bekämpfen. Ein solcher Mensch braucht einen Seelenführer, einen geschulten, einen pastoral auf der Höhe befindlichen Beichtvater, der das nötige Wissen, aber auch die erforderliche Entschiedenheit besitzt. Denn wenn er von seiner Skrupulosität geheilt werden kann, dann nur, indem er sich im Gehorsam seinem Seelenführer öffnet und anschließt. Man muss einem solchen Menschen sagen, dass pflichtmäßig nur die Beichte schwerer Sünden ist. Man muss ihm verbieten, die Beichten zu wiederholen, denn er findet durch Wiederholung keine Ruhe. Man muss ihm sagen, dass er verpflichtet ist, im Gehorsam gegen den Beichtvater zu verharren. Und man muss ihn auf die Liebe und Barmherzigkeit Gottes hinweisen, der nicht will, dass sich der Mensch quält, sondern dass er in Freude Gottes lebt. Man muss ihm erklären, dass er nicht immer um seine Heilsgewißheit kreisen darf, sondern dass ihm die Ehre Gottes ein erstes Anliegen sein muss. Man muss ihn aber auch auffordern, sich abzulenken durch geregelte und fesselnde Arbeit. Auf diese Weise kann Skrupulosität geheilt werden.

Meine lieben Freunde, das Gewissen ist eine Mitgift Gottes an den natürlichen Menschen. Jeder Mensch hat ein Gewissen, jeder Mensch ist an das Gewissen, an den Spruch des Gewissens gebunden. Ich erinnere noch einmal, was Maximilian Robespierre auf dem Höhepunkt der Französischen Revolution in den Konvent hineingerufen hat: „Nehmt mir mein Gewissen, und ich bin der unglücklichste aller Menschen.“

Der gnadenhaft erhobene Mensch, der getaufte Mensch besitzt ein übernatürliches Gewissen. Das gehört zum neuen Sein in Christus. Es ist durch die Taufe angelegt, aber noch nicht entfaltet. Es bedarf der Ausbildung, der Belehrung, der Erziehung und der Übung. Das Gewissen ist die Empfangsstelle für die Gebote Gottes. Die Gebote Gottes lehrt uns der Glaube in der Auslegung der Kirche. Der Glaube sagt, was gut und böse ist, und das Gewissen bringt diese Gebote unserem Herzen zu Gehör. Geboten ist, Christus nachzufolgen, das Reich Gottes voranzubringen, die Gottesliebe und die Bruderliebe zu pflegen, den Himmel anzustreben. Oft und oft, meine lieben Freunde, sollten wir das ergreifende Gebet sprechen: „Neige, o Herr, mein Herz zu deinen Geboten!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gesetz und Gewissen (11)

(Sittlich gute und sittlich schlechte Handlungen)

17.10.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

An den vergangenen Sonntagen hatten wir das Verhältnis von Gesetz und Gewissen bedacht. Das Gesetz geht vom Gesetzgeber aus, es ist unser Gott und Heiland. Das Gewissen ist die Mitgift, die Gott uns gegeben hat, die Empfangsstelle für den Willen Gottes, der aus den Geboten zu uns spricht. Die Sittlichkeit, der sittliche Wert, die sittliche Beschaffenheit einer Handlung bestimmt sich nach dem Verhältnis des Gesetzes Gottes zum Gewissen. Oder umgekehrt des Gewissens zum Gesetze Gottes. Gut ist eine Handlung, wenn sie der sittlichen Ordnung durchaus entspricht. Was heißt das, dass sie der sittlichen Ordnung durchaus, also ganz entspricht? Sie muss in jedem der drei Elemente, welche die sittliche Handlung ausmachen, gut sein. Welches sind die drei Elemente? Eine Handlung besteht aus dem Gegenstand, den Umständen und dem Zweck. Gegenstand oder Objekt, Umstände und Zweck. Gut ist die Handlung, wenn sie nach allen drei Beziehungen richtig nach Gottes Willen geschieht. Schlecht ist sie, wenn nur eines dieser Elemente schlecht wird, entweder die Handlung selbst oder die Umstände oder der Zweck.

Als Studenten haben wir diese eben von mir vorgetragene Wahrheit mit den Worten gelehrt bekommen: „Bonum ex integra causa – malum ex quovis defectu“. Gut ist eine Handlung, wenn sie ganz und gar nach allen Beziehungen einwandfrei ist. Schlecht wird sie, wenn nur ein Element der Handlung schlecht ist. Wir wissen alle, was der Gegenstand der Handlung ist. Das ist eben das, was wir tun, was wir verrichten. Also das Gebet hat als Inhalt die Anbetung Gottes; die Gartenarbeit hat die Pflege des Gartens zum Inhalt. Die Verehrung der Heiligen hat die Anerkennung des Wertes und der Tugend der Heiligen zum Gegenstand. Man unterscheidet innerlich gute Handlungen und äußerlich gute Handlungen. Innerlich gute Handlungen sind solche, die einfacher Ausdruck der sittlichen Ordnung sind, die entweder immer und in jedem Falle gut sind. Zum Beispiel Gott lieben, das ist immer und in jedem Falle gut oder bedingt gut, wenn sie unter Umständen böse sein können. Beten ist gut, aber beten, wenn dringende Pflichten rufen, ist nicht mehr gut.

Es gibt auch äußerlich gute Handlungen, die dadurch gut werden, dass sie dem Willen des Oberen entsprechen. Die Geschwindigkeitsbegrenzung in Ortschaften einhalten, ist eine äußerlich gute Handlung. An sich steht nichts entgegen, dass man mit 100 Stundenkilometern durch den Ort braust, aber der Gesetzgeber hat verfügt, dass nur die Hälfte davon gestattet ist, und dadurch wird die Handlung gut.

Innerlich schlechte Handlungen sind solche, die ihrer ganzen Natur nach der sittlichen Ordnung widersprechen. Gott hassen ist immer und unter allen Umständen böse. Homosexuellen Geschlechtsverkehr unterhalten ist immer und unter allen Umständen böse. Manche Handlungen können auch bedingt schlecht sein, weil kein Recht dazu besteht oder weil eine Gefahr besteht. Einen Menschen töten, ist schlecht, kann aber unter Umständen erlaubt sein, etwa in der Notwehr. Äußerlich schlechte Handlungen sind solche, die eben dadurch schlecht werden, dass man sich nicht an den Willen des Oberen hält, dass man also mit 75 Kilometer durch die Ortschaft braust statt mit 50.

Die sittlich guten Handlungen, die also einen guten Gegenstand haben, sind uns allen bekannt. Wenn wir unsere Berufarbeit verrichten, wenn wir für unsere Angehörigen sorgen, wenn wir dem Nachbarn Hilfe leisten, wenn wir Bedürftigen zu Hilfe eilen, das alles sind objektiv dem Gegenstand nach gute Handlungen. Objektiv böse Handlungen sind solche, die innerlich der Sittlichkeit widersprechen, und sie bleiben böse, auch wenn die Umstände und der Zweck gut sind. Von einer meiner

Vorfahren wird berichtet, es muss im 19. Jahrhundert gewesen sein, dass diese gute Frau Diebstähle beging, um das gestohlene Gut Armen zuzuwenden. Die Absicht war gut, nicht wahr, aber die Handlung war nicht gut. Zu den guten Objekten der Handlung muss eben notwendig die Güte der Umstände treten. Umstände, unter denen die Handlung geschieht, müssen gut sein, also die näheren Bestimmungen, die zum Wesen der menschlichen Handlung hinzutreten. Es ist also beispielsweise nicht gleichgültig, ob einer einen Knaben verdrischt oder seinen Vater. Es ist nicht gleichgültig, ob eine Verleumdung unter vier Augen geschieht oder in der Öffentlichkeit, in der Presse. Es ist nicht gleichgültig, ob man Aberglauben treibt mit einer Wurzel, der Alraune, oder mit heiligen Gegenständen, meinetwegen mit einem Rosenkranz. Es ist nicht gleichgültig, ob man eine Handlung verrichtet aus Bosheit oder aus Leichtsinn. Es ist ebenfalls nicht gleichgültig, welches die Dauer der Handlung ist.

Die Umstände der Handlung zerfallen in zwei Gruppen. Die eine Gruppe ist die, wo die Sittlichkeit der Handlung gesteigert oder vermindert wird. Da haben wir ein schönes Beispiel im Evangelium. Jesus setzte sich in die Schatzkammer des Tempels und beobachtete die Leute. Die Reichen warfen viel in die Schatzkammer. Aber da kam eine arme Witwe, die warf zwei Pfennige hinein. Der Heiland sagte: „Diese arme Witwe hat mehr hineingeworfen als alle anderen; denn die anderen gaben etwas von ihrem Reichtum, von ihrem Überfluß. Sie aber opferte aus ihrer Armut, und sie opferte alles, was sie hatte, ihren ganzen Lebensunterhalt.“ Das war ein Umstand, der ihre Gabe erheblich in dem Wert vermehrte. Umgekehrt wäre es, wenn man Gutes tut, um geehrt zu werden. Das Gutestun ist ja richtig und soll auch in seinem Werte anerkannt werden, aber wenn man es tut, um Ehre zu empfangen von Menschen, mindert man die gute Tat. Der Herr sagt: „Deine Rechte soll nicht wissen, was deine Linke tut.“ Das heißt, man soll es verbergen, was man an Gutem tut, um nicht von den Menschen irdischen Lohn zu empfangen.

Es gibt aber auch Umstände, welche die Art der Tat ändern, die eine neue Spezies, eine neue Art des Bösen begründen. Es ist nicht gleichgültig, wenn einer einen Totschlag verübt, ob es ein Fremder ist oder ob es der eigene Vater ist. Der Vatermord ist naturgemäß schlimmer, von anderer Art. Und es kann die Tat auch zunächst als läßliche Sünde beginnen, sich aber auswachsen zur Todsünde. Da wird auch durch diesen Umstand die Tat verändert. Wenn die Materie, wie man sagt, anwächst, also die Wucht des Bösen sich steigert, dann kann aus einer läßlichen Sünde eine Todsünde werden.

Von großer Bedeutung ist auch der Zweck, also das Zielgut, das man mit der Handlung anstrebt, das Zielgut, das in der Zukunft liegt und das den Handelnden zur Handlung bewegt, das den Beweggrund für die Handlung abgibt. Die gute Handlung wird durch einen guten Zweck, durch einen guten Beweggrund in ihrem Wert gehoben. Wenn ich arbeite, um mit dem Erlös der Arbeit Armen zu Hilfe zu kommen, erhöhe ich den Wert meiner Arbeit. Die gute Handlung wird durch den guten Zweck gesteigert. Die gute Handlung wird aber durch einen schlechten Haupt- oder Endzweck gemindert, ja schlecht gemacht. Vor Jahren ging einmal ein Prozeß durch die Zeitungen. In einer Haftanstalt befand sich ein Mann, der von einem schlimmen Haß gegen die Kirche erfüllt war. Und was tat er? Er bot seinen Mithäftlingen Tabak an. Er gab ihnen seinen Tabak, wenn sie aus der Kirche austreten. Das war der sogenannte Tabakapostel. Tabak verschenken ist nicht schlecht, aber durch die Absicht, die er damit hatte, nämlich den Kirchenaustritt zu erreichen, wurde diese Handlung schlecht. Und der Herr hat im Evangelium wiederholt den schlechten Zweck angeprangert. „Habt acht, dass ihr eure Gerechtigkeit nicht übt, um von den Menschen gesehen zu werden. Wenn ihr fastet, sollte ihr euer Gesicht nicht entstellen, damit die Leute sehen, dass ihr fastet.“ Von den Pharisäern sagte er: „Alle ihre Werke tun sie, um von den Leuten gesehen zu werden.“ Dadurch entwerten sie ihre Werke.

Die gute Handlung wird durch einen schlechten Nebenzweck beeinträchtigt. Es wird ja zunächst etwas Gutes angestrebt, aber durch den Zweck wird sie gemindert. Wenn man einem anderen hilft in der Erwartung, dass er einem auch beispringen werde, ist die gute Handlung etwas gemindert, etwas beeinträchtigt. Die schlechte Handlung wird durch einen schlechten Zweck noch schlechter. Wenn einer einen anderen zur Sünde verführt, um damit einen lästigen Konkurrenten loszuwerden, dann fügt er zu der bösen Handlung – zur Sünde verführen – noch einen schlechten Zweck, nämlich einen Konkurrenten loszuwerden. Eine in sich schlechte Handlung wird durch einen guten Zweck nicht gerechtfertigt. Man darf nicht Böses tun, um damit Gutes zu erreichen. Das ist uns oft naheliegend. Wir lügen, um einen anderen vor Schaden zu bewahren. Lügen ist unrecht, die Absicht ist gut, aber

die Handlung wird dadurch nicht gut, dass man einen guten Zweck mit ihr verfolgt. Das gilt auch für die Politik, dass der gute Zweck nie das schlechte Mittel heiligt.

Wir Älteren haben es ja erlebt. Um Deutschland niederzuwerfen, überzogen die verbündeten Mächte England und Amerika unser Land mit einem Bombenhagel. Dabei sind 500.000 deutsche Zivilisten zugrunde gegangen – 500.000 deutsche Zivilisten! Der Kampf gegen Hitlers Macht war berechtigt, aber das Mittel war sicher unrecht. Das ist auch ein Kriegsverbrechen. Also noch einmal: Der Zweck heiligt nie das schlechte Mittel.

Ich habe versucht, meine lieben Freunde, die wesentlichen Prinzipien unseres Handelns vor Ihnen auszubreiten. Am schwierigsten, glaube ich, ist es, Gegenstand, Umstände und Zweck des Handelns zur Übereinstimmung zu bringen, dass also nicht nur die Handlung gut ist, sondern auch die Umstände und der Zweck. Unsere Handlungen sollen sich selbstverständlich nur auf gute Gegenstände richten, auf einwandfreie Objekte. Aber sie sollen auch unter Umständen geschehen, die passend, die angemessen, die geeignet sind. Beten, wenn eine dringende Not uns zum Nächsten ruft, ist durch diesen Umstand keine gute Handlung. Sie wird entwertet durch die Umstände. Weil ich mich der Not des Nächsten versage, wird diese Handlung des Betens entwertet. Unsere Handlungen sollen aber vor allem aus Motiven hervorgehen, die vor Gott bestehen können, und da ist, glaube ich, unsere schwerste Aufgabe, dass wir unsere Motive läutern, dass wir aus reinen Motiven handeln, dass wir ohne Nebenabsichten unsere Werke verrichten. Der heilige Paulus hat diese Wahrheiten erkannt, als er einmal den Priestern in Ephesus zurief: „Weidet die Herde Gottes nicht aus schnöder Gewinnsucht, sondern aus Hingebung.“ Motiv! Schnöde Gewinnsucht, Hingebung! Die Absicht, mit der wir handeln, der Beweggrund, der uns zum Handeln veranlaßt, der Zweck, den wir mit unserem Handeln verfolgen, soll lauter, rein und gut sein.

Wir katholische Christen sprechen von der guten Meinung, und das ist richtig. Sie ist ausgedrückt in dem schönen Lied: „Alles meinem Gott zu Ehren, in der Arbeit, in der Ruh. Gottes Ehre soll sich mehren, was ich rede, was ich tu.“ Das ist die gute Meinung. Der Apostel Paulus fordert die gute Meinung, wenn er sagt: „Ihr möget essen oder trinken oder sonst etwas tun, tut alles zur Ehre Gottes!“ An einer anderen Stelle: „Was immer ihr tut in Wort oder Werk, tut alles im Namen des Herrn Jesus Christus!“

Das ist es also, meine lieben Freunde, was wir besonders beachten müssen, dass wir unsere Motive reinigen, dass wir alle Nebenabsichten ausschalten, dass wir in Lauterkeit dem Herrn und unserem Nächsten dienen. Ich empfehle Ihnen: machen Sie an jedem Morgen den schönen Vorsatz: „O Gott, laß mich diesen Tag zu deiner Ehre, zum Heil meiner Seele und zum Segen für meinen Nächsten verbringen.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gesetz und Gewissen (12)

(Gute und schlechte Handlungen und ihre Folgen)

24.10.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In unserem Handeln wollen wir etwas erreichen. Wir haben ein bestimmtes Ziel. Wir wollen etwas schaffen, etwas vollbringen; wir wollen einen Erfolg sehen, ein Ergebnis. Das Ergebnis unseres Handelns kann sich auf doppelte Weise einstellen, einmal, indem wir es unmittelbar wollen, und zum anderen, indem wir es nur zulassen. Wollen und Zulassen sind zwei verschiedene Dinge. Ein Erfolg, ein Objekt, das unmittelbar gewollt ist, das direkt beabsichtigt ist, das ist unser eigentliches Ziel, das, was wir unmittelbar anstreben, was wir als solches positiv wollen. Daneben aber gibt es auch Erfolge, die nur in der Ursache gewollt sind. Das heißt, wir haben die Ursache gesetzt, aufgrund derer der Erfolg eintritt, ohne dass wir ihn gewollt haben, ohne dass wir ihn beabsichtigt haben. Es gibt also ein indirekt Gewolltes, ein nur Zugelassenes.

Damit Sie verstehen, was damit gemeint ist, will ich Ihnen ein Beispiel geben. Ein Arzt gibt einem schwer Leidenden, einem von Schmerzen Geplagten ein Medikament. Er will mit diesem Medikament die Schmerzen lindern. Aber Medikamente haben Nebenwirkungen. Und so kann es sein, dass dieses Medikament das Leben des Patienten verkürzt. Es schwächt seine Herztätigkeit, es schwächt seinen Kreislauf, und so tritt als Nebenwirkung – als Nebenwirkung! – dieser Medikation ein, dass er ver stirbt. Als Erfolg war beabsichtigt die Linderung der Schmerzen, aber zugelassen, weil eben untrennbar damit verbunden, wurde auch der frühere Tod. Bei dem in der Ursache Gewollten wird vorausgesetzt, dass das Handeln nur das anzielt, was die Folge verursacht oder veranlaßt, nicht die Folge selbst. Wenn die Folgen direkt beabsichtigt werden, dann ist der Handelnde natürlich auch voll dafür verantwortlich, dann ist es ein direkt Gewolltes. Aber ich spreche noch einmal davon, dass es eben Folgen gibt, die nur zugelassen sind.

Die praktische Bedeutung von dem, was in der Ursache gewollt ist, ist ungeheuer. Sie kann überhaupt nicht überschätzt werden. Es gibt fast keinen Lebensbereich, auf dem nicht diese Form der Willensrichtung zum Zuge kommt. Je näher die Menschen aneinander rücken, um so häufiger gibt es solche ausstrahlende Nebenfolgen. Ein Auto. Ein Auto ist ein Fortbewegungsmittel. Es bringt uns zur Arbeit, zum Gottesdienst, zum Arzt. Für viele ist das Auto unentbehrlich. Aber seine Benutzung hat auch schädliche Folgen. Denken wir an den Ausstoß schlechter Gase, an die Überfüllung der Straßen, an die möglichen Unfälle. Die schlechten Folgen der Benutzung des Autos sind natürlich vom Fahrer nicht beabsichtigt, aber sie werden, weil sie unvermeidlich sind, von ihm zugelassen. Die Wirkungen, die Folgen, die Erfolge des menschlichen Handelns, die nicht mehr der Freiheit des Willens unterstehen, nennt man Nebenfolgen, zugelassene Folgen. Bei guten Handlungen können sich gute Nebenfolgen einstellen, die wir dann eben auch zulassen. Also zum Beispiel: Wir kaufen ein, Lebensmittel, Kleidung, Möbel. Was wir dabei wollen, ist klar. Wir wollen unser Leben fristen, wir wollen unseren Körper vor Kälte schützen, wir wollen unser Heim wohnlich gestalten. Mit dem Einkauf verbunden sind aber auch gute Nebenfolgen, nämlich wir erhalten Arbeitsplätze: die Menschen, die die Waren herstellen, die sie heranbringen, die sie verkaufen. Diese Folge ist von uns nicht unmittelbar beabsichtigt, aber sie ist notwendig damit verbunden und von uns zugelassen.

Das alles ist kein Problem. Das Problem beginnt dort, wo ein gutes Handeln böse Folgen, böse Nebenfolgen hat, wenn also eine Handlung getan wird, wo man voraussieht, dass sie auch negative Folgen haben wird. Es ist bekannt, dass die Pille, welche die Empfängnis verhüten soll, auch verschrieben wird, um der Gesundheit der Frau zu dienen. Sie ist auch ein Medikament. Es gibt bestimmte Krankheiten, für die Ärzte diese Pille verschreiben. Die Absicht des Arztes ist, die Krankheit zu

heilen, und die Absicht der Frau ist hoffentlich auch nur, die Krankheit zu beseitigen. Aber die Einnahme hat eben eine doppelte Wirkung. Sie hilft zur Gesundheit, aber sie verhütet auch die Empfängnis. Die erste Wirkung ist beabsichtigt, die zweite wird zugelassen.

Das in der Ursache Gewollte ist schlecht, wenn bestimmte Erfordernisse gegeben sind, nämlich das in der Ursache Gewollte ist immer dann schlecht, wenn die schlechte Handlung vorausgesehen wird, wenn die schlechte Folge verhindert werden konnte und wenn sie verhindert werden mußte. Also: Wenn die schlechte Folge vorausgesehen wird, wenn sie verhindert werden konnte, wenn sie verhindert werden mußte, dann ist das in der Ursache Gewollte sittlich minderwertig. Als Knabe gab ich einem Mädchen Nachhilfeunterricht. Nach dem Kriege kam das Mädchen nach Hamburg. Es lernte einen protestantischen Pastor kennen, verliebte sich und heiratete ihn. Nach einiger Zeit trat sie aus der Kirche aus und wurde protestantisch. Als sie heiratete, hat sie den Glaubensabfall nicht beabsichtigt, aber es war vorauszusehen, dass sie sich neben einem protestantischen Pastor nicht als Katholikin würde behaupten können. Das war vorauszusehen. Um diese schlimme Wirkung zu verhindern, hätte sie das tun müssen, was die Ursache war, sie hätte die Heirat unterlassen müssen; sie hätte ihn nicht heiraten dürfen. Da sie es nicht tat, wird ihr die schlimme Folge ihrer Handlung zugerechnet.

Ausnahmsweise darf man eine Handlung setzen, obwohl man die schlechten Folgen voraussieht, wenn vier – vier – Voraussetzungen gegeben sind. Erstens, die Handlung, die Ursache also muss in sich selbst gut sein. Die Handlung muss in sich selbst gut sein. Es tätigt jemand Einkünfte in einem Geschäft oder von Waren, die von der Scientology-Sekte hergestellt und vertrieben werden. Die Handlung selbst, Ware gegen Geld erwerben, ist gut. Die Folge, dass nämlich die Sekte dadurch finanziell gestärkt wird, ist schlecht, ist nicht gut, denn die Sekte ist gefährlich. Sie bringt Menschen vom Christentum ab. Wer sie unterstützt, der macht sich mitschuldig an ihrem Treiben. Zweitens, die gute Folge muss wenigstens gleich unmittelbar aus der Handlung hervorgehen wie die schlechte. Die gute Folge muss wenigstens gleich unmittelbar aus der Handlung hervorgehen wie die schlechte. Der große Dirigent Wilhelm Furtwängler harrte in der ganzen Zeit des Dritten Reiches in Deutschland aus. Nach dem Kriege machte man ihm Vorwürfe, dass er nicht emigriert sei und zugelassen habe, dass sich die Nazis seines Namens bedient hatten, um den kulturellen Hochstand des Regimes zu bekunden. Diese Argumentation tut Furtwängler unrecht. Er ist in Deutschland geblieben, um der Kunst zu dienen und um dem Volke, dem kunstbeflissenen Volke Freude und Erhebung zu spenden. Das war seine einzige Absicht. Dass die Nazis mit seinem Namen Propaganda trieben, das konnte er nicht hindern, aber diese Folge kam erst zustande dadurch, dass er eine gute Folge setzte und in Deutschland blieb. Die gute Folge ging der schlechten voraus. Wenn dagegen erst die schlechte Folge eintritt und daraus die gute, dann ist die Handlung nicht erlaubt, denn der gute Zweck heiligt nicht schlechte Mittel.

In der Zeit des Dritten Reiches traten viele – Millionen! – in die Nationalsozialistische Partei ein, in die NSDAP. Der Eintritt in die Partei hatte die Folge, dass man sich dem Regime verpflichtete. Man wurde für Dienstleistungen herangezogen, man gehörte zu dem System, man bekannte sich zu ihm. Das war die erste und unmittelbare Folge des Eintritts in die Partei. Und das war keine gute Folge, das war eine schlechte Folge. Aber aus dieser schlechten Folge ergab sich eine gute, denn wenn man in der Partei war, fiel man nicht mehr auf, man wurde in Ruhe gelassen, weil man sich ja zum System bekannt hatte. Man konnte auf Anstellung und Beförderung rechnen. Aber die gute Folge ging eben aus der schlechten hervor; deswegen war die Handlung unerlaubt.

Drittens, der Zweck, also die Absicht der Handlung muss sittlich gut sein. Die böse Folge darf nicht direkt intendiert werden, sie darf nur zugelassen werden. Das ist entscheidend. Am 20. Juli 1933 schloß der Apostolische Stuhl, der Heilige Vater Pius XI., mit Deutschland das Reichskonkordat ab. Der Papst hatte die Absicht, die Rechte und Freiheiten der katholischen Kirche in Deutschland vertraglich zu sichern. Dass der Konkordatsschluß von der deutschen Regierung im In- und Ausland mißbraucht wurde, um seine Reputation zu festigen, war nicht beabsichtigt, konnte aber auch nicht verhindert werden. Diese Folge wurde vom Heiligen Stuhl lediglich zugelassen. Seine Absicht war gut, und diese schlechte Folge war nicht zu verhindern.

Viertens, es muss ein entsprechend wichtiger Grund vorliegen, dass man diese Handlung setzt, die eben auch eine böse Folge nach sich zieht, ein entsprechend wichtiger Grund. Das Abwägen dieses Grundes ist dem gewissenhaften Urteil des Einzelnen überlassen. Aber es gibt dafür Maßstäbe, nämlich der Grund muss um so wichtiger sein, um so bedeutender, je näher der ursächliche Zusammen-

hang zwischen der Tat und der bösen Folge ist. Der Grund muss um so wichtiger sein, je schlechter die böse Folge ist, die neben der guten zugelassen wird. Und der Grund muss um so gewichtiger sein, je wahrscheinlicher die böse Folge ist. Nach dem letzten Krieg hat man den Eisenbahnern der Deutschen Reichsbahn Vorwürfe gemacht, dass sie die Züge, in denen Juden nach dem Osten befördert wurden, gefahren haben, also den Zugführern und den Lokomotivführern. Die Eisenbahner haben sich gewehrt. Sie hatten einen plausiblen Grund, weshalb sie die Deportationszüge fuhren. Es war ihr Beruf, es war ihr Broterwerb, es war ihre Pflicht. Hätten sie sich geweigert, dann wären sie um ihr Brot und vermutlich auch um ihre Freiheit gekommen und hätten ihre Familien ins Elend gestoßen. Außerdem waren sie an dem ganzen Vorgang der Judendeportation nur technisch, rein technisch beteiligt ohne die geringste böse Absicht.

Vier Gründe, meine lieben Freunde, sind es, vier Voraussetzungen, die vorliegen müssen, damit man eine Handlung setzen kann, die neben der guten auch eine böse Folge hat. Wo diese Gründe nicht gegeben sind, darf man die Handlung nicht setzen. Da kann vielleicht jemand fragen: Ja, wie ist das eigentlich möglich, dass aus einer guten Ursache böse Nebenfolgen entstehen? Wie ist das möglich? Und warum darf man das zulassen? Nun ja, es gibt eben Werte höherer und niederer Art. Die Werte stehen nicht alle auf der gleichen Ebene, und es ist gestattet, niedere Werte zu opfern, um die höheren zu erhalten. Außerdem beeinflusst eine bestimmte Tat auch andere. Die freie Tat eines Menschen beeinflusst die freie Tat eines anderen. Im letzten Kriege haben Hunderttausende, Millionen Deutsche, Ausländer, auch Juden, Konzentrationslagerhäftlinge in der Kriegsproduktion gearbeitet. Ich war auch dabei, bei Telefunken. Wir wurden verpflichtet, wir mußten es tun. Wir waren, wenn Sie wollen, Zwangsarbeiter. Durch diese Arbeit haben wir unsere Existenz gesichert und auch für einen bescheidenen Unterhalt gesorgt. Wenn wir uns geweigert hätten, wären wir todsicher im Gefängnis oder im Konzentrationslager gelandet. Aber gleichzeitig halfen wir natürlich mit, den Krieg zu verlängern, denn wir stellten Kriegswerkzeuge her. Diese Folge war von uns nicht beabsichtigt, aber wir konnten sie nicht hindern. Der Mensch vermag wegen der Begrenztheit seines Tuns oft nicht mehrere Werte zugleich zu verwirklichen. Er muss sich also entscheiden, und da entscheidet er sich eben für den einen und läßt den anderen fahren. Er strebt den einen an und verliert den anderen.

Ich fasse die soeben vorgelegten schwierigen Gedanken noch einmal zusammen. Direkt gewollt ist eine Wirkung, auf die sich der Wille unmittelbar richtet, die er beabsichtigt. Indirekt gewollt ist eine Wirkung, die nicht unmittelbar beabsichtigt ist, die aber durch ihren Zusammenhang mit der guten Folge nicht ausgeschaltet werden kann, zugelassen werden muss. In solchen Fällen dürfen wir das sogenannte Kompensationsprinzip anwenden. Kompensationsprinzip. Es besagt: Ist die unmittelbare Wirkung der Handlung gut, ist die Handlung selbst gut und berechtigt, und ist ferner der Zweck der Handlung gut, dann darf die Handlung trotz schlimmer Wirkungen vollzogen werden, wenn ein hinreichender Grund vorliegt. Oder noch einfacher: Ist der unmittelbar gewollte Effekt, ist die unmittelbar beabsichtigte Wirkung einer Handlung von der nicht gewollten üblen Folge verschieden und die Handlung nicht in sich schlecht, dürfen wir das Kompensationsprinzip anwenden.

Meine lieben Freunde, wir sind aufgerufen, unser ethisches Wissen zu vermehren und unser Gewissen zu schärfen, damit wir abzuwägen verstehen, ob eine Handlung gestattet oder verboten ist. Wir werden diese Leistung unseres Geistes nur vollbringen können, wenn wir uns an unseren Heiland anschließen, indem wir den Heiligen Geist anflehen und ihn bitten: „Erleuchte mein Herz, dass ich meinen Weg erkenne und deine Gebote erfülle.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gesetz und Gewissen (13)

(Mitwirkung mit der Sünde anderer)

31.10.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier des Königsfestes unseres Heilandes Versammeltel!

Wir Menschen sind im Guten wie im Bösen miteinander verflochten. Die Angewiesenen auf andere kann uns zum Heile dienen, weil uns andere Vorbild sind und belehren. Aber das Zusammensein mit anderen kann uns auch zum Unheil werden, wenn wir uns an ihren Sünden beteiligen und wenn wir an ihren Sünden mitwirken. Wir werden in der Heiligen Schrift, vor allem beim heiligen Johannes, immer wieder gemahnt, uns nicht der Welt anzugleichen, sondern uns gegen die Welt zur Wehr zu setzen. Wir werden aufgefordert, solidarisch zu sein mit den Menschen, mit anderen Menschen, also im Guten ihre Guttaten zu teilen und sie vom Bösen abzuhalten. Mit dem Christentum ist die Solidarität der Menschen untereinander in die Welt gekommen.

Die Heilige Schrift warnt vor dem Verführer und vor dem Ärgernisgeber, ruft ihr „Wehe“ über sie aus. Aber sie hat auch ihr Augenmerk auf jene gerichtet, die sich an der Sünde anderer beteiligen, die mit der Sünde anderer mitwirken. Und das soll das Thema unserer heutigen Überlegungen sein: Die Mitwirkung mit der Sünde anderer. Es wird zum Beispiel in der Heiligen Schrift gewarnt: „Wer mit dem Diebe teilt, der teilt seine Sünde“ – der Hehler. „Die solche Laster tun“, sagt der Apostel Paulus, „sind des Todes würdig, aber nicht nur die es tun, sondern auch, die dem beistimmen.“ Der Apostel Paulus mahnt seinen Schüler Timotheus: „Lege niemandem vorschnell die Hände auf“ – also weihe niemanden zum Priester – „damit du dich nicht teilhaftig machst an fremden Sünden.“ Es gibt also eine Mitwirkung zur Sünde des anderen. Das ist die Beihilfe zu der vom anderen bereits gewollten Sünde.

Drei Arten der Mitwirkung sind zu unterscheiden, erstens die direkte und die indirekte. Direkte Mitwirkung ist die Beteiligung an der Ausführung der Sünde. Ich schließe mich einem Dieb an; ich begehe Ehebruch mit einem anderen. Mittelbare Mitwirkung ist die Einflußnahme auf das böse Tun des anderen. Ein Waffenhändler verkauft jemandem eine Schußwaffe, ohne zu ahnen, wozu er die Schußwaffe benutzen wird. Aber er wirkt mit, mittelbar, dass der andere einen tödlichen Schuß abgeben kann. Zweitens ist die positive und die negative Mitwirkung zu unterscheiden. Positiv wirke ich mit der Sünde eines anderen mit, indem ich dazu rate, zustimme, indem ich das Auto fahre, mit dem der Diebstahl geschehen soll. Negative Mitwirkung vollzieht sich durch Stillschweigen, Verheimlichung der Sünde des anderen, Unterlassung eines pflichtmäßigen Tuns, also durch Nichthandeln. Diese beiden Formen der Mitwirkung sind wenig problematisch. Aber erheblich gewichtiger ist die dritte Weise, nämlich die formelle und die materielle Mitwirkung. Formelle Mitwirkung liegt dann vor, wenn ich die Sünde des anderen will, wenn ich in seinen Willen zur Sünde einstimme. Materielle Mitwirkung ist nur die tatsächliche Hilfe, die ich der Sünde eines anderen leiste. Die Handlung selbst, die ich setze, wird nicht gewollt in sündhafter Absicht. Die formelle Mitwirkung kann entweder eine ausdrückliche sein oder eine einschließliche. Ausdrücklich ist die Mitwirkung, wenn ich direkt beabsichtige, mich an der Sünde zu beteiligen. Einschließlich, wenn ich eine Handlung setze, die notwendig mit der Sünde verbunden ist. Der Assistenzarzt, der bei einer Abtreibung assistiert, vollzieht diese letzte Weise der Mitwirkung. Die materielle Mitwirkung bedeutet, dass der Mitwirkende in keiner Weise in die Sünde des anderen einstimmt. Sein Tun ist auch nicht notwendig hinführend zu der Sünde des anderen, vielmehr der Haupthandelnde mißbraucht – mißbraucht! – den Mitwirkenden gegen dessen Willen.

Die materielle Mitwirkung kann wieder eine unmittelbare sein oder eine mittelbare. Unmittelbar, wenn man an der Sünde des anderen, wenn auch nur materiell, direkt teilnimmt. Unmittelbar wirkt zum Diebstahl mit, wer die Leiter zum Ort des Diebstahls hinträgt. Mittelbar wirkt mit, wer die Leiter beschafft oder sie verkauft. Die materielle Mitwirkung kann eine nächste oder eine entfernte sein. Wenn ich die Leiter zum Diebstahl aufstelle, dann begehe ich eine nächste Mitwirkung. Wenn ich die Leiter nur vom Geschäftsmann abhole, begehe ich eine entfernte Mitwirkung. Die materielle Mitwirkung kann eine notwendige oder eine nicht notwendige sein. Notwendig ist die Mitwirkung, wenn ohne sie die Sünde nicht geschehen könnte, nicht notwendig, wenn sie auch ohne diese Mitwirkung geschehen könnte. Beim Ehebruch wirkt immer einer mit – notwendig, oder bei Duellen. Dagegen wenn ein Buchhändler ein Buch verkauft, das schlecht ist, dann wirkt er nur nicht-notwendig mit, das Buch kann sich der Käufer irgendwo anders auch besorgen.

Die Grundsätze über die sittliche Beurteilung der Mitwirkung sind die folgenden. Die formelle Mitwirkung ist immer, weil sie ein Sünde ist, verboten. Der wer formell mitwirkt, der stimmt der Sünde zu. Er will ja die Sünde auch. Er begeht sie ähnlich wie der Haupttäter. Dagegen ist es schwer zu unterscheiden, wann eine materielle Mitwirkung erlaubt ist. Die materielle Mitwirkung, das sei als Grundsatz aufgestellt: Die materielle Mitwirkung ist dann erlaubt, wenn die Mitwirkungshandlung nach den Regeln über das indirekt Gewollte oder über die Zulassung der bösen Folge an sich erlaubt ist. Damit man materiell mitwirken kann, sind vier Bedingungen erforderlich. Erstens. Die Ursache, die Handlung, die ich als Mitwirkender setze, muss in sich selbst gut sein. Zweitens: Die gute Folge muss wenigstens gleich unmittelbar aus der Ursache hervorgehen wie die schlechte Folge. Drittens: Der Zweck, den ich verfolge, muss gut sein. Viertens: Es muss ein entsprechend wichtiger Grund vorliegen, damit ich diese Handlung setzen kann, die eben auch eine böse Folge durch den bösen Willen des anderen haben wird.

Damit Sie diese theoretischen Ausführungen verstehen, will ich Ihnen ein Beispiel geben. Ich werde gelegentlich gefragt, ob ein katholischer Christ Zimmer oder eine Wohnung an zwei unverheiratete Personen vermieten darf, von denen er weiß oder annimmt, dass sie sich geschlechtlich betätigen. Es ist keine Frage, dass man damit materiell Beihilfe zur Unzucht leistet. Man wirkt mit, dass sie ungestört sich geschlechtlich vergnügen können. Ist das erlaubt? Um diese Frage zu beantworten, sind mehrere Überlegungen anzustellen. An erster Stelle ist zu fragen: Ist es nicht möglich, das Zimmer oder die Wohnung an verheiratete Personen zu vermieten? Wenn eine gleich gute Gelegenheit besteht, verheiratete Mieter zu finden, dann sind diese vorzuziehen. Aber Sie wissen ja, wie die Verhältnisse sind. In der Gegenwart ist die Zahl der Unverheirateten, die sich geschlechtlich betätigen, sehr hoch. Wenn eine Wohnung an zwei Personen vermietet werden soll, ist es wahrscheinlich sehr schwierig, solche zu bekommen, die in geordneten ehelichen Verhältnissen leben. Auch bei bürgerlich verheirateten Personen besteht keine Gewißheit, dass die Ehe gültig ist und dass sie nicht in schwerer Sünde leben. Denken Sie an das Heer der Geschiedenen, die wiederverheiratet sind. Man ist auch bei gültig Verheirateten nicht sicher, dass sie sich an Gottes Gebot halten, denn auch in der Ehe von gültig Verheirateten können Dinge geschehen, die schwer sündhaft sind. Wenn keine gleichwertigen verheirateten, gültig verheiratete Personen zu bekommen sind, ist an zweiter Stelle zu fragen: Ist es notwendig, das Zimmer oder die Wohnung zu vermieten, etwa, weil die Einnahme zur Bestreitung des Lebensunterhalts erforderlich ist? Die Anforderungen an die Notwendigkeit der Vermietung sind nicht zu hoch anzusetzen. Man muss nicht am Hungertuche nagen, um berechtigt zu sein, ein Zimmer oder eine Wohnung zu vermieten. Selbst wenn man den erwarteten Mietzins nicht zum Unterhalt braucht, kann man doch Wert darauf legen, um Gutes zu tun, um andere zu unterstützen.

Die Mitwirkung zur schweren Sünde, die darin liegt, dass man es unverheirateten Personen durch Bereitstellung von Wohnraum ermöglicht, sich ungestört geschlechtlich zu betätigen, ist eine materielle Mitwirkung zum Bösen. Der Vermieter stimmt der Sünde nicht zu, er ermuntert auch nicht dazu, aber er wirkt materiell eben durch Zur-Verfügung-Stellung von Wohnraum mit. Die Sünde würde keineswegs unterbleiben, wenn er es nicht täte. Heute kann man sich auf der Promenadenbank oder im Auto genauso vergnügen. Ich halte deswegen dafür: Unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist die Vermietung eines Zimmers oder einer Wohnung an Unverheiratete, von denen anzunehmen ist, dass sie sich geschlechtlich betätigen, zulässig. Ich halte diese materielle Mitwirkung für erlaubt.

Andere Fälle sind vielleicht schwieriger zu beurteilen. Wichtig ist immer, auf den Grund zu achten. Der Grund für eine Mitwirkung muss um so gewichtiger sein, je größer die Sünde ist, an der mitgewirkt wird. Der Grund muss um so gewichtiger sein, je wahrscheinlicher es ist, dass ohne die Mitwirkung der andere nicht sündigen würde. Der Grund muss um so gewichtiger sein, je näher die Mitwirkungshandlung an die Sünde heranreicht. Der Grund muss um so gewichtiger sein, je mehr die Sünde der Gerechtigkeit widerstreitet. Es gilt also auch hier das Prinzip, von dem ich am vergangenen Sonntag sprach, der Kompensation, das Kompensationsprinzip. Die Mitwirkung muss kompensiert sein, also gewissermaßen unschädlich gemacht sein durch einen Grund, der tatsächlich durchschlägt.

Wir können uns viele Fragen dieser Art stellen, denn wir werden ja fortwährend mit materieller Mitwirkung befaßt. Viele Menschen stehen vor der Frage, ob sie mitwirken dürfen bei der amtlichen Anwendung ungerechter Gesetze. Denken Sie an den Rechtsanwalt, an den Richter, der an einer Scheidung beteiligt ist. Was Gott verbunden hat, das darf der Mensch nicht trennen! Früher hat die Gesetzgebung auf dieses Gebot Rücksicht genommen. Da gab es nämlich die Trennung von Tisch und Bett – ohne Scheidung! Der heutige Gesetzgeber kennt diese Einrichtung nicht mehr. Er kennt nur die Trennung vom Bande, natürlich vom bürgerlichen Bande. Darf ein Rechtsanwalt, darf ein Richter daran mitwirken? Ich glaube ja. Denn erstens: Die Scheidung muss ja nicht in der Absicht geschehen, eine neue Ehe, eine neue zivile, eine neue ungültige Ehe zu begründen. Man kann auch die Scheidung begehren in der Absicht, sich von unhaltbar gewordenen Verhältnissen zu lösen. Zweitens: Der Rechtsanwalt oder der Richter, der an der Ehescheidung mitwirkt, ermuntert ja nicht dazu. Er wendet ein Gesetz an, das er nicht zu verantworten hat, und ist eigentlich nur ausführendes Organ eines Gesetzes. Infolgedessen, weil er eben das Ganze bloß geschehen läßt, freilich durch seine materielle Mitwirkung, halte ich diese Mitwirkung für zulässig. Oder ein neues Problem aus der jüngsten Zeit. Ein Standesbeamter registriert die Lebensgemeinschaft von zwei ausübenden Homosexuellen. Die Verantwortung für diese Einrichtung trägt der Staat, trägt das Parlament, trägt der Bundespräsident, der dieses Gesetz unterzeichnet hat. Der Standesbeamte vollzieht lediglich die Ausführung des Gesetzes. Er ist gewissermaßen nur das materielle Organ, um dieses Gesetz in die Wirklichkeit überzuführen. Und was er da vor nimmt, ist ja nicht unmittelbar böses Tun, er ermuntert ja nicht zum homosexuellen Verkehr, sondern er schafft nur rechtliche Rahmenbedingungen für die beiden, die da zusammenleben und sich möglicherweise unzulässig betätigen. Aber ich glaube auch, dass in diesem Falle der Standesbeamte materiell an diesen Registrierungsvorgängen mitwirken darf.

Ein weiteres Beispiel. Zur Kommunion – zur Kommunion! – dürfen nicht zugelassen werden Personen, die hartnäckig in einer offenkundig schweren Sünde verharren, also die öffentlichen Sünder. Öffentliche Sünder sind zum Beispiel zwei, die öffentlich bekennen, dass sie sich homosexuell betätigen. Das sind öffentliche Sünder. Die dürfen nicht zur Kommunion zugelassen werden. Nun kommt aber einer, von dem nur der Spender der Kommunion weiß, dass er in einer schweren Sünde lebt. Andere wissen es nicht; nur er weiß das. Darf er diesen Kommunionempfänger von der Kommunion ausschließen? Nein. Dem geheimen Sünder, dessen Sünde nicht allgemein bekannt ist, muss die Kommunion gereicht werden, auch wenn der Priester als einziger um den Zustand des anderen weiß. Solche Fälle kommen vor, meine lieben Freunde, ich habe sie persönlich erlebt. Wir müssen in diesen Fällen ihm die Kommunion reichen, obwohl wir materiell mitwirken zu einem Gottesraub. Wir müssen es tun. Warum? Wenn der Priester dem geheimen Sünder die Kommunion verweigern würde, würde er ihn ja verraten. Möglicherweise hat er das Wissen aus der Beichte gewonnen. Er würde den Kommunionempfang odios, verhaßt, machen. Andere würden denken, das kann mir genauso passieren, dass der mich zurückweist. Deswegen muss dem geheimen Sünder die Kommunion gereicht werden.

Wie steht es bei der heute so häufigen Mitwirkung bei der Herstellung, der Verbreitung unsittlicher Schriften, als Redakteur, als Setzer, als Drucker? Nähere Mitwirkung bei der Herstellung unsittlicher Schriften kann nur zulässig sein, wenn bei Verweigerung ein außerordentlicher Schaden droht, also etwa die Entlassung. Entfernte Mitwirkung bei der Herstellung unsittlicher Schriften kann nur erlaubt sein, wenn bei Verweigerung ein großer Schaden droht. Die Verbreitung und die Abnahme unsittlicher Schriften kann nur gestattet sein, wenn ein wichtiger Grund dafür vorliegt.

Ich möchte mein Gewissen nicht für andere maßgebend sein lassen, meine lieben Freunde. Aber ich gestehe, dass ich den Kauf eines bekannten, in Hamburg erscheinenden Nachrichtenmagazins immer als sündhaft angesehen habe. Ein Mitbruder von mir – da können Sie sehen, wie die Meinungen auch bei Geistlichen auseinander gehen – hat dieses Magazin abonniert. Er gibt als Hunderte von Euro jedes Jahr aus, um es zu beziehen. Wie ist es mit dem Postzusteller? Der Postzusteller bringt die Briefe und die Drucksachen in unser Haus, auch schlechte Zeitungen, schlechte Zeitschriften, schlechte Bücher. Er ist weder für die Herstellung noch für den Bezug dieser Druckerzeugnisse verantwortlich. Er trägt lediglich dazu bei, dass sie zu den Kunden gelangen. Diese materielle Mitwirkung ist zu verantworten, weil davon sein Lebensunterhalt abhängt.

Sie sehen, meine lieben Freunde, hier tut sich ein weites Feld auf. Wegen der engen sozialen Verflochtenheit der Menschen, wegen der dadurch erhöhten Fernwirkungen unsers Handelns, wegen der Verstrickung in soziologische Handlungszusammenhänge ist die Vermeidung jeder materiellen Mitwirkung zur Sünde ausgeschlossen. Es ist unmöglich, jede, auch die entfernteste materielle Mitwirkung zur Sünde zu vermeiden. Mit diesem Problem hat schon der Apostel Paulus gerungen. Im ersten

Korintherbrief schreibt er: „Habt keinen Umgang mit Unzüchtigen. Ich meine damit nicht allgemein die Unzüchtigen dieser Welt, die Habsüchtigen, die Räuber, die Götzendiener, sonst müßtet ihr aus der Welt herausgehen.“ Wie recht hat er! Wir können nicht allen Verkehr mit anderen meiden, die in schwerer Sünde leben, die Böses tun. Es war dem Apostel bewußt, dass es unmöglich ist, jede Berührung mit der Sünde anderer fernzuhalten. Die Menschen sind zu sehr ineinander verflochten. Und das gilt natürlich erst recht heute. In unserem Lande ist die Entwicklung allmählich so weit gediehen, dass wir aus ihm herausgehen müßten, wenn wir jede materielle Mitwirkung am bösen Tun vermeiden wollten. Aber wohin sollen wir gehen? Es ist anderswo nicht besser, womöglich noch schlimmer. Wir können nicht aus unserem Lande herausgehen. Wir müssen vielmehr unaufhörlich prüfen, wie weit wir bei der materiellen Mitwirkung an der Sünde anderer gehen dürfen.

Christus, unser König, ist Herr auch unserer Gewissen. Und es benötigt ein zartes Gewissen, um die materielle Mitwirkung an der Sünde anderer zu erkennen. Wir alle zahlen Steuern, hohe Steuern. Mit unseren Steuern finanzieren wir auch die Abtreibung und die Empfängnisverhütung. Wir wählen Parteien. Wenn wir uns nicht beteiligen an der Wahl, dann wird es womöglich noch schlimmer, dann werden nämlich die noch schlechteren Parteien gestärkt. Aber auch die Parteien, die wir wählen, wirken mit an kirchenfeindlichen oder schädlichen Gesetzen. Es bedarf der selbstlosen Liebe zu Gott, um von einer materiellen Mitwirkung zu lassen, die einem selbst vorteilhaft oder nützlich erscheint. Wir haben, meine lieben Freunde, heute, am Christkönigsfeste, die heilige Pflicht, unseren Herrn und König zu bitten: Läutere meinen Verstand, reinige mein Herz, damit ich erkenne, was ich tun darf und was ich lassen muss. Möchtest du König auch meines Herzens werden, mein Heiland!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die selige Gemeinschaft bei Gott im Himmel

01.11.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Verehrung aller Heiligen Versammeltel!

Wir stehen am Beginn des November. November, der Monat, in dem die Blätter fallen, mit den weißen Nebeln, mit den trüben Stimmungen. Die Sonne zeigt sich nur noch selten. Sie ist wie das müde Lächeln auf dem Antlitz eines Todkranken. Jetzt stehen unsere Toten wieder auf, alle, die früher einmal zu uns gehörten. Jahre, Jahrzehnte sind vergangen, seitdem sie von uns gegangen sind. Wir haben ihrer oft gedacht, wir haben für sie gebetet. Wie mag es ihnen gehen? Ob sie im Himmel sind? Und wenn sie dort sind, werden wir sie einmal wiedersehen? Hundert Fragen tauchen auf, die beantwortet werden möchten. „Ich glaube an die Gemeinschaft der Heiligen“, lehrt uns die Kirche. Wie wird es mit der Gemeinschaft der Heiligen in der Welt Gottes sein? Werden wir uns einmal wiedererkennen? Wir werden doch ganz anders sein im Jenseits, in einem verklärten Zustand. Werden wir uns noch gegenseitig sehen und finden? Man sagt, die Seele wird in Gott hineingeworfen wie ein Tropfen ins Meer. Wird die Seele dann in Gott vergessen sein, oder werden wir voneinander wissen? Und noch eines: Werden wir miteinander sprechen können? Das ist ja doch etwas Beglückendes in unserem Leben, dass wir einen Mund haben, daß wir das Herz ausgießen können, dass wir in Gesprächen einander trösten und aufrichten können. Wird es in der Ewigkeit ähnlich sein? Werden wir uns dort auch noch lieb haben können wie auf Erden? Manche haben Angst, Angst vor dem Jenseits. Wenn wir uns nur schemenhaft wiedersehen, wenn nur eine „Spur bleibt“, wie Helmut Schmidt sagt, eine Spur, wenn alles Persönliche verschwindet, dann ist es uns, als ob wir das Beste hingeben müßten.

Aber was der menschlichen Natur widerspricht, hat keinen Platz im Himmel. Die menschliche Natur bleibt. Der Herr hat ja einmal gesagt: „Ich bin nicht gekommen, das Gesetz aufzulösen, sondern es zu erfüllen.“ Ähnlich ist es auch mit unserem Glauben an den Himmel. Die menschliche Natur soll dort nicht aufgehoben, sondern erfüllt und vollendet werden. Der größte Theologe, den die katholische Kirche je hervorgebracht hat, der heilige Thomas, sagt einmal: „Es gibt keine wirkliche oder vermeintliche Freude auf Erden, die man im Himmel nicht irgendwie wiederfindet.“ Es gibt keine wirkliche oder vermeintliche Freude auf Erden, die man im Himmel nicht irgendwie wiederfindet. Ja, Gott ist ein Meer, aber wir sind nicht ein Wassertropfen. Das wäre ein falsches Bild. Wir sind ein Tropfen Öl, der auch im Meer nicht aufgelöst wird. Wenn man Öl in ein Weltmeer gießt, dann bleibt es Öl. So wird es geschehen, wenn wir ins Jenseits eingehen, dass wir Menschen bleiben mit unserer menschlichen Natur, mit unserem Liebenkönnen und Liebenmüssen. Liebe ist das Beseligendste auf Erden. Und das sollte uns der Herrgott im Himmel nehmen? Und das soll dann der Himmel sein? Das Schönste, was wir auf Erden haben, das sollte er uns aus dem Herzen reißen, und das sollte der Himmel sein? Das wäre ein Widerspruch in sich. Nein, der Heiland hat das Menschenherz besser verstanden. Im Abendmahlssaal waren seine Jünger um ihn versammelt, ängstlich, bekümmert. Sie ahnen, dass der Herr von ihnen geht und sie allein lassen will. Da sagt der Meister zu ihnen: „Ihr seid traurig, aber ich werde euch wiedersehen, und euer Herz wird sich freuen und eure Freude wird niemand von euch nehmen.“ Das klingt so menschlich, so natürlich, so beglückend. Ja, so muss es sein, so, wie es der Heiland gesagt hat: „Ihr seid zwar traurig, aber ich werde euch wiedersehen, und euer Herz wird sich freuen, und eure Freude wird niemand von euch nehmen.“

Sie kennen alle das schöne Gleichnis vom reichen Prasser und vom armen Lazarus. Lazarus stirbt und kommt zu Abraham. Und Abraham und Lazarus kennen sich. Ja, wir werden uns wiedersehen und wiederfinden. Wir werden uns noch besser verstehen, als es je auf Erden der Fall war. Wie ist es doch schwer, einen Menschen zu durchschauen! Wenn ein Armer, ein Bedürftiger vor uns steht, da möchte man manchmal wissen: Was geht hinter dieser Stirn vor? Was denkt er? Man hat eine ganze

Wissenschaft entwickelt von der Seelenkenntnis, Psychologie genannt. Man hat sich Mühe gegeben, aus den Schriftzügen, aus der Hand, aus den Gesichtszügen das Wesen des anderen zu erkennen. Aber wir erkennen die Menschen so wenig. Einmal wird es anders sein. Einmal steht die Seele durchsichtig und klar vor uns, hell wie Kristallglas. Und wir werden sie durchschauen bis auf den Grund. Wir werden in der Seele des anderen lesen wie in einem offenen Buche.

Wird das denn so schön sein? Wir wissen doch, was an Unedlem, an Falschem, an Unechtem in unseren Seelen lebt. Wird das dann schön sein in der Ewigkeit, im Himmel? O, meine lieben Freunde, es wird schön sein, denn alles Unedle ist vergangen. Durch den bitteren Tod, durch eine reumütige Beicht, durch die heilige Kommunion, durch das Fegfeuer ist alles Unedle getilgt. Es ist nichts übrig geblieben von dem Falschen und Unechten. Nichts Unreines kann in den Himmel eingehen. Wenn wir also dort unsere Lieben, unsere Nächsten, unsere Fernsten treffen, dann werden ihre Seelen schön und rein sein. Es wird kein Fehl und kein Makel an ihnen sein. Mutter, dann wirst du erst die Seele deines Kindes erkennen. Mann und Frau, dann werdet ihr sehen, wie das Ideal, das ihr erträumt habt, jetzt in Erfüllung gegangen ist. Dann steht die Seele des anderen vor uns wie ein blühender Garten, wie ein offenes Buch.

Aber selbst durchschaut werden, ist das ein Glück? Durchschaut werden heißt verstanden werden. Und Gott hat in eine jede Seele die Sehnsucht hineingelegt, verstanden zu werden. Man möchte, dass einer uns begreift, ganz begreift. Wir möchten, dass wir einen haben, dem wir nicht alles erst erklären müssen und berichten, der alles erfaßt auf einen Blick, einen, vor dem man das Recht hat, sich nicht zu schämen, einen Menschen, bei dem man das Bewußtsein hat: der liebt und achtet mich, auch wenn er mich bis ins Letzte kennt. So einen Menschen suchen wir und finden ihn oft nicht auf Erden. In der Ewigkeit wird es anders sein. Da werden wir durchschaut werden so, wie wir sind, und wir werden verstanden werden bis ins Letzte hinein.

Eine der lieblichsten Erzählungen des Alten Bundes ist die Freundschaft zwischen David und Jonathan. David, der Kriegermann, der Feldherr, der vom König Salomon eifersüchtig verfolgt wurde, hatte einen Freund gefunden, den Königssohn, Jonathan. Die beiden waren unzertrennlich. Alles, was der König gegen ihn ersann, das hat ihm Jonathan berichtet. Und da hört er eines Tages, Jonathan ist gefallen, im Kriege gefallen auf dem Berge Gelboe. Da flammt der Schmerz wie ein Feuerbrand in David auf. Kein Tau, kein Regen soll auf diesem Berge fallen, wo mein Freund den Tod gefunden hat. Öder und verlassen und unfruchtbar sollen die Berge sein. Es ist, als ob ihm alles genommen wäre. Er kann es nicht begreifen, dass sein Freund nicht mehr lebt. Sein ganzes Wesen schreit nach ihm.

Meine Christen, wie viele gibt es auf Erden, die nie eine Jonathanseele gefunden haben! Wie viele gehen ihren Weg einsam und unverstanden! Es wird Edles ins Grab mitgenommen, und niemand hat es gewußt. Selbst in der glücklichsten Ehe gibt es eine Grenze des Verstandenseins. Man hört es oft sagen: Bis dahin kann ich mich aussprechen, aber dann habe ich das Gefühl, jetzt werde ich nicht mehr verstanden, jetzt muss ich allein gehen.

Wir verstehen uns ja manchmal selber nicht. Wie sollen uns andere verstehen? Und je mehr die Jahre vorrücken, um so einsamer wird es. Ihr lieben alten Menschen, die Ihr vor mir sitzt, Ihr seid mir Zeugen dafür. Man hört ja oft alte Menschen sagen: Es ist mir, als ob ich in einer ganz fremden Welt lebte. Die jungen Menschen gehen ihren eigenen Weg; es ist, als verstünden wir uns nicht mehr. Und der letzte Weg ist Einsamkeit. Aber drüben findet jeder die Jonathanseele, die ihn begreift. Diese Freude wartet auf uns. Einst werden wir verstanden werden, wie wir sind.

Es gibt ein schönes Bild von dem großen französischen Forscher, Biologen, Mediziner, Arzt Pasteur. In der rechten Hand hält er auf dem Sterbebett das Kreuz, mit der linken Hand ergreift er die Hand seiner Gattin, und seine Kinder und seine Freunde umstehen ihn. Das Auge auf Gott gerichtet, die Hand in der Hand der Freunde, umgeben von unseren Lieben. Das ist das Bild unserer Zukunft.

Meine lieben Freunde, ich habe eine Nebenfreude des Himmels beschrieben, denn die eigentliche Freude ist ja das Eingehen in Gott. Aber wenn schon diese Nebenfreude so herrlich, so beglückend ist, was muss es erst um das Begegnen mit Gott sein! Deswegen, meine lieben Brüder und Freunde, erhebet eure Häupter, schmücket eure Seele, sucht sie zu verklären und zu heiligen. Ganz schön sollen wir sein, wenn wir zu unseren Freunden und Verwandten heimgehen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gesetz und Gewissen (14)

(Schuldig werden an fremden Sünden)

07.11.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Ab occultis meis munda me et ab alienis parce servo tuo.“ So haben wir Priester heute in unserem Gebetbuch gebetet. „Von verborgenen Sünden reinige mich und laß mich mit fremder Schuld nichts zu tun haben.“ Es gibt verschiedene Arten von Sünden, die eigenen und die fremden. Die eigenen Sünden sind die, die wir selbst begehen; die fremden sind Sünden, die andere begehen, an denen wir aber Schuld tragen, indem wir nämlich zu den Sünden raten, Sünden anbefehlen, bewilligen, loben, unterstützen, verteidigen, dazu reizen und nicht bestrafen. Das Thema unserer Überlegungen heute sollen die fremden Sünden sein.

Erstens: Zur Sünde raten. In der Heiligen Schrift ist wie in einem Lehrbuch über jede Sünde etwas zu lernen, auch über die Sünde „zur Sünde raten“. Rebecca riet dem Jakob zum Betrug. Er sollte den Segen des Vaters erschleichen und damit ihn seinem Bruder Esau wegnehmen. Sie riet ihm zur Sünde. Kaiphas, der Hohepriester, riet, Jesus umzubringen. „Es ist besser, dass einer stirbt, als dass das ganze Volk zugrunde geht.“ So mancher Mann, jawohl, so mancher Mann und so manche Eltern, jawohl, so manche Eltern raten einer Tochter, einer Gattin, das Kind abzutreiben. Im 15. Jahrhundert regierte jahrzehntelang das Deutsche Reich der Kaiser Friedrich III. Er war Vormund des jungen Königs Ladislaus von Ungarn. Eines Tages traten einige Kammerherren zu ihm und sagten: „Bringe doch den Ladislaus um, dann fallen dir die beiden Königreiche Ungarn und Böhmen zu.“ Der König war entrüstet über diesen Rat und entließ seine Kammerherren. Das ist in der Geschichte geschehen, aber es geschieht auch in der Gegenwart. Nach dem Kriege erzählte mir einer meiner Lehrer vom Gymnasium, ein evangelischer Pfarrer habe ihm eine Zeitschrift empfohlen, in der die katholische Kirche systematisch kritisiert und heruntergemacht wird. In welcher Absicht? Nun, dass dieser katholische Lehrer vom Glauben abfiele.

Zweitens: Zur Sünde Befehl geben. Der ägyptische Pharao ließ die neugeborenen Judenknaben töten. Herodes gab den Befehl zum Kindermord von Bethlehem. David befahl dem Joab, seinem Feldherrn, den Urias, dessen Frau er begehrte, dem Tode auszusetzen. Im Kriege gegen die Sowjetunion erließ das Oberkommando der Wehrmacht den sogenannten Kommissarbefehl. Nach diesem Befehl waren die politischen Kommissare der Roten Armee nach der Gefangennahme sofort zu erschießen. Ein unglaubliches Unrecht. In diesen Tagen, meine lieben Freunde, ist ein Buch erschienen von Frau Elene Villar, einer Amerikanerin. Sie erzählt darin ihre Lebensgeschichte. Es ist die Geschichte von 15 Abtreibungen in 17 Jahren – 15 Abtreibungen in 17 Jahren! Der Mann, mit dem sie jahrzehntelang Unzucht getrieben hatte, ein amerikanischer Universitätsprofessor, wollte keine Kinder und befahl ihr, veranlaßte sie, die Leibesfrucht zu töten. Zur Sünde Befehl geben.

Drittens: In die Sünde anderer einwilligen. Die jüdischen aufgehetzten Massen begehrten den Tod Jesu, und Pilatus willigte trotz besserer Erkenntnis ein. Aaron, der Bruder des Moses, willigte ein, als das Volk das Goldene Kalb begehrte als Götzen, den es anbeten wollte. Auch heute kommen derartige Sünden vor. Zum Beispiel Parlamentarier, die sich durch die Fraktionsdisziplin gewinnen lassen, einem schlechten Gesetze zuzustimmen. Sie haben vielleicht beobachtet, was in der Nacht zu Allerheiligen wieder geschehen ist, an Halloween, wie man das heute nennt. Da sind jugendliche Banden ausgezogen, haben Häuser beschädigt, haben Menschen herausgefordert. Sie haben Ruhestörungen vorgenommen, Schlägereien verursacht. In Hamburg mußte die Polizei über hundert Mal ausrücken.

Irgendein Anführer einer solchen Bande hatte andere dazu verleitet, und sie haben eingewilligt, mitzumachen bei dieser schrecklichen Halloween-Feier.

Viertens: Zur Sünde verleiten. Wir kennen alle die psychologisch meisterhafte Erzählung im ersten Buch der Heiligen Schrift, wie die Schlange die Menschen verführte, zuerst die Eva, und durch die Eva dann den Adam. Noch oft ist in der Heiligen Schrift von Verführung die Rede. Salomon war ein großer König, ein bedeutender Herrscher. Aber er ließ sich verführen von seinen fremden Frauen. Er hatte einen großen Harem, und die Frauen wollten alle ihre Götzen, ihre heimischen Götzen in Jerusalem haben, und der König hat das geduldet, er hat das hingenommen. Er ließ Astarte, Molchoch, Wilkoch und andere Götzen in Jerusalem, das doch eigentlich dem wahren Gott geweiht war und gehörte, ausbreiten. „Ein böser Gesell führt zehn andere zur Hölle.“ Das ist eine alte Erfahrung. Wir haben es in der Wehrmacht erlebt, wie ein Feldwebel beim Ausgang den Soldaten sagte: „Dass mir keiner zurückkommt, der sein Mädchen nicht umgelegt hat!“ Sie wissen, was das bedeutet. Verführung auch durch viele Sendungen des Fernsehens. „Sex and crime“, sagt man, also Geschlechtslust und Verbrechen werden gezeigt, und so werden unsere Menschen, unser Jugendlichen angeleitet, wie man sich geschlechtliche Befriedigung verschafft und wie man Verbrechen begeht. Gleichzeitig wird ihnen das Wohlleben und das Vergnügen vorgeführt, wird die Unsittlichkeit und die Arbeitsscheu ermuntert. Das heißt: Zur Sünde verleiten. In meiner Jugend – ich weiß nicht, ob es heute noch so ist – gab es die Angewohnheit, dass Jungen, die einen anderen verleiten wollten, zu ihm sagten: „Du traust dir nicht!“ Damit sollte er aufgeheizt werden, sich zu trauen, also Böses zu tun. „Du traust dir nicht!“

Fünftens: Die Sünde anderer loben. Im Buch Ezechiel ist die Rede von falschen Propheten. Von ihnen wird gesagt: „Sie schauen Heilsgesichte, während die Wirklichkeit heillos ist.“ So machen es immer die falschen Propheten. Sie suchen die Leute zu beruhigen, statt sie aufzurütteln und zu mahnen. Der Herr hat selber vor der Sünde derer gewarnt, die andere Sünder loben: „Ihr baut den Propheten Denkmäler, nachdem eure Väter sie getötet haben. Sie haben sie getötet, und ihr baut ihnen Denkmäler, und so zeigt ihr damit, dass ihr die Taten eurer Väter billigt.“ Die Sünde anderer loben. Das geschieht auch in der Öffentlichkeit, meine Freunde. Denken Sie etwa an die Verleihung von Buchpreisen an Autoren, deren Bücher Schmutzdeleien sind. Ich habe nie begriffen, wie man den Nobelpreis an eine Mann wie den Herrn Grass verleihen konnte.

Sechstens: Die Sünde anderer nicht strafen. Da ist im Alten Bund die Rede vom Priester Heli. Er hatte zwei Söhne. Diese Söhne beraubten das Opfergut, das die Israeliten zum Opferaltar trugen. Sie pickten sich das Fleisch aus dem Tiegel, das an sich zum Opfer bestimmt war, ja sie forderten das frische Fleisch, das die Israeliten zum Opfer brachten. Und der Priester, Vater Heli, strafte sie nicht. Durch die Strafe wird der Ernst der Vergehen sichtbar gemacht. „Wer nicht hören will, muss fühlen“, sagt der Volksmund, und das ist richtig. Wenn die Strafe unterbleibt, dann denken die Menschen: Das ist erlaubt. Durch das Unterlassen der Strafe wird die Übertretung des Gesetzes ermuntert, wird gleichsam zur Übertretung eingeladen. Und da wäre an den Staat, an unseren Staat, an die Regierung und an das Parlament die Frage zu richten, weshalb sie bestimmte schwere Sünden nicht unter die Vergehen oder Verbrechen einreihen und entsprechend bestrafen. Die Sünde anderer nicht strafen, die man pflichtmäßig strafen müßte, ist Teilnahme an einer fremden Sünde.

Siebtens: Zur Sünde anderer stillschweigen. Die Hohenpriester gaben am dritten Tage nach der Beisetzung Jesu die Parole aus: „Die Jünger sind gekommen und haben den Leichnam gestohlen.“ Und die Soldaten schwiegen dazu. Sie wußten es ja besser, aber sie ließen sich durch Bestechung zum Schweigen bringen. Die Propheten wußten, dass man zur Sünde nicht schweigen darf, die andere verüben. Johannes der Täufer schwieg nicht zu der Sünde seines Landesherrn: „Es ist dir nicht erlaubt, die Frau deines Bruders zu haben.“ Er bezahlte diese Mahnung mit dem Tode. Als in Berlin 1938 die Synagogen brannten, da sprach der katholische Dompfarrer Bernhard Lichtenberg öffentlich seine Mißbilligung aus: „Das ist auch ein Gotteshaus!“ Er landete im Gefängnis und wurde ins Konzentrationslager überführt, starb aber auf dem Wege. So bezahlen diejenigen ihren Freimut, die zur Sünde anderer nicht schweigen. Sie alle wissen, was heute an vielen Stellen in unserer Kirche geschieht. Das Evangelium wird verbogen, die Ordnung der Kirche wird nicht eingehalten, die Liturgie wird verunstaltet. Aber viele Obere schweigen, sie schweigen zur Sünde anderer. Ich kenne eine Pfarrei, in wel-

cher der Oberministrant die Brüste von Ministrantinnen berührt, und der Pfarrer weiß es, und er schweigt.

Achtens: Zur Sünde anderer mithelfen. Judas lieferte Jesus den Juden, den Feinden Jesu des Herrn, aus. Saulus war an der Steinigung des Stephanus beteiligt. Der König von Italien, Victor Emmanuel, beauftragte einmal den deutschen Künstler und Bildhauer Achtermann, ihm eine Statue der heidnischen Liebesgöttin Venus anzufertigen. Der Künstler antwortete dem König: „Ganz Italien hat nicht so viel Geld, um diese Arbeit zu bezahlen, ehe ich an eine solche Statue einen Finger rühre.“ Er fürchtete, dass von der Statue die Erregung unerlaubter Begierden ausgehen könnte, und daran wollte er sich nicht schuldig machen. Heute machen sich viele schuldig, helfen zur Sünde mit, indem sie feindselige, schlechte Zeitungen und Zeitschriften halten. Damit helfen sie zur Sünde anderer mit, denn sie unterstützen ja mit ihrem Geld, dass die Zeitungen und Zeitschriften erscheinen können. Die Herausgeber müßten die Zeitschriften und Zeitungen einstellen, wenn niemand sie abonnieren würde. Hierher, zur Sünde mithelfen gehört das weite Feld der materiellen Mitwirkung mit der Sünde anderer. Neulich hörte ich, dass Eltern ihre Aufsichtspflichten versäumen, und das sagen nicht Priester, sondern Beauftragte des Jugendamtes. Eltern versäumen ihre Aufsichtspflicht. Sie setzen Kinder vor den Fernsehapparat, da sind sie beschäftigt, und man hat Ruhe. Oder sie sehen zu, wie Kinder im Internet surfen und dort alles mögliche Schlechte aufnehmen. Wenn die Eltern das dulden, helfen sie zur Sünde der Kinder mit.

Neuntens: Die Sünde anderer verteidigen. Vom König Achab wird berichtet, dass neben seinem Palast ein Weinberg war, der Nabod gehörte. Der König wollte diesen Weinberg haben. Er bot ihm an, ihn zu kaufen. Aber Nabod sagte: Nein, das ist das Erbe meiner Eltern, das verkaufe ich nicht. Da gab ihm die Königin Jezabel einen Rat, nämlich man sollte zwei falsche Zeugen finden, die aussagen, Nabod hat den König und Gott gelästert. Und tatsächlich, diese beiden Kerle erschienen, sagten aus, Nabod habe das große Verbrechen begangen; er wurde gefangengenommen und hingerichtet. Der König nahm den Weinberg. Das heißt die Sünde anderer verteidigen. Wer homosexuelle Betätigung als eine erlaubte Weise geschlechtlichen Handelns hinstellt, der verteidigt die Sünde anderer, der verwirrt die Gewissen, der hilft zur Ausbreitung des Lasters.

Fremder Sünden, meine lieben Freunde, können sich leicht schuldig machen Vorgesetzte, irdische Machthaber, gesetzgebende Körperschaften, Eltern, Arbeitgeber, Herausgeber von Zeitungen und Zeitschriften. Wer sich einer fremden Sünde schuldig macht, ist mindestens so strafbar wie der, der selbst sündigt. Wer einen anderen zur Sünde verleitet, kann sogar noch strafbarer sein. Außerdem sündigt er gegen die Nächstenliebe. Er tut es dem Teufel gleich, dem Teufel, der nicht bloß selbst böse ist, sondern der auch andere böse machen will. Fremde Sünden sind ein düsteres Kapitel unseres Lebens. Wir Priester beten jeden Sonntag: „Ab occultis meis munda me et ab alienis parce servo tuo.“ Reinige mich von verborgenen Sünden und laß mich mit fremder Schuld nichts zu tun haben.

Im letzten Buch der Heiligen Schrift, der Apokalypse, wird berichtet, wie Gott die Engel aussendet und wie sie aus allen Enden die Verführer, die Verführer und die Übeltäter herbeibringen und in den Feuerofen werfen, wo Heulen und Zähneknirschen ist.

Meine lieben Freunde, halten wir uns an die Mahnung des Apostels Paulus: „Sei nicht jenem zum Verderben, für den Christus gestorben ist.“ Sei nicht jenem zum Verderben, für den Christus gestorben ist.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gesetz und Gewissen (15)

(Verleitung zur Sünde durch Ärgernis)

14.11.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Sie alle kennen das Wort Ärgernis. Es gibt jemand Ärgernis, es nimmt jemand Ärgernis. Ärgernis ist, kurz gesagt, Verleitung zur Sünde. Ärgernis ist eine Handlung – ein Wort, eine Tat, eine Unterlassung – die an sich oder nach den Umständen geeignet ist, den Nächsten in Sünde zu führen. Das deutsche Wort „Ärgernis“ stammt aus dem Mittelhochdeutschen und kommt von „arg“ oder „ärger“. Das bedeutet soviel wie jemanden schlechter machen, ärger machen, jemanden zur Sünde reizen, jemanden zur Sünde anreizen. Sie kennen auch das Lehnwort aus dem Lateinischen: Skandal. Das ist ein Skandal. Das besagt dasselbe wie Ärgernis. Skandal bedeutet ursprünglich in der griechischen Sprache das Stellholz, mit dem man Vögel fängt, und übertragen bedeutet es den Anstoß zum sittlichen Fall.

Man unterscheidet das aktive und das passive Ärgernis. Das aktive Ärgernis, das jemand gibt, das passive Ärgernis, das jemand nimmt. Das aktive Ärgernis kann wiederum ein direktes oder ein indirektes sein. Ein direktes Ärgernis besteht darin, dass jemand mit Absicht ein Ärgernis gibt, um die anderen zu verleiten. Er hat bei seinem Ärgernisgeben das Ziel, dass andere es nachahmen. Das nennt man das teuflische Ärgernis, denn so macht es der Teufel. Hingegen ist das indirekte Ärgernis nicht beabsichtigt, aber man sieht die schlimme Folge voraus und läßt sie zu. Aktives Ärgernis also, direktes Ärgernis, wo man die Sünde wünscht, aktives Ärgernis, indirektes Ärgernis, wo man die Sünde nur zuläßt.

Ärgernis in diesem Sinne gibt der Bundespräsident, wenn er nach seiner Scheidung eine neue Ehe eingeht. Aktives Ärgernis geben Amtsträger, wenn sie zu höchst bedenklichen Geschehnissen schweigen, obwohl sie reden müßten. Man kann nicht den Apostaten in Tübingen sagen lassen, die Menschen sollen dem Papst ungehorsam sein, und dazu schweigen. Wenn die Bischöfe dazu schweigen, geben sie Ärgernis! Durch glaubenslose, unsittliche Schriften werden die Leser verdorben oder ärger gemacht. Man denke an das Buch von David Friedrich Strauß „Das Leben Jesu“. Das hat Hunderttausenden den Glauben geraubt. Oder an Ernst Haeckels „Welträtsel“. Vor wenigen Tagen erschien in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung ein Leserbrief. Dieser Leserbrief stammte von einem katholischen Universitätsprofessor der Theologie, der jahrzehntelang in Würzburg katholische Glaubenslehre vorgetragen hat oder besser vortragen sollte. Und was schrieb dieser Professor in seinem Leserbrief? Christus habe keine Kirche gestiftet. Dies sei erst nachträglich eingetragen worden in die Evangelien. Das ist Ärgernis.

Passives Ärgernis oder das genomene Ärgernis ist eine Tat des Nächsten, wodurch man zu einer bösen Tat, zu einer Sünde veranlaßt wird. Also Kinder ahmen zum Beispiel die hemmungslose Nahrungsaufnahme ihrer Eltern nach. Wenn die Eltern fressen, werden es die Kinder kaum zur Enthaltsamkeit bringen. Oder wer die Sonntagsmesse aus nichtigen Anlässen versäumt, der kann andere veranlassen, ihrerseits nicht zur Messe zu gehen. Oder wenn der Berliner Bürgermeister sagt: „Ich bin schwul, und das ist gut so“, da muss man ihm sagen: Das ist nicht gut so, denn durch eine solche Äußerung kann er andere zur Nachahmung verleiten, reizt er sie gleichsam, es ihm gleichzutun, macht er das Laster gesellschaftsfähig. Jeder, der das Heilige nicht ernst nimmt, kann zum Anlaß für andere werden, ihrerseits das Heilige nicht ernst zu nehmen. In Tübingen gab es einen katholischen Theologieprofessor, einen Priester, der, wenn die Fronleichnamsprozession durch die Straßen zog, im Garten arbeitete.

Die Sünde des einen Menschen reizt den anderen oft nicht zur Nachahmung dieser Sünde, sondern zu einem anderen Fehltritt, zum Beispiel zu sündhaftem Zorn. Ein Vater, der sich betrinkt, kann die

Kinder zur Geringschätzung oder Verachtung des Vaters verleiten. Geistliche, die sich gegen Gottes Gebote und die Gesetze der Kirche verfehlen, reizen manche Christen zur Erbitterung, so dass sie aus der Kirche austreten. Vielleicht haben Sie gelesen, was dieser Tage in Washington geschehen ist. Dort besteht die „Jewish-Claims-Conference“, eine jüdische Einrichtung, die aus Deutschland Gelder herausfordert, um sie Überlebenden oder Hinterbliebenen von Überlebenden der Judenverfolgung zu übergeben. Jetzt kommt heraus, dass diese Jewish-Claims-Conference 42 Millionen Dollar veruntreut hat. Sie haben sie in die eigene Tasche gesteckt, statt sie den überlebenden Opfern zuzuwenden. Sie haben Übersiedler aus Rußland veranlaßt, Anträge zu stellen, obwohl denen überhaupt keine Entschädigung zusteht. Das wird die Liebe zu den Juden nicht vermehren, sondern es ist zu befürchten, dass manche es zum Anlaß nehmen, um wieder die Juden zu verdächtigen oder schlecht zu machen.

Ärgernis ist sündhaft, wie es der Heiland ja einmal deutlich gesagt hat: „Wehe dem Menschen, durch den Ärgernis kommt.“ Es müssen zwar Ärgernisse kommen, weil die Verhältnisse eben so sind, aber „wehe dem Menschen, durch den Ärgernis kommt. Es wäre ihm besser, es würde ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er in die Tiefe des Meeres versenkt.“ Woran die Menschen Ärgernis nehmen, ist allerdings sehr verschieden. Wenn die Menschen sittlich fein reagieren, werden sie das Ärgernis um so ernster nehmen. Aber je mehr die Gewissen abstumpfen, je mehr sie laxen Anschauungen folgen, desto mehr gewöhnen sich die Menschen an das Böse und nehmen dann eben kein Ärgernis mehr, wird ihnen die fremde Sünde kein Anlaß mehr zur eigenen Sünde. Auch der Apostel Paulus geißelt das Ärgernis, das Essen von Götzenopferfleisch. Er sagte: „Wenn dein Bruder sich der Speise wegen betrübt, dann will ich überhaupt kein Fleisch mehr essen.“ Er will also jedes Ärgernis vermeiden sehen.

Das aktive direkte Ärgernis, also wo man beabsichtigt, mit dem Ärgernis jemanden zur Sünde zu verleiten, ist natürlich immer Sünde, und zwar je schwerer das zu erwartende Ärgernis ist, um so mehr ist das gegebene Ärgernis. Das Wollen der schweren Sünde durch Ärgernisgeben ist selbst schwere Sünde. Beim indirekten Ärgernis allerdings kommen auch andere Rücksichten in Frage, nämlich wie groß die Gefahr ist, dass andere Ärgernis nehmen, und wie stark das Interesse des Täters an seiner Handlung ist. Indirektes Ärgernis geben Christen, die sich äußerlich zu Christus bekennen, aber im Gegensatz zum Evangelium leben. Ärgernis geben diejenigen, die unermüdlich daran sind, Fehler und Versäumnisse aufzuspüren und sie auf breitester Basis bekannt zu machen, um der Kirche zu schaden und das Vertrauen zur Kirche zu erschüttern, wie es der „Spiegel“ fortwährend tut. Dass das passive Ärgernis als solches eine Sünde des Nächsten bedeutet, ist klar. Aber es gibt manches Ärgernis, das einer nimmt, das man nicht beachten muss. Ich will Ihnen gleich Beispiele geben. Das pharisäische Ärgernis, das ist jenes Ärgernis, wo die Sünde des anderen von seinem eigenen bösen Willen herkommt. Der Volksmund sagt: „Wer arg ist, denkt arg.“ Wer selber böse ist, traut dem anderen auch leicht Böses zu. Das pharisäische Ärgernis gründet also in dem verkehrten, boshaften, heuchlerischen Willen des anderen. So nahmen die Juden Anstoß daran, dass Jesus am Sabbat Kranke heilte. Sie nahmen Anstoß an seiner Wundertätigkeit. „Woher hat er denn das? Er ist doch der Sohn des Zimmermanns.“ Und sie nahmen Anstoß an ihm. Da ist auch das Ärgernis der Kleinen. Es besteht darin, daß die Sünde des anderen aus Unreife, Geistesschwäche, Unkenntnis sich herleitet. Ich habe einmal erlebt, wie ein Frau zu mir kam und sagte: „Der Priester hat den Kelch nach der Wandlung schief hochgehalten. Er hat keinen Glauben!“ Es ist natürlich weit übertrieben, so etwas aus einer solchen Handlung zu folgern. Das ist das Ärgernis der Kleinen, das aus Unkenntnis, Unreife oder Charakterchwäche herkommt. Das braucht man nicht zu beachten. Nach dem Kompensierungsprinzip kann es eben überhaupt Umstände geben, wo man eine Handlung setzen darf trotz schlimmer Folgen, nämlich wenn man eine genügende Begründung dafür hat. Heute ist es ja so, dass jemand, der durchaus korrekt handelt, ja so handeln muss, anderen Anstoß gibt, weil sie eben das nicht vertragen. Sie wollen es nicht hören. Sein Tun ist in keiner Weise schlecht, er will das entstandene Ärgernis in keiner Weise hervorrufen, er bedauert es, aber er kann es nicht hindern. Und in dieser Lage sind wir Verkündiger des Wortes Gottes. Wir müssen verkünden, gelegen oder ungelegen, was die Menschen nicht hören wollen. Wenn daraus Ärgernisse entstehen, Menschen sich von der Kirche abwenden, dann können wir das nicht hindern. Die Kirche soll ankommen bei den Menschen. Aber wenn sie mit der Wahrheit nicht ankommt, dann braucht sie überhaupt nicht anzukommen.

Ein besonderer Punkt, der Ihnen allen vertraut ist, ist Ärger durch die Mode, vor allem durch die Mode der Frauen. Die Kleidung hat wichtige Funktionen im Menschenleben. Sie hat eine Schutzfunktion. Sie schützt den Körper, sie schützt die Sittlichkeit. Sie hat eine Ausdrucksfunktion. Man kann sich schmücken mit der Kleidung, das ist nicht verboten. Sie hat auch eine Sozialfunktion; sie verbindet die Menschen miteinander. Diese Funktionen sind aber bei der Auswahl und bei der Gestaltung der Kleidung zu berücksichtigen. Verletzungen können gegen das 5. und 6. Gebot gerichtet sein, nämlich gegen die Nächstenliebe, auch gegen die richtige Selbstliebe, gegen die Gemeinschaftsfunktion. Die Kleidung soll vor allem nicht Anlaß zu sexueller Erregung sein. Sie soll nicht bei anderen sexuelle Phantasien oder Wünsche hervorrufen. Und das ist auch dann nicht unbedenklich, wenn die betreffende Trägerin der Kleidung selbst keine Ahnung davon hat und das auch gar nicht will. Es ist trotzdem anstößig, und deswegen soll es vermieden werden.

Wer Ärger gegeben hat, der soll, der muß es gutmachen, wiedergutmachen. Er ist durch die Liebe verpflichtet, das gegebene Ärger, den Schaden, den er dem Nächsten zugefügt hat, wiedergutzumachen. Wie macht man ein Ärger wieder gut? Nun, indem man es öffentlich oder privat widerruft, indem man sich entschuldigt, indem man sich bekehrt, unter Umständen auch indem man materiellen Schaden ersetzt. In der Französischen Revolution haben mehrere tausend Priester, durch Drohungen mit Gefängnis, mit Deportation, mit dem Tod gezwungen, ihren Dienst, ihren geistlichen Dienst eingestellt und das Priestertum aufgegeben. Als die Schreckenszeit vorüber war, wollten viele von ihnen wieder in den kirchlichen Dienst zurückkehren. Die Bischöfe verlangten einen Widerruf, einen Widerruf ihres Verhaltens an allen Orten, wo sie ihren Stand verleugnet hatten. Sie forderten weiter eine Zeit der Buße, in der sie keine priesterlichen Funktionen ausüben durften. An manchen Orten bekamen sie eine Kerze in die Hand gedrückt und mußten am Kirchentor warten, während die anderen zum Gottesdienst gingen und sie selber draußen bleiben mußten. So ernst hat man damals das Ärger und den Widerruf des Ärger genommen. Diejenigen, die sich unter Druck und Terror verheiratet hatten, mußten ihre Frauen aufgeben, dann konnten sie in den Dienst der Kirche wieder zurückkehren. Das war die Wiedergutmachung des Ärger.

Das Ärger, meine lieben Freunde, ist eine sittliche Gefahr. Wir sollen es meiden. Hören wir die Mahnung des Apostels: „Sehet zu, Brüder, dass ihr vorsichtig wandelt. Erkaufet die Zeit, denn die Tage sind böse.“ Man muss sich Handeln und Unterlassen überlegen, man muss Handeln und Unterlassen mit Umsicht betreiben, man muss an die Auswirkung und an die Folgen denken. Hören wir noch eine weitere Mahnung des Apostels: „Niemand wollen wir irgendeinen Anstoß (Ärger!) geben, damit nicht unser Amt getadelt werde.“ Man darf nicht selbst Böses tun, aber auch nichts tun, was an sich gut ist, aber für andere Anlaß wird, Böses zu tun, wenn man keinen genügenden Grund dafür hat.

Der König Salomon wurde einst von Gott aufgefordert, einen Wunsch zu äußern. Salomon antwortete: „O Gott, verleihe mir Weisheit und Erkenntnis!“ Gott antwortete ihm: „Weil du nicht Reichtum, Schätze und Glanz gefordert hast, sondern Weisheit und Erkenntnis, so sollen Weisheit und Erkenntnis in dir sein.“

Das sollte auch unsere Bitte sein. Gott möge uns die Augen öffnen, dass wir erkennen, was zu tun und was zu unterlassen ist, um nicht dem Nächsten Ärger zu geben. „Gib mir, o Herr“, so können wir beten mit dem Priester, wenn er den Altar beräuchert, „gib mir, o Herr, eine Wache meinem Munde, eine schützende Pforte meinen Lippen. So wird mein Herz sich nie zum Bösen neigen und niemals einen Vorwand suchen, sündigen zu können.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gesetz und Gewissen (16)

(Geistliche Zurechtweisung – Werk der Barmherzigkeit)

21.11.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Sie haben alle schon von den Werken der Barmherzigkeit gehört. Die Kirche unterscheidet Werke der leiblichen und der geistlichen Barmherzigkeit. Die Werke der Barmherzigkeit zusammengefaßt sind die praktischen Äußerungen der Nächstenliebe, und wer sie übt, der kann gewiß sein, dass er seinen Nächsten im Sinne des Herrn liebt.

Die Werke der geistlichen Barmherzigkeit sind von besonderer Art. Sie lauten: Die Sünder zurechtweisen, die Unwissenden lehren, den Zweifelnden recht raten, die Betrübten trösten, Unrecht geduldig leiden, Beleidigungen gern verzeihen, für die Lebenden und für die Verstorbenen beten. Wir wollen am heutigen Sonntag uns mit einem einzigen dieser geistlichen Werke der Barmherzigkeit befassen, nämlich mit der geistlichen Zurechtweisung. Die Zurechtweisung ist das Aufmerksammachen eines anderen auf einen Fehler, auf eine Sünde. Wir unterscheiden die brüderliche und die autoritative Zurechtweisung. Brüderliche Zurechtweisung, zu der wir alle gerufen sind, autoritative Zurechtweisung, die den Oberen, den Vorgesetzten obliegt. Wir unterscheiden auch die Zurechtweisung als Pflicht und als Empfehlung. Die Pflicht ist selbstverständlich strenger, die Empfehlung ist nicht so streng.

Die Heilige Schrift weist an vielen Stellen auf die brüderliche und auf die autoritative Zurechtweisung hin. Schon im Alten Bunde heißt es: „Wenn du den Freund zurechtweist, dann tue es, weise ihn zurecht, damit er nicht ohne Einsicht bleibe und sage: Ich habe es nicht getan. Oder wenn er es getan hat, dass er es nicht wieder tut.“ An einer anderen Stelle heißt es: „Weise deinen Bruder zurecht! Du sollst ihn nicht im Herzen hassen, sondern weise ihn zurecht, so dass du seinetwegen keine Sünde auf dich lädst“ – auf dass du seinetwegen keine Sünde auf dich lädst. Wir sehen, die Pflicht zur Zurechtweisung kann so ernst sein, dass man schuldig wird, wenn man sie unterläßt. Zurechtweisung kann Pflicht sein.

Im Evangelium ist immer wieder von dieser Verpflichtung zur Zurechtweisung die Rede. „Wenn dein Bruder wider dich gefehlt hat, so weise ihn zurecht zwischen dir und ihm allein. Wenn er dich hört, so hast du deinen Bruder gewonnen. Wenn er dich aber nicht hört, dann nimm noch einen oder zwei mit dir und weise ihn so zurecht, dass es durch den Mund zweier oder dreier Zeugen feststehe, dass du ihn zurechtgewiesen hast. Wenn er auch diese nicht hört, dann sage es der Kirche“, also den Vorgesetzten. „Hört er aber auch die Kirche nicht, dann soll er sein wie ein Sünder und Zöllner und wie ein Heide.“ Das Evangelium bietet einen ergreifenden Fall einer Zurechtweisung. Am Kreuze hingen neben dem Heiland zwei Verbrecher. Der eine von ihnen lästerte den Herrn. Das war dem anderen gar nicht recht. Er sagte zu ihm: „Bist du recht bei Troste?“ Der andere hatte nämlich gesagt zum Heiland: „Wenn du der Messias bist, dann hilf dir und uns!“ Der rechte Schächer sagte zu ihm: „Fürchtest auch du Gott nicht? Wir leiden, was wir verdient haben, aber dieser hat nichts Böses getan.“ Das war eine Zurechtweisung im Angesichte des Todes.

Auch beim heiligen Paulus findet sich die doppelte Weise der Zurechtweisung, nämlich die brüderliche und die autoritative. Er schreibt einmal im ersten Korintherbrief: „Wenn ein Glied gefährdet ist, dann leiden alle mit“, sind also besorgt um sein Heil. An anderer Stelle schreibt er an Timotheus, der ja Bischof war in Ephesus: „Weise die Sünder zurecht im Angesichte aller, damit auch die übrigen sich fürchten.“ Und im Brief an die Thessalonicher heißt es noch einmal: „Weiset die Unordentlichen zurecht!“ Die alte Kirche hat die Pflicht zur Zurechtweisung sehr ernst genommen. In der Zwölfapostel-

Lehre aus dem 2. Jahrhundert heißt es: „Weiset einander zurecht, nicht im Zorn, sondern im Frieden!“ Die Notwendigkeit der Zurechtweisung läßt sich leicht begreifen. Es wäre ein grausamer Mensch, der einen Blinden, der am Rande eines Abgrundes steht, nicht zurückreißt. Es ist unsere Verantwortung für den Bruder und für die Schwester, die uns zwingt, Zurechtweisung zu üben. Wer etwas bessern will und es vernachlässigt, den anderen zurechtzuweisen, der hat Anteil an seiner Sünde.

Die Voraussetzungen zur Zurechtweisung sind die folgenden. Im allgemeinen besteht die Pflicht zur Zurechtweisung nur bei Sünden. Aber nicht nur bei schweren Sünden. Auch läßliche Sünden können sich auswachsen und zu schweren Sünden werden. Deswegen meine ich, wir sind, jedenfalls unter bestimmten Umständen, auch verpflichtet, bei läßlichen Sünden Zurechtweisung zu üben. Wie, das werden wir noch sehen. Aber die Zurechtweisung kann eine Pflicht sein, nicht nur bei schweren, sondern auch bei läßlichen Sünden. Als Empfehlung geht die Zurechtweisung viel weiter. Sie ist eine notwendige Maßnahme der Erziehung. Wie soll denn jemand erzogen werden, ohne dass er zurechtgewiesen wird? Also auch wo keine Sünde vorliegt, bedürfen die Menschen der Zurechtweisung. Man denke an die Tischsitten, an die Körperpflege, an die Kleidung, an den Umgang mit den Menschen. Träger der Zurechtweisung ist jeder Mensch ohne Ausnahme. Alle sind wir gehalten, Zurechtweisung zu üben. Allerdings in einer bestimmten Reihenfolge. Es gibt Menschen, die uns mehr anvertraut sind als andere: Mann und Frau, die Kinder, die Eltern, die Verwandten, die Freunde, die Arbeitskollegen, die Landsleute, die uns zur Erziehung Anvertrauten. Das alles sind Menschen, denen wir die Zurechtweisung schulden. Vor allem aber sind die Vorgesetzten aufgerufen, Zurechtweisung zu üben. Sie dürfen sich nicht mit der brüderlichen Zurechtweisung begnügen, sie müssen die väterliche Zurechtweisung üben und die autoritative Zurechtweisung. Die Unterlassung der Zurechtweisung ist die spezifische Versuchung der Vorgesetzten. Warum? Alle Menschen wollen beliebt sein. Durch Zurechtweisung wird man nicht beliebt, macht man sich unbeliebt. Durch Zurechtweisung erwirbt man sich keine Freunde. Die Menschen wollen aber Freunde haben. So liegt die Versuchung nahe, die Zurechtweisung zu unterlassen. Auf diese Weise wird man beliebt und scheint man sich Ruhe zu verschaffen. Aber dagegen erhebt der heilige Augustinus Einspruch, wenn er sagt: „Alles schleifen lassen und allem durch die Finger sehen, ist nicht Liebe, sondern Feigheit.“

Eine weitere Bedingung zur Zurechtweisung ist, dass die Sünde des anderen moralisch gewiß ist. Was heißt das: moralisch gewiß? Nun, es darf kein vernünftiger Zweifel daran bestehen. Man muss die Sünde so kennen, dass man überzeugt ist: Jawohl, sie liegt tatsächlich vor. Als Privatperson braucht man nicht nachzuforschen, aber als Autoritätsperson muss man nachforschen, muss man Aufsicht üben, muss man Kontrollen vornehmen. Weil die Vorgesetzten in unserer Kirche jahrzehntelang die Aufsicht und die Kontrollen haben schleifen lassen, weil sie es jahrzehntelang versäumt haben, Zurechtweisung zu üben, deswegen ist es zu der Auflösung und Zersetzung gekommen, die wir jetzt beklagen. Willkürlichkeit in der Liturgie, Unterlassung der Spendung und des Empfanges des Bußsakramentes, unzulässige gottesdienstliche Gemeinschaft mit Nichtkatholiken, das alles sind Fehler, die nicht gerügt wurden. An der Universität Saarbrücken, meine lieben Freunde, bestand eine Sektion „Katholische Theologie“. Dort sollten mehrere Professoren den Glauben vertreten, aber einige haben den Unglauben vertreten. Der Bischof von Trier, Spital, wurde wiederholt aufmerksam gemacht auf diese Vorgänge. Er hat nichts unternommen! Jetzt ist der eine von diesen Professoren aus der Kirche ausgetreten.

Im allgemeinen braucht man die Zurechtweisung nur vorzunehmen, wenn auf einen Erfolg zu hoffen ist. Wenn es ganz aussichtslos ist, sind wir nicht verpflichtet, die Zurechtweisung vorzunehmen, aber wir dürfen sie vornehmen. Es ist eine Empfehlung, sie besteht weiter. Aber die Pflicht zessiert wohl, jedenfalls nach der Meinung der meisten Moraltheologen, wenn kein günstiger Erfolg zu erhoffen ist. Das gilt aber nur für die private Zurechtweisung. Vorgesetzte müssen die Zurechtweisung auch dann üben, wenn kein Erfolg zu hoffen ist, denn die Zurechtweisung gehört zu den Pflichten des Amtes. Es gibt auch eine Pflicht, Schuldige unentschuldigbar zu machen. Jawohl, die gibt es, eine Pflicht, Schuldige unentschuldigbar zu machen. Das steht sogar in der Heiligen Schrift. Im Römerbrief weist der heilige Paulus an zwei Stellen darauf hin, dass Gott sich den Menschen durch seine Naturoffenbarung gezeigt, geoffenbart hat und dass er sie dadurch unentschuldigbar macht. Sie können nicht sagen, sie haben nichts von ihm gewußt. Er hat sich ihnen geoffenbart. Menschen, die Kirche, müssen

an dieser Aufgabe teilnehmen, Gottes Herold sein, und Menschen, die schuldig geworden sind, unentschuldigbar zu machen. Als der Bischof von Münster, Graf von Galen, im Jahre 1941 seine Stimme erhob gegen die Tötung von Geisteskranken, da konnte er auf Erfolg seiner öffentlichen Anklage kaum hoffen. Und doch hat er sie nicht unterlassen. Tatsächlich ging auch die Aktion weiter, nur dann im geheimen. Es wurden weiter Geisteskranke gemordet. Aber Galen hat den Unschuldigen eine Stimme verliehen, und er hat die Schuldigen unentschuldigbar gemacht.

Damit die Zurechtweisung zur Pflicht wird, muss die Notwendigkeit des brüderlichen Einschreitens zum Zweck der Besserung vorhanden sein. Wenn der Fehlende selbst auf seine Fehler aufmerksam wird, oder wenn andere diese Aufgabe übernehmen, dann dürfen wir uns davon entschuldigt halten. Wenn Personen, die näher stehen, diese Aufgabe übernehmen, die ja ebenso wie wir und noch mehr zur Mahnung gerufen sind, dann dürfen wir die Zurechtweisung unterlassen. Aber häufig ist niemand da, der die undankbare Aufgabe der Zurechtweisung auf sich nimmt. Man will sich mit niemand anlegen, man möchte friedlich und harmonisch mit allen zusammenleben. Und um das zu erreichen, schweigt man zu Fehlern und Fehlritten des anderen. Deswegen stellt sich für den katholischen, für den gewissenhaften katholischen Christen häufig die Pflicht, die Notwendigkeit zur Zurechtweisung.

Die Moraltheologen sagen auch noch, dass nur dann eine Pflicht zur Zurechtweisung besteht, wenn die Zurechtweisung moralisch möglich ist. Was heißt das, moralisch möglich? Das heißt: Sie muss zumutbar sein, sie darf für den Zurechtweisenden nicht eine allzu schwere Last sein, sie darf ihn nicht zu viel kosten. Sie verpflichtet ihn nicht zu außerordentlichen Opfern, aber die Entschuldigung darf auch nicht zu weit gehen, denn eine gewisse Peinlichkeit und Scheu ist bei jeder Zurechtweisung vorhanden. Was von dem Einzelnen gilt, das gilt nicht von den Vorgesetzten. Vorgesetzte müssen tadeln, mahnen, warnen, auch wenn dies zu ihrem Schaden ausschlägt. Die Machthaber bedrohen ja diejenigen, die sie zurechtweisen. Johannes der Täufer büßte seine Zurechtweisung mit dem Tode.

Wer Zurechtweisung vornimmt, sollte auch geneigt sein, sie anzunehmen. Niemandem ist eine Zurechtweisung angenehm. Jedem ist sie peinlich, schmerzlich. Aber es ist notwendig, Zurechtweisungen anzunehmen. Wir müssen uns dazu stellen, wir brauchen die Einsicht, dass Zurechtweisungen notwendig sind. Sie schützen uns vor Nachlässigkeit, vor dem Sichgehenlassen. Wer uns zurechtweist, tut uns etwas Gutes. In der Heiligen Schrift des Alten Bundes heißt es: „Ein kluger und gesitteter Mann murrst nicht, wenn er zurechtgewiesen wird.“ Ein kluger und gesitteter Mann murrst nicht, wenn er zurechtgewiesen wird. An einer anderen Stelle: „Wer Zurechtweisung haßt, wandelt in den Spuren des Sünders. Wer aber Gott fürchtet, nimmt sie sich zu Herzen.“ Wir haben im Alten Bunde ein hervorragendes Beispiel der angenommenen Zurechtweisung. König David hatte die Begierde nach einer schönen Frau, die aber einem anderen gehörte, dem Urias. Der Urias stand im Felde, und der David war zu Hause. Er ließ die Frau kommen, er verging sich mit ihr, sie wurde schwanger. Jetzt bekam er es mit der Angst zu tun. Er ließ den Offizier Urias aus dem Felde zurückrufen und befahl ihm, er solle in seine Gemächer gehen, mit seiner Frau schlafen. Weit gefehlt. Der Urias sagte: „Meine Soldaten draußen liegen im Felde, und ich soll ins Gemach gehen? Das tue ich nicht.“ Der Versuch des Königs, seine Sünde zu verdecken, war also gescheitert. Da griff er zu einem anderen Mittel. Er befahl dem Feldherrn Joab, er solle den Urias an eine gefährliche Stelle des Kampfes stellen, und dann solle man ihn allein lassen, damit die Feinde ihn töten. So geschah es. David war also schuldig an dem Tode dieses Mannes. Da kam anderen Tages der Prophet Nathan zu ihm und fragte, ob er ihm etwas unterbreiten dürfe. „Ja“. „Es war ein Mann“, sagte er, „der hatte viele Schafe, und ein anderer, der hatte nur ein einziges Schäflein, mit dem er schlief und es war bei ihm in seiner Wohnung. Als der reiche Mann einen Besuch bekam, da nahm er dem armen Mann das Schaf weg, um es dem Besuch vorzusetzen.“ Der König war empört. „Wer ist dieser Mann?“ „Das bist du!“ Und dann hielt er ihm sein Verbrechen vor. Das war Zurechtweisung durch den Propheten Nathan. Der König ging in sich und sagte: „Ich habe gesündigt.“ Die Zurechtweisung hatte gefruchtet.

Wenn wir Zurechtweisung üben, müssen wir es in der rechten Ordnung tun, also gewöhnlich zuerst unter vier Augen. Zur vorgesetzten Stelle dürfen wir nur gehen, wenn wir überzeugt sind, dass es unbedingt notwendig ist, etwa um einem Verbrecher das Handwerk zu legen. Die rechte Ordnung beginnt damit, dass man einen anderen unter vier Augen zurechtweist. Und die Zurechtweisung muss

in einer bestimmten Art erfolgen, nämlich in Sanftmut und Geduld, in Demut und in der Kenntnis der eigenen Schwäche, in kluger Wahl des geeigneten Augenblickes. Niemand hat so gut die Weise der Zurechtweisung beschrieben wie eine große Frau in unserer Kirche, nämlich die heilige Theresia von Avila. Sie war ja selbst eine Vorgesetzte. „Bist du über andere gesetzt“, so schreibt sie, „so weise niemand im Zorne zurecht, sondern erst, wenn der Zorn vorüber ist.“ Wer aus Zorn zurechtweist, der weckt eher Rache als Reue. Auch die bittersten Wahrheiten können im Ton der Liebe gesagt werden. „Weise niemand zurecht ohne Bescheidenheit, Demut und Selbstbeschämung.“ Das letzte ist vielleicht das wichtigste. Damit ein Verweis Nutzen bringt, muss es den Vorgesetzten etwas kosten, ihn zu erteilen. Man muss die Zurechtweisung geben, ohne dabei im Herzen auch nur den Schatten einer Leidenschaft zu haben. Der herbste Tadel lässt sich ertragen, wenn man fühlt, dass derjenige, der tadelt, lieber loben möchte.

Es empfiehlt sich, vor der Zurechtweisung zu beten, zu beten, damit unser Mund und das Herz des anderen von Gott, durch Gottes Gnade bereitet werden. Die Pflicht und die Empfehlung der Zurechtweisung sind unaufgebbare Bestandteile der katholischen Moral. Sie sind Mitarbeit am Seelenheil des anderen. Und das ist das göttlichste aller göttlichen Werke, mit Gott mitzuarbeiten am Seelenheil des Menschen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Advent – Zeit des Kampfes gegen das Böse (1)

(Anreize zur Sünde und Entwicklung der Sünde)

28.11.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Einen Feind, den man bekämpfen will, muss man kennen. Wenn man ihn nicht kennt, macht man Luftstreiche, die nicht treffen. Die Zeit des Advents ist eine Zeit des Kampfes, des besonderen Kampfes, des überlegten Kampfes gegen den bösen Feind. Und so wollen wir am heutigen ersten Adventssonntag uns über zwei Dinge Klarheit verschaffen, erstens über die Anreize zur Sünde und zweitens über die Entwicklung der Sünde.

Die Anreize der Sünde sind zweifacher Art. Es sind innere und es sind äußere. Die kirchliche Überlieferung spricht vom Fleisch als der Kraft, die uns von innen angreift. Das Fleisch, damit ist gemeint die ungeordnete Lust, die böse Lust, die Sinnlichkeit, die Begierlichkeit. Jeder wird versucht von der Lust, die ihn hinzieht und verlockt. Tatsächlich, in uns gefallen Menschen, in uns erbsündigen Menschen wohnt die Sündenmacht, wie der Apostel Paulus im siebenten Kapitel des Römerbriefes auseinandersetzt: „Es haust in uns die Sündenmacht.“ Wir neigen zum Verbotenen. Das Konzil von Trient spricht vom *fomes peccati*, vom Zunder, vom Brennstoff der Sünde, und das ist die böse Lust. Die böse Lust sucht uns zur Sünde zu verführen.

Dazu kommt eine andere von innen wirkende Fehlerquelle, nämlich die Unwissenheit, die verschuldete Unwissenheit. Die verschuldete Unwissenheit liegt vor, wenn jemand sich der Unwissenheit bewußt ist, aber nichts tut, um sie abzustellen. Er kennt die Pflicht, sich zu informieren, aber er informiert sich nicht. Er unterläßt es, sich Belehrung zu verschaffen. Die einzelne Sünde mag dann unbewußt geschehen, aber die Wurzel dieser Sünde ist sündhaft, nämlich die verschuldete Unwissenheit. Wer aus Nachlässigkeit das Böse nicht kennt, der sündigt immer dann, wenn er das Böse tut, weil er in der Wurzel diese Unwissenheit verschuldet hat.

Dazu kommt die böse Gewohnheit. Bei wiederholten Sünden bleibt eine fühlbare psychologische Nachwirkung bestehen, nämlich die sündhafte Gewohnheit, ein dauernder Hang zur Sünde. Es werden gewissermaßen durch das öftere Sündigen Bahnen ausgeschliffen, und in diese Bahnen tritt man immer wieder leicht zurück. Diese erworbene Neigung zur Sünde kann man auch mit dem deutschen Wort Laster bezeichnen, wenn nämlich dieser Hang zur Sünde sich mit der verkehrten Willensrichtung verbündet.

Das sind die inneren Anreize der Sünde. Dazu kommen die äußeren: die Welt, der Teufel, die böse Gelegenheit. Die Welt ist ja gut geschaffen, wissen wir. Alles, was Gott geschaffen hat, ist gut, aber die Welt ist eben unter die Herrschaft des Teufels und der Sünde geraten. Die gottfeindliche Macht beherrscht sie. Was gut ist von Gott, das wird vom Menschen mißbraucht. Das Fernsehen ist eine wunderbare Einrichtung, aber die Menschen mißbrauchen sie. Sie reizen ihre Sinnlichkeit. Das Reisen ist eine wunderbare Einrichtung, aber die Menschen mißbrauchen es. Sie fahren nach Thailand, um dort mit Kindern Unzucht zu treiben!

Der Teufel ist die Versuchungsquelle Nummer eins. „Er geht umher“, sagt der Apostel, „wie ein brüllender Löwe und sucht, was er verschlingen könne.“ Er versucht die Menschen. Er hat die ersten Menschen versucht, er hat den Heiland versucht, er versucht auch uns.

Die dritte äußere Quelle der Sünde ist die Gelegenheit, die böse Gelegenheit. Darunter versteht man äußere Verhältnisse, die derart sind, daß sie dem Menschen Anlaß zur Sünde werden oder seine ungeordnete Begierlichkeit wecken. Die Gelegenheit zur Sünde ist noch keine Versuchung, aber es kann aus ihr eine Versuchung werden. Wir unterscheiden die nächste Gelegenheit und die entfernte

Gelegenheit. Die nächste Gelegenheit ist dann gegeben, wenn sie naturgemäß eine Versuchung bedeutet. Die ferne Gelegenheit ist von der Sünde weiter entfernt. Sie ist nicht so nahe, aber sie ist eben auch nicht ausgeschaltet. Dann unterscheiden wir eine freiwillige Gelegenheit, die wir selbst aufsuchen, und eine notwendige Gelegenheit, die wir nicht aufsuchen. Die freiwillige Gelegenheit aufsuchen heißt sich der Sünde willkürlich aussetzen. Es ist eine unmittelbare Gelegenheit zur Sünde.

Meine lieben Freunde, ich bin viele Jahre in München gewesen. Ich traf dort Mitte der 50er Jahre einen ungarischen Priester. Er erzählte mir, er werde immer wieder von Prostituierten angesprochen. Ich war viele Jahre in München, ich bin niemals von einer Prostituierten angesprochen worden. Man geht eben nicht dahin, wo so etwas passiert. Der erwähnte Priester ist der Versuchung erlegen. Wir sind verpflichtet, die freiwillige Gelegenheit zur Sünde zu meiden. Unzüchtige Fernsehsendungen ansehen ist eine solche freiwillige Gelegenheit zur Sünde. Oder wenn ein Trinker sich ins Wirtshaus begibt, dann sucht er eben eine solche Gelegenheit zur Sünde. Oder wer im Internet pornographische Dinge aufsucht, der begibt sich freiwillig in die nächste Gelegenheit zur Sünde.

Es gibt allerdings auch unfreiwillige Gelegenheiten zur Sünde, notwendige Gelegenheiten, gegen die der Mensch ankämpfen muss, aber an denen er selbst nichts ändern kann. Denken Sie etwa an die eine Million katholischer Philippiner, die in Saudi-Arabien arbeiten. In der Heimat finden sie keine Arbeit, keinen Verdienst, keinen Unterhalt, so gehen sie nach Saudi-Arabien. Aber sie haben dort nicht die Gelegenheit, eine heilige Messe zu besuchen. Der Islam ist grausam und kalt gegen die Bedürfnisse der Christen. Eine unfreiwillige Gelegenheit besteht auch, wenn man gezwungen in eine Gemeinschaft von anderen kommt, in der notwendigerweise auch schlechte Menschen sind: bei der Wehrmacht, im Gefängnis. Das sind unfreiwillige Gelegenheiten, die man nicht meiden kann.

Die entfernte Gelegenheit zur Sünde wird uns begleiten wie ein Schatten. Es ist unmöglich, die entfernte Gelegenheit zur Sünde zu meiden. Denken Sie etwa an einen Materialverwalter, der in einer Firma Schreibzeug oder Baustoffe verwaltet. Der ist – in entfernter Weise – versucht, sich daran zu bedienen. Oder in großen Büros arbeiten Frauen mit Männern nebeneinander. Da kann sich eine unerlaubte Beziehung entwickeln.

Der aktuelle Anreiz zur Sünde ist die Versuchung. Das Wesen der Versuchung besteht darin, dass wir eine anziehende, eine antreibende Macht des Bösen spüren. Sie möchte uns zu einer Sünde verführen. Die Versuchung ist noch keine Sünde, aber sie ist auf dem Weg zur Sünde; sie will uns zur Sünde verführen. Man kann fragen: Warum läßt Gott Versuchungen zu? Aus mehreren Gründen. Er will uns prüfen. Er will unsere Treue zu seinem Gebot erproben. Er will uns in der Tugend stärken. Durch Überwindung wird man ja stärker. Er will uns zum Gebet und zum Gottvertrauen einladen. Und er will uns anleiten, die Kräfte anzuspannen. Die Versuchung hat nach Gottes Willen positive Bedeutung, und deswegen kann der Pfarrer von Ars sagen: „Nicht versucht zu werden ist der Zustand jener, die der Teufel für die Hölle zubereitet.“ Nicht versucht zu werden ist der Zustand jener, die der Teufel für die Hölle zubereitet. Die hat er schon, die braucht er nicht mehr zu gewinnen. Bei der eigentlichen Versuchung ist Ablehnung von seiten des Willens gefordert und, wenn sie nicht gleich weicht, beharrlicher Widerstand. Am besten ist es, die Versuchung sofort abzuwehren. Denken Sie an die Versuchungen zum Zorn. Man sollte sich, wenn man zornig ist, vor einen Spiegel stellen und sich ansehen, wie man da aussieht. Da bekommt man das Grauen vor sich selbst. Der Zorn tut nicht, was Gott will.

Dann ist auch die Ablenkung des Denkens wichtig; die Gedanken ablenken von dem, was uns der Versucher vorstellt. Sich auf bessere, heilige Gedanken besinnen, vor allem auf die Folgen, auf die Folgen der Sünde. Die Folgen der Sünde sind so grauenhaft, dass sie uns abhalten können, sie zu begehen. Das sind die Anreize zur Sünde.

Das zweite Thema unserer heutigen Überlegung ist die innerseelische Entwicklung der Sünde. Die Seele hat ja bei der Versuchung zur Sünde eine bestimmte Entwicklung durchzumachen. Der Anfang besteht in den Vorstellungen und in Gedanken. Das ist der Keim der Sünde, Vorstellungen und Gedanken. Jede Sünde beginnt mit einer Vorstellung, mit Bildern, mit Gedanken. Wir sollen den Geist möglichst sofort davon abwenden durch Gebet, durch Erinnerung an den Tod, an das Gericht, durch die Vorstellung der schlimmen Folgen der Sünde. Stanislaus Kosta, der große Heilige, hatte den Grundsatz, wenn die Versuchung ihn ankam, zu sagen: „Ich bin für Höheres berufen.“ Wenn man die

Vorstellung nicht gleich vertreibt, dann kommt es zum Wohlgefallen, zum Gefallen am Bösen, an sündhaften Gedanken. Dieses freiwillige Wohlgefallen ist schon eine Sünde. Das freiwillige Wohlgefallen ist schon eine Sünde, obwohl der Wunsch, die Sünde zu tun, noch nicht dabei ist. Deswegen sollen wir das Wohlgefallen an der Sünde vermeiden. Das gilt übrigens auch für vergangene Sünden. Manche Menschen leiden darunter, dass sie an vergangene Sünden erinnert werden, und dann schleicht sich bei ihnen manchmal die Versuchung ein, dass sie bedauern, dass sie die Sünde damals nicht begangen haben. Das ist ähnlich wie das sündhafte Wohlgefallen an der bösen Vorstellung.

Der dritte Punkt, das dritte Stadium der Sünde ist die böse Begierde. Aus dem Sich-Vorstellen, aus dem Wohlgefallen entsteht der praktische Wunsch nach der Sünde ohne den bestimmten Entschluß der Ausführung. Der praktische Wunsch nach der Sünde ohne den Entschluß zur Ausführung. Wir haben ja zwei Gebote, die uns die Begierde verbieten, nämlich das 9. und das 10. Gebot: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Besitz.“ „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Frau.“ Der Heiland sagt: „Wer die Frau des anderen begehrt, der hat schon die Ehe gebrochen.“ Der hat sie schon gebrochen, obwohl er noch gar keine Handlung vollzogen hat. Die böse Begierde ist eben schon die Betätigung des Willens oder Einwilligung. Und was vom Willen herkommt, das ist Sünde.

Das vierte Stadium ist der Vorsatz. Die böse Begierde ist bloß der Wunsch oder das Verlangen nach dem sündhaften Gegenstand, der Vorsatz ist bereits der Beschluß, die Mittel anzuwenden, die zur Erreichung des Gegenstandes führen.

Bisher ist die Sünde immer noch eine innere. Ihre Vollendung findet sie im 5. Stadium, nämlich im Entschluß, jetzt und hier die Tat zu vollbringen. Das ist die psychologische Entwicklung der Sünde. Über fünf Stadien zieht sie sich hin, und allzu leicht unterliegen wir schon beim ersten Stadium. Wir vermeiden es, die böse Vorstellung abzuwehren. Wir finden uns zum Wohlgefallen bereit. Wir lassen den Wunsch in uns aufkommen, das Böse zu tun, ja wir fassen einen Vorsatz, es zu verwirklichen und es kommt, Gott sei es geklagt, zum Entschluß, das Böse zu tun.

Es ist entscheidend, den Anfängen der Sünde zu widerstehen. Es ist entscheidend, die Vorstellung zu vertreiben, das Wohlgefallen zu vermeiden. Denn wen die Lust empfangen hat, dann gebiert sie die Sünde, die Sünde aber, wenn sie vollbracht ist, gebiert den Tod. Wir, meine lieben Freunde, die wir den Heiland kennengelernt haben, wir wissen, uns kann keine Sünde glücklich machen. Es ist metaphysisch unmöglich, dass eine Sünde uns eine dauerhafte, eine wirkliche, eine echte, eine nicht zu bereuende Freude verschaffen kann. Sie gibt einen Rausch, das bezweifle ich nicht; sie gibt eine Lust, das ist unbestritten. Aber sie kann keine bleibende, keine mit Genugtuung erfüllende Freude bereiten. „Die Lust ist so kurz, die Pein ist so lang, so schnell der Zeiten Gang. Die Sünde, die dir Lust verspricht, ist süßes Gift. O trau ihr nicht!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Advent – Zeit des Kampfes gegen das Böse (2)

(Sünde und Schuld – Abwendung von Gott)

05.12.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir hatten uns vorgenommen, in dieser Adventszeit über die Sünde nachzudenken. Wozu? Erstens, damit wir selbst uns Kenntnis verschaffen über das Böse, um es meiden zu können. Zweitens, um andere aufklären zu können über das Böse, damit sie ihrerseits in die Lage versetzt werden, das Böse zu fliehen. Die Sünde ist die mit klarer sittlicher Erkenntnis frei gewollte Übertretung des göttlichen Gesetzes.

In der Heiligen Schrift wird die Sünde mit vielfältigen Ausdrücken beschrieben. Da heißt es, die Sünde sei ein Abirren von der rechten Bahn; die Sünde sei die Überschreitung der Grenze (die Gott gesetzt hat); die Sünde sei ein Zu-Boden-Fallen durch den Sturz in die Sünde, oder die Sünde sei Ungerechtigkeit. Gottlosigkeit wird sie genannt, Ungehorsam, Undank gegen Gott, Stolz, Lüge, Mißachtung und Beleidigung Gottes. In der übernatürlichen Ordnung ist die Sünde die Preisgabe der Liebe und der Freundschaft Gottes; sie ist die Verunehrung Christi und seiner Gnade; sie ist die Schmähung der Kirche und die Entweihung des Tempels Gottes. Die Sünde kommt immer dann zustande, wenn der Mensch das höchste Gut, nämlich Gott, zurücksetzt gegenüber einem vergänglichen Gut, wenn er meint, er müsse dieses vergängliche Gut sich erwerben, auch unter Mißachtung des höchsten Gutes, das wir Gott nennen. Die Sünde ist Abwendung von Gott und unzulässige, ungeordnete Hinwendung zu den Geschöpfen.

Ich möchte an dieser Stelle hervorheben, dass zur Sünde nicht notwendig ist, dass man an Gott glaubt. Auch jeder, der sich gegen ein Seinsollendes verfehlt, begeht Sünde. In der Abwendung von den Geboten Gottes liegt die Sünde beschlossen, auch wenn man gar nicht an Gott denkt oder wenn man meint, man wolle Gott nicht beleidigen. Das ist völlig unerheblich. Die sündhafte Handlung trennt in jedem Falle von Gott. In der Übertretung des Gesetzes Gottes ist die Geringschätzung Gottes, des Gesetzgebers, eingeschlossen.

Es gibt Menschen, die leugnen die Sünde. Zuerst natürlich die Atheisten, die sagen: Es gibt keinen Gott, infolgedessen gibt es auch keine Gesetze Gottes, und man kann darum diese Gesetze auch nicht übertreten. Andere erklären, die Sünde sei ein notwendiges Übel im Fluß der Zeit, der Mensch müsse durch Sünde hindurchgehen. Ich habe einmal gelesen in einer Biographie über Richard Wagner, dass ihm bescheinigt wurde, durch seinen Ehebruch, die Trennung der Frau, die er dann heiratete, von ihrem rechtmäßigen Mann sei er zu schöpferischer Begeisterung emporgewachsen. Wie kann man sich so verirren?

Die Sünde ist möglich, weil dem Menschen die Freiheit gegeben ist. Die Freiheit ist die Wurzel der Möglichkeit von Sünden. Der Mensch trägt ja das sittliche Gesetz nicht in sich selbst, sondern es kommt ihm von Gott zu, und er kann deswegen im Irrtum sein über einen Wert, den er vermeintlich für einen hohen Wert hält und deswegen anstrebt, der aber in Wirklichkeit ein Unwert ist. Es ist oft auch Unwissenheit dabei. Man meint, sich durch die Sünde bereichern zu können, in Wirklichkeit verliert man. Soeben, meine Freunde, ist eine Untersuchung der Universität Turin erschienen. In dieser Untersuchung wird gezeigt – empirisch, aus Erfahrung! –, dass die Ehebrecher spezifischen körperlichen Leiden unterliegen. Der Streß, der Betrug führt sie zu bestimmten körperlichen Leiden. Da sieht man, dass die Sünde auch den Betrüger betrügt.

Gott kann nicht sündigen, denn er ist die Gutheit in sich selbst. Er trägt das göttliche Gesetz in sich selbst, er ist identisch mit dem göttlichen Gesetz. Bei ihm ist jeder Defekt ausgeschlossen. Der

Mensch kann sündigen, denn er hat die Freiheit, dem Zielgedanken, den Gott ihm gesetzt hat, nachzugehen oder sich ihm zu versagen. Die Seligen des Himmels können auch nicht sündigen, denn sie sind ja in der Anschauung Gottes, des höchsten Gutes. Durch diese Anschauung sind sie so geeinigt mit Gott, dass eine Trennung unmöglich ist. Untermenschliche Dinge können nicht sündigen. Steine, Tiere, Pflanzen können nicht sündigen. Auch soziale Gebilde können nicht sündigen; eine Aktiengesellschaft kann nicht sündigen, nur die daran beteiligten Menschen können sündigen. Es gibt keine Kollektivschuld. Der Bayreuther Jurist Konrad Löw hat soeben ein aufschlußreiches Buch geschrieben, in dem er die Behauptung, das deutsche Volk sei ein Tätervolk, energisch zurückweist mit Hunderten von Zeugnissen, auch von Juden. Nein, sagt er, nicht das ganze deutsche Volk ist ein Tätervolk, sondern in diesem Volke gibt es Täter, hat es leider Gottes Täter gegeben. Vielen ist dieser Aufweis unwillkommen, denn es beraubt sie der Möglichkeit, aus diesem Volk immer mehr herauszupressen. Der Osnabrücker Bischof Bode, meine lieben Freunde, bekennt die Schuld der katholischen Kirche bei den sexuellen Mißbrauchsfällen. Ich bestreite diese Schuld der Kirche. Nicht die braven Gläubigen sind schuld, nicht die unschuldigen Priester sind schuld, sondern die Täter und diejenigen, die sie haben gewähren lassen, also die Bischöfe! Ich habe vor Jahrzehnten ein Buch geschrieben mit dem Titel: „Die Krise der Kirche ist eine Krise der Bischöfe“. Und daran halte ich fest. Seit Jahrzehnten versäumen sie ihre Pflicht und ihre Generalvikare dazu und die Dekane. Sie lassen es an Aufsicht, an Kontrolle fehlen. Wie kann jahrelang ein Mißbrauch geschehen, wenn man die Kontrolle ausübt? Der Betriebsratsvorsitzende Volkert vom Volkswagenwerk und sein Gehilfe Gebauer haben den Volkswagenkonzern geschädigt. Sie haben Lustreisen veranstaltet. Volkert unterhielt mit einem Scheinvertrag eine Geliebte in Brasilien. Ich habe aber nie gehört, dass man sagt: Der Volkswagenkonzern ist schuldig geworden. Schuldig sind die beiden, die sich verfehlt haben. Nein, meine lieben Freunde, nicht unsere braven Gläubigen, die Sonntag für Sonntag den Gottesdienst besuchen, nicht die guten Frauen, die auch am Werktag zur Messe kommen, nicht die eifrigen Priester, die sich bemühen, mit letzter Aufbietung ihrer Kraft für Gottes Reich zu wirken, nicht die sind schuld, sondern die Täter und die sie haben schuldhaft gewähren lassen.

Der tatsächliche Grund und der Ursprung des Bösen liegt im freien Willen des Geschöpfes. Die freie Wahl eines endlichen Gutes mit Preisgabe des ewigen, höchsten sittlichen Gutes ist der Grund für die Sünde. Der Mensch entscheidet sich mit seiner Wahlfreiheit für das Böse. Man kann öfters die Rede hören: Ich habe keine Sünde. Es gibt auch Christen, die sagen: Ich weiß nicht, was ich beichten soll. Diese Rede kommt daher, dass die Menschen das Böse nicht kennen. Wir wollen deswegen uns vor Augen führen, wie vielgestaltig das Böse ist.

Wir unterscheiden persönliche Sünden und die Erbsünde. Persönliche Sünden sind jene, die der einzelne tut. In jeder heiligen Messe klopfen wir an die Brust und sagen: „Meine Schuld – meine Schuld – meine übergroße Schuld.“ Das ist die persönliche Sünde. Die Erbsünde ist das Fehlen der heiligmachenden Gnade, ein Zustand, den wir von Adam überkommen haben und der durch die Taufe beseitigt wird.

Es gibt innere und äußere Sünden. Die meisten Menschen achten nur auf die äußeren Sünden, die also nach außen dringen, die durch eine Handlung sich in die Außenwelt bewegen. Nein, es gibt auch innere Sünden, die sich in der Seele des Menschen zutragen, ohne dass sie nach außen treten. Als ich noch Kaplan war, ging ich jeden Donnerstag ins Krankenhaus und besuchte die Kranken, auch die schon lange da lagen, monatelang, vielleicht jahrelang. Auch diese Kranken konnten sündigen. Sie begingen keine äußeren Sünden, aber sie begingen innere Sünden. Welche denn? Zum Beispiel die vielen Sünden gegen die Nächstenliebe: Geringschätzung, Verachtung anderer, Ablehnung anderer, Haß, Neid, Eifersucht, Mißtrauen, Argwohn. Das sind innere Sünden gegen die Nächstenliebe. Und das weite Feld der inneren Sünden gegen die Keuschheit: Vorstellungen, Phantasien, die wir hervorrufen oder denen wir nicht widerstehen, das Wohlgefallen an Unzüchtigem, das Begehren des Unkeuschen – innere Sünden.

Wir unterscheiden sodann materielle und formelle Sünden. Materielle Sünden sind diejenigen, die objektiv und sachlich gegen das göttliche Gesetz verstoßen, aber die ohne Zurechnung sind. Also Unmündige, Kinder, Geisteskranke können das göttliche Gesetz übertreten, aber eben nicht mit freiem Willen und in klarer Erkenntnis. Sie begehen keine formelle Sünde, weil ihnen die nötige sittliche

Erkenntnis und Freiheit fehlt. Der Begriff der materiellen Sünde ist also bedeutsam. Wir dürfen zum Beispiel andere nicht dazu verleiten, auch wenn sie es nicht einsehen können. Die formelle Sünde dagegen ist jene, die subjektiv und freiwillig geschieht, die zugerechnet wird und für die wir Verantwortung tragen.

Wir unterscheiden sodann Begehungssünden und Unterlassungssünden. Begehungssünden sind diejenigen, die im Vollbringen des Bösen bestehen. Es wird eine innere oder äußere Handlung gesetzt, die gegen Gottes Gesetz verstößt, ein Diebstahl, ein Einbruch, eine Verleumdung, eine Lüge. Unterlassungssünden bestehen im Versäumen des pflichtmäßigen Guten. Meist aus Trägheit, Bequemlichkeit, Feigheit. Die Menschen unterlassen das Gebet, den Besuch des Gottesdienstes, den Empfang der Sakramente. Sie unterlassen das Danken gegen Gott, die Reue über ihre Sünden. Vor allem unterlassen sie Taten der Nächstenliebe. Das ist ein weites Feld, wo die Hilfsbereitschaft, der Trost, der Beistand unterlassen wird. Wer von uns, meine lieben Freunde, kann sagen, er habe seinen Angehörigen alles getan, was er hätte tun können und tun sollen? Wer kann das sagen? „Ach lieb’, solange du lieben kannst, ach lieb’, solange du lieben magst. Die Stunde kommt, die Stunde kommt, wo du an Gräbern stehst und klagst!“

Wir unterscheiden die aktuelle Sünde und die habituelle Sünde. Die aktuelle Sünde besteht in einem einmaligen sündhaften Tun, die habituelle Sünde beginnt mit einer sündhaften Tat und setzt sich fort in sündhaften Taten. Beispiel: Wer unverheiratet mit einer Person zusammenlebt und mit ihr geschlechtliche Beziehungen unterhält, lebt in einem sündhaften Zustand. Mir erzählte vor einiger Zeit eine Mutter, eine ihrer Töchter habe 13 Jahre in diesem Zustand gelebt, um zu erproben, ob sie zueinander passen, und dann sind sie auseinandergegangen. Die große Gefahr ist, dass der Mensch sich an diesen Zustand gewöhnt. Das Gewissen stumpft ab; es regt sich vielleicht nur noch ganz schwach oder gar nicht mehr. In einer habituellen Sünde leben die abständigen Katholiken. Sie hören die Glocken, aber sie folgen nicht ihrem Ruf. Sie sehen die Gotteshäuser, aber sie betreten sie nicht. Wie der Mensch lebt, so stirbt er. Wer ohne Gott und ohne Gebot gelebt hat, der, so besteht die Befürchtung, wird auch ohne Gott und ohne Gebot sterben.

Wir unterscheiden weiter Sünden aus Unwissenheit, aus Schwachheit und aus Bosheit. Sünden aus Unwissenheit gehen hervor aus einer schuldhaften Vernachlässigung der Informationspflicht über das Böse. Man will nicht gebunden sein, und deswegen schert man sich nicht um die Sünde. Wer sich um Gott nicht kümmert, der kümmert sich auch nicht um gut und böse. Hier können auch die Verkündiger des Glaubens schuldig werden, indem sie Gottes Gebot nicht oder nicht vollständig den Menschen vorlegen. Dann machen sie sich mitschuldig an dieser Unwissenheit. Schwachheitssünden, o, die kennen wir alle. Sie ergeben sich aus unserer Gebrechlichkeit und Hinfälligkeit. Wir neigen zum Verbotenen. Das ist ein furchtbares Gesetz in uns: Wir neigen zum Verbotenen. Wir lassen uns anstecken vom Bösen, das andere uns vorleben. Die Schwachheitssünde ist besonders häufig auf dem Gebiete der Geschlechtlichkeit. Man sollte das zugeben und nicht versuchen, die eigene Schwäche zum Aufhänger für eine billige Moral zu machen. Und schließlich die Bosheitssünde, die Sünde mit erhobener Hand, wie die Heilige Schrift sagt. Sie erwächst aus der bewußten Mißachtung Gottes und seines Gebotes. Der Bosheitssünder will autonom sein, er will sich selbst Gesetz geben. Er will sich von Gott und von den Gottgesandten nichts sagen lassen.

Die wichtigste Unterscheidung freilich im Bereich der Sünde ist die Todsünde und die läßliche Sünde. Die Todsünde begeht, wer in einer wichtigen Sache mit klarer Erkenntnis und freiem Willen Gottes Gebot übertritt. Läßliche Sünde ist keine Abwendung von Gott, sondern nur eine geringfügige Abweichung vom rechten Wege. Die Todsünde zieht den Verlust der Gnade und die ewige Strafe nach sich. Innerhalb der Todsünde gibt es verschiedene Gruppen. Es ist sehr nützlich, sich mit diesen Gruppen vertraut zu machen. Wir kennen zum Beispiel die Kapitalsünden. Kapitalsünden sind drei, nämlich Götzendienst, Mord, Ehebruch. Wir kennen das Zehngebotegesetz. Der Verstoß gegen dieses Gesetz ist dann Todsünde, wenn der Gegenstand der Sünde beträchtlich ist. Man kann auch gegen das Zehngebotegesetz läßliche Sünden begehen. Nicht jeder Verstoß gegen das Zehngebotegesetz ist Todsünde, wie ich hoffentlich am nächsten Sonntag erklären werde.

Es gibt Hauptsünden, sieben: Zorn, Stolz, Geiz, Neid, Unkeuschheit, Unmäßigkeit, Trägheit. Der heilige Paulus stellt in seinen Briefen sogenannte Lasterkataloge auf, Zusammenstellungen von Sün-

den. Zum Beispiel im Galaterbrief, da zählt er auf: Unzucht, Unkeuschheit, Wollust, Abgötterei, Zauberei, Feindschaft, Hader, Eifersucht, Zorn, Ränke, Spaltungen, Parteiungen, Haß, Mord, Trunkenheit, Schlemmerei „und dergleichen. Die solches treiben, werden das Reich Gottes nicht erben.“ Also er meint hier lauter schwere Sünden. „Die solches treiben, werden das Reich Gottes nicht erben.“

Es gibt auch Sünden wider den Heiligen Geist. Zum Beispiel vermessenlich auf Gottes Barmherzigkeit sündigen. Ich habe einmal gelesen, dass in der Zeit, bevor die Französische Revolution losbrach, ein Teil des Adels in Sünde versunken war, in Laster versunken war. Und einer dieser hochadeligen Ehebrecher fragte seine Buhlerin, ob sie denn glaube, dass dieses Sich-Verfehlen gegen Gottes Gebot noch vergeben werden könne. „Ja“, sagte sie, „ich vertraue auf Gottes Barmherzigkeit.“ Ja, wir vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit, aber nicht vermessenlich, ohne sich zu bekehren nämlich. Andere Sünden wider den Heiligen Geist sind an der Gnade Gottes verzweifeln, alle Hoffnung aufgeben, der erkannten Wahrheit widerstreben, den Nächsten um der Gnade Gottes willen beneiden, gegen heilsame Ermahnungen ein verstocktes Herz haben, in der Unbußfertigkeit vorsätzlich verharren. Das sind alles Sünden wider den Heiligen Geist.

Und zum Schluß noch die himmelschreienden Sünden, nämlich vorsätzlicher Totschlag, Unterdrückung der Armen und Hilflosen, Vorenthaltung des Arbeitslohnes und gleichgeschlechtliche Unzucht. Das sind Gruppen von Sünden, wie sie die Kirche im Laufe der Jahrhunderte zusammengestellt hat. Sie können uns mahnen, wie weit verbreitet und wie mannigfaltig das Böse ist. Wir wollen uns davon nicht in Angst jagen lassen. Wir werden sehen, am nächsten Sonntag, hoffe ich, wie es doch nicht so einfach ist, salopp gesprochen, eine schwere Sünde zu begehen. Aber wir sollen wachsam sein, und wir sollen auch die Sünde nicht mit der Unvollkommenheit verwechseln. Manche eifrige, sehr eifrige Seelen klagen sich über Dinge an, die keine Sünden sind. Wenn man den Vorsatz, keine Schokolade zu essen, übertreten hat, hat man keine Sünde begangen. Was nur geraten ist, das ist nicht befohlen, und was nicht befohlen ist, das kann keine Sünde sein.

Laßt uns, meine lieben Freunde, in dieser Adventszeit mehr noch als sonst nach dem Guten streben. Laßt uns das Böse meiden! Arbeiten wir an uns, dass wir die Kirche schmücken mit unserer Persönlichkeit, dass wir Schwäche, Feigheit und Bequemlichkeit überwinden. „Das hab ich mit vorgenommen: In den Himmel will ich kommen. Mag es kosten, was es will, für den Himmel ist nichts zuviel.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Advent – Zeit des Kampfes gegen das Böse (3)

(Todsünden – Abkehr von Gott und Vernichtung der Gnade)

12.12.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir müssen fähig sein, die schwere von der leichten, die Todsünde von der läßlichen Sünde zu unterscheiden; denn davon hängt viel ab. Wir Priester dürfen die Messe nicht lesen, wenn wir eine Todsünde begangen haben. Wir müssen vorher beichten. Die Gläubigen sind angewiesen, nicht die heilige Kommunion zu empfangen, wenn sie eine Todsünde begangen haben. Sie müssen vorher beichten. Deswegen ist die Unterscheidung zwischen schwerer und leichter, zwischen Todsünde und läßlicher Sünde so bedeutsam.

Die Bezeichnungen sind verschiedenartig. Wir sprechen von Todsünde, weil diese Sünde den Verlust des göttlichen Lebens in der Seele, der heiligmachenden Gnade, zur Folge hat, von läßlicher Sünde, weil sie ihrer Natur nach nachgelassen werden kann, bisweilen auch von schwerer und von leichter Sünde. Es ist eine neue Unterscheidung aufgetaucht: Todsünde und Wundsünde. Das ist keine schlechte Unterscheidung. Todsünde, die eben das göttliche Leben in der Seele vernichtet, Wundsünde, die es beeinträchtigt. Die Heilige Schrift bezeichnet die Todsünde als Finsternis, als Gemeinschaft mit dem Teufel, als Abkehr von Gott, als Greuel vor Gott, als Gegenstand des Zornes Gottes und als Grund der ewigen Verderbnis. Der heilige Paulus hat in mehreren seiner Briefe sogenannte Lasterkataloge zusammengestellt, also Verzeichnisse von schweren Sünden. „Offenbar sind die Werke des Fleisches“, heißt es im Galaterbrief: „Unzucht, Unlauterkeit, Götzendienst, Giftmischerei, Feindseligkeit, Mordtaten, Trunkenheit, Völlerei. Die solches tun, werden das Reich Gottes nicht erben.“ Das ist der entscheidende Satz: Die solches tun, werden das Reich Gottes nicht erben. Daran erkennt man, dass es Todsünden sind, weil sie das ewige Verderben nach sich ziehen.

Man kann das Wesen der schweren Sünde, der Todsünde, in mehrfacher Hinsicht erklären. Zunächst einmal in Beziehung zu Gott. Gott ist ja das Ziel unseres Lebens und Strebens. Gott ist das Ziel unserer sittlichen Anstrengung. Wer sich nun von diesem Ziel abwendet, der begeht eine Todsünde. Wer es aufgibt, zu Gott zu streben, wer das als unbedingt verpflichtend erkannte Gute preisgibt, der begeht eine Todsünde. Die bewußte Negation des Guten ist auch die Negation des Schöpfers des Guten, also Gottes. Dagegen ist die läßliche Sünde keine Abwendung von Gott. Sie ist kein Aufgeben der sittlichen Zielrichtung. Der Mensch bleibt unterwegs zu Gott, aber er hält auf dem Wege inne oder macht einen Umweg, einen Abweg. Die Todsünde ist Abkehr von Gott, die läßliche Sünde ist nur Verzögerung des Fortschreitens zu Gott.

Man kann auch den Unterschied zwischen beiden Sünden bestimmen, wenn man die Beziehung zur Gottesliebe betrachtet. Die Todsünde ist das Gegenteil von Liebe. Sie ist gegen die Liebe gerichtet, weil das Geschöpf ein irdisches Ding dem Schöpfer vorzieht. Darin liegt die Verletzung der Liebe. Gott wird hintangesetzt hinter einem scheinbaren irdischen Wert. Es wird der sittliche und der mystische Habitus der Gottesliebe in der Seele zerstört. Dagegen ist die läßliche Sünde kein unvereinbarer Gegensatz zur Liebe, denn sie läßt die Liebe zu Gott bestehen, sie ist nur eine Minderung, eine Trübung der Liebe.

Man kann die beiden Sündenarten auch noch unterscheiden im Verhältnis zum übernatürlichen Leben der Gnade, und das ist ja wohl die geläufigste Unterscheidung, nämlich die Todsünde zerstört, vernichtet die heiligmachende Gnade in der Seele, diese Schönheit, dieses Kleid, das Gott uns geschenkt hat, während die läßliche Verfehlung das göttliche Leben der Seele bestehen läßt. Es wird nur

eine gewisse Minderung des heiligen Lebens in unserer Seele dadurch bewirkt. Das Gnadenleben wird gehemmt. So, könnten wir sagen, ist die Wirkung der läßlichen Sünde.

Noch wichtiger als die Erkenntnis des Wesens dieser beiden Sündenarten ist die praktische Unterscheidung von Todsünde und läßlicher Sünde. Das müssen wir ja täglich vollziehen, wenn wir unser Leben betrachten. Haben wir eine Todsünde oder haben wir eine läßliche Sünde begangen? Welche Handlungen bringen eine Todsünde hervor? Eine Todsünde wird begangen, wenn man das göttliche Gesetz in einer wichtigen Sache mit klarer Erkenntnis und in voller Freiheit übertritt. Ich wiederhole noch einmal: Eine Todsünde wird begangen, wenn man das göttliche Gesetz in einer wichtigen Sache mit klarer Erkenntnis und in voller Freiheit übertritt. Wenn nur eines dieser Elemente fehlt, kommt keine Todsünde zustande. Eine wichtige Sache ist also zu bestimmen, ein bedeutender Gegenstand ist zu erkennen, damit wir wissen, ob eine Todsünde vorliegt. Was ist eine wichtige Sache? Selbstverständlich ist ein wichtiger Gegenstand Gott selbst, Gott und Gottes Ehre, die sittliche Vollendung des Menschen, die sittliche Ordnung als solche. Jede ausdrückliche Zurückweisung des sittlichen Endziels, jede grundsätzliche Auflehnung gegen das Sittengesetz, der Haß und die Lästerung Gottes, das sind wesensgemäß schwere Sünden. Diese schweren Sünden werden verhältnismäßig selten vorkommen. Aber andere sind häufiger. Wichtige Gegenstände sind alle die Güter und die Aufgaben, die als nähere, geschaffene Ziele zur Erreichung des Endzieles notwendig sind. Also etwa die Menschennatur, die geistige und die körperliche Menschennatur, die Ordnung und der Friede der menschlichen Gesellschaft. Alles, was dieses irdische Abbild der göttlichen Weisheit zerstört, ist schwere Sünde. Die objektive Grenzlinie zwischen schwerer und leichter Sünde ist nicht immer einfach zu ziehen. Auch wir geschulten Theologen vermögen nicht immer mit hundertprozentiger Sicherheit zu sagen: Da ist die Grenze; jenseits ihrer beginnt die schwere Sünde, diesseits von ihr ist noch mit läßlicher Sünde zu rechnen. Denn es gibt eben zwei Möglichkeiten, wie etwas keine schwere Sünde sein kann, nämlich wenn eine wichtige Pflicht in unbedeutender Weise übertreten wird, wenn eine wichtige Pflicht in unbedeutendem Maße verletzt wird, oder wenn ein unbedeutendes Objekt, wenn ein unbedeutender Gegenstand in Frage kommt. In diesen beiden Fällen ist eine Todsünde nicht vorhanden.

Es handelt sich bei der Todsünde immer um die Verletzung einer Grundnorm, bei der läßlichen um eine untergeordnete Folgerung, die verletzt wird. Also: Der 14jährige Ladendieb, der vor ein paar Tagen in einem Drogeriemarkt im nordhessischen Homberg zwei Männer niedergestochen hat, als er ertappt wurde, hat sicher eine Todsünde begangen. Der Mann, der in seinem Koffer 7 kg Haschisch einschmuggeln wollte, hat auch eine Todsünde begangen. Leichtere Sünden sind beispielsweise Ladendiebstähle, geringfügige Schwarzarbeit, wenn sie überhaupt als Sünden zu bezeichnen ist angesichts der Umstände, in der sich unsere Wirtschaft mit dem Mangel an Arbeitskräften befindet. Also es muss ein wichtiger Gegenstand vorliegen. Den zu bestimmen ist nicht einfach.

Zweitens, es muss eine hinreichende Erkenntnis vorliegen. Es muss der unbedingte Widerspruch der Handlung zur sittlichen Ordnung im Gewissen erkannt sein. Die Bedeutung des Gegenstandes und das Verbotensein des Gegenstandes muss uns offenbar sein. Volle Erkenntnis der schwer sündhaften Handlung ist vorhanden, wenn man sich mit klarem Bewußtsein sagt, dass die Handlung eine schwere Sünde ist. Und außerdem muss hinzukommen die volle Aufmerksamkeit, also dass man nicht abgelenkt ist, sondern dass man tatsächlich auf das Sündigen acht hat. Volle Erkenntnis und volle Aufmerksamkeit sind erforderlich, damit eine schwere Sünde geschieht. Wenn man in einem ange-trunkenen Zustand ist, ist es schwerer, eine schwere Sünde zu begehen. Freilich kann die Sünde schon vorher liegen, indem man sich nämlich betrunken hat. Auch im Zustand der Drogenabhängigkeit kann eine verminderte Zurechnungsfähigkeit gegeben sein. Schließlich auch im Halbschlaf. Wer im Halbschlaf Dinge tut, die er bei vollem Bewußtsein nicht tun würde, braucht sich keiner Todsünde für schuldig erklären.

Schließlich muss hinzukommen die volle Einwilligung in die Sünde, denn der Wille, der personale Wille ist ja die eigentliche Ursache der Sünde. Es muss also die freie Zustimmung vorhanden sein. Freie Zustimmung bedeutet, dass kein Zwang und keine Nötigung vorliegt, sondern dass man sich mit freiem Willen zu der Tat entscheidet, obwohl man die Schwere der Sündhaftigkeit klar erkannt hat. Hemmungen der Willensfreiheit würden eine freie Zustimmung nicht zustande kommen lassen. Auch

hier sind etwa Zustände des Halbschlafs oder der Bewußtseinstrübung anzunehmen, die eine schwere Sünde nicht zustande kommen lassen.

Eine läßliche Sünde wird begangen, wenn man das Sittengesetz in einer geringfügigen Sache oder mit unvollkommener Aufmerksamkeit und Freiheit übertritt. Die Natur der läßlichen Sünde zeigt sich am klarsten bei unvollkommener Aufmerksamkeit und Freiheit. Es gibt ja in uns naturhaft aufsteigende Regungen, vor allem aus der sinnlichen Sphäre, die der Wille nicht billigt, die er aber auch nicht unterdrückt, wo er könnte, wo man also dem unziemlichen Streben einen zu weiten Raum läßt, wo man dem niederen Streben einen unziemlichen Raum läßt; da kommt läßliche Sünde zustande. Wenn man mit unvollkommener Aufmerksamkeit und Einwilligung ein Gesetz übertritt – mit unvollkommener Aufmerksamkeit und mit unvollkommener Einwilligung. Wir Theologen bezeichnen das als „imperfectio actus“, als Unvollendetsein der Handlung. Imperfectio actus. Die zweite Möglichkeit besteht darin, dass eben der Wille zwar frei ist, aber dass er in einer unbedeutenden Sache sich verfehlt. Die allermeisten Lügen sind keine schweren Sünden. Eine geringe Vermögensschädigung, indem man von einem Apfelbaum etwas abreißt, ist keine schwere Sünde. Die Grenze zwischen Geringfügigkeit des Gegenstandes und bedeutendem Gegenstand ist nicht leicht zu bestimmen. Wir sprechen als Theologen von der „parvitas materiae“, von der Geringfügigkeit des Gegenstandes. Parvitas materiae. Durch bloße Addition von läßlichen Sünden kommt eine Todsünde nicht zustande. Läßliche Sünden bleiben läßliche Sünden, auch wenn sie wiederholt vorkommen.

Es kann natürlich sein, dass eine kriminelle Energie mehrere läßliche Sünden so häuft, dass sie anwachsen. Sie haben vielleicht gelesen: Eine Angestellte des Mainzer Staatstheaters hat in zehn Jahren 1 Million Euro unterschlagen. Durch kleine Beträge, die sie immer wieder abgebucht hat, ist das allmählich so angewachsen, dass der Schaden 1 Million beträgt, den sie dem Staatstheater in Mainz zugefügt hat. Jahrelange Veruntreuung von Geldern. Das wird man nicht mehr als läßliche Sünde bezeichnen können. Eine läßliche Sünde kann auch durch besondere innere und äußere Umstände zur Todsünde werden. Wer zum Beispiel irrtümlich eine läßliche Sünde für eine Todsünde hält, der begeht eine Todsünde, weil sein Gewissen ihm eben sagt, das ist eine Todsünde, auch wenn es ein irriges Gewissen ist. Dann kann auch der Zweck der läßlichen Sünde so bedeutsam sein, z. B. schweres Ärgernis hervorrufen, dass eine schwere Sünde aus der läßlichen Sünde wird. Die läßliche Sünde kann auch für einen Menschen die nächste Veranlassung, die nächste Gelegenheit zur schweren Sünde sein, und dann wird auch die läßliche Sünde zu einer schweren Sünde.

Wir müssen uns, meine lieben Freunde, über unser Handeln klar sein. Wir müssen unser Handeln wägen, bevor wir es tun. Fragen wir uns bei unserem Handeln: Wie denkt Gott darüber? Paßt dieses Handeln zu mir als einem Kinde Gottes? Verletze ich die Gott geschuldete Hingabe? Also Abwägen vor der Handlung. Zweitens Meiden. Meiden der läßlichen Sünde. Warum? Damit wir uns nicht daran gewöhnen, damit die Sünden nicht anschwellen, damit sie nicht zur Todsünde umschlagen. Wer die läßliche Sünde nicht zu meiden beabsichtigt, der wird auch die Todsünde auf die Dauer nicht meiden können. Und schließlich drittens: Schenken wir unserem Gott und Heiland die ganze Treue, die Treue, die keine Abstriche macht und die keine Ausnahme zuläßt.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Advent – Zeit des Kampfes gegen das Böse (4)

(Die Sünden und ihre schlimmen Folgen)

19.12.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Sünde, die schwere Sünde zieht Strafe nach sich, die ewige Strafe für die unbereute Sünde, zeitliche Strafen für bereute Sünden. Wer in der Todsünde gefallen ist, hat das hochzeitliche Gewand, nämlich die heiligmachende Gnade, verloren, und wenn er in dieser Gesinnung, in dieser Haltung abscheidet, dann ist er verloren. Aber wer bereut, dem werden die Sünden verziehen, und wären sie rot wie Scharlach, sie werden weiß wie Schnee.

Es gibt da noch irdische Strafen. Die Heilige Schrift spricht an vielen Stellen vom „Zorn Gottes“. Damit ist seine Abweisung der Sünde gemeint. Gott ist ja kein Mensch, der zornig wird. Aber mit dem Zorn Gottes wird seine Lebendigkeit ausgedrückt und seine Abwehr des Bösen. „Gottes Zorn“, heißt es im Römerbrief des Apostels Paulus, „offenbart sich über alle Ungerechtigkeit und Gottlosigkeit der Menschen.“ An anderen Stellen ist die Rede von der „Züchtigung Gottes“. „Du züchtigst wegen der Sünde und weisest den Menschen zurecht.“ Die Heilige Schrift hebt auch hervor, dass Leid und Schmerzen über den kommen, der sündigt. „Trübsal und Bedrängnis kommen über jede Menschenseele, die Böses tut.“

Der tiefste Grund dafür, dass die Sünde Strafe nach sich zieht, liegt darin, dass man sich vom Gott der Seligkeit, abwendet. Wer nicht zum Gott der Seligkeit kommt, der ist in der Unseligkeit. Und das ist eben beim Sünder der Fall. „Der Sünder gräbt sich selbst die Grube und fällt hinein“, heißt es im Psalm 7. Und „Die Gottlosen werden von ihren eigenen Missetaten gefangen.“ An einer wichtigen Stelle im Buch der Weisheit heißt es: „Wodurch eine sündigt, damit wird er auch gestraft.“ Gott straft die Sünde. Er ist gerechter Vergelter für die Sünde. Die Menschen sollen dadurch die Unordnung erkennen, die sie mit der Sünde anrichten. Durch die Strafe erhält der Sünder, was er sich verdient hat.

Gleichzeitig aber verfolgt Gott den Zweck, durch die Strafe den Sünder zu bessern. Er soll gemahnt, er soll gewarnt werden. Die zeitliche Strafe soll ihn vom Verderben retten. Es ist nicht so, dass die Strafe der Sünde auf dem Fuße folgt. Gott hat Zeit und läßt dem Sünder Zeit, sich zu bekehren. Er belohnt lieber, als dass er straft. Nicht jeder erkennt auch, dass das Übel, das ihn trifft, aus der Sünde stammt. Die Menschen schreiben die Übel, die sie empfinden anderen Ursachen zu. Manche Ungläubige vermögen die Sünde gar nicht zu erkennen. Der Gläubige weiß die Sünde sehr wohl von anderen irdischen Folgen zu unterscheiden. Er spürt nämlich die Schuld, und die Schuld ist es, die nach Strafe ruft.

Jeder Böse schadet zuerst sich selbst. Ich werde nicht müde, meine lieben Freunde, das unsterbliche Wort des heiligen Augustinus zu zitieren: „Du hast es befohlen, o Gott, und so ist es, dass seine Strafe sich selbst wird jeder ungeordnete Geist.“ Ein Wort, über das man nicht genug nachdenken kann. „Du hast es befohlen, o Gott, und so ist es, dass seine Strafe sich selbst wird jeder ungeordnete Geist.“ Also aus der Schuld erwächst jedem Menschen die Züchtigung. Das Vergehen schlägt in Strafe um. Gott weiß die Sünde des Menschen so zu ordnen, dass gerade das, was dem Menschen Genuß ist an der Sünde, ihm als Werkzeug der Bestrafung dient.

Die sicherste irdische Strafe der Sünde, der Todsünde, ist die innere Unzufriedenheit. Der Todsünder zerstört die Ruhe und die Heiterkeit seiner Seele. Die Sünde entzieht dem Sünder den inneren Frieden. „Die Gottlosen sind wie ein tobendes Meer, das nicht still sein kann“, sagt der Prophet Isaias. Wie ein tobendes Meer, das nicht still sein kann. Das böse Gewissen sagt dem Sünder täglich: Wo ist dein Gott? Die Menschen, die in der Sünde leben, sind oft unleidlich, gereizt, verdrießlich, aufge-

bracht, verstimmt. Sie wissen nicht, oder sie wollen nicht wissen, woher diese Verstimmungen kommen. Sie kommen aus der Schuld. Sie sind Auswirkungen der Schuld. „Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden bleibt dem Menschen nur die bange Wahl“, sagt Friedrich Schiller. Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden bleibt dem Menschen nur die bange Wahl. Also eines von beiden kann er nur haben, entweder Sinnenglück oder Seelenfrieden.

Die Sünde fesselt auch den Menschen. Sie bindet ihn. Eine Sünde zieht häufig Sünden der gleichen Art nach sich. Die Begierde drängt auf Wiederholung, das wissen wir ja alle. Die Sünde will auch immer stärkeren Genuß haben. Sie drängt auf Steigerung. Der heilige Hieronymus sagt von der Verfehlung gegen die geschlechtliche Ordnung: „Usu crescit, numquam satiatur.“ Also die geschlechtliche Begierde wächst dadurch, dass man ihr nachgibt. Sie wird niemals satt. Usu crescit, numquam satiatur. Er hat wahrhaftig das Wesen der Sünde erkannt. Und Goethe sagt ja dasselbe im Faust: „So taumle ich von Begierde zum Genuß, und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde.“ „So taumle ich von Begierde zum Genuß, und im Genuß verschmacht' ich vor Begierde.“ Denken Sie an den Fernsehmoderator Kachelmann, der jetzt vor Gericht steht. Er hatte eine ganze Anzahl von Frauen, mit denen er Unzucht trieb. Es bedurfte großer Geschicklichkeit von seiner Seite, um sie alle getrennt zu halten, dass die eine nicht von der anderen wußte. Aber jetzt treten sie alle auf vor Gericht.

Die Todsünde einer bestimmten Art hat auch häufig Todsünden einer anderen Art nach sich. Ein Ehebrecher muss notwendig lügen. Er muss ja seine Frau betrügen, und darum muss er sie belügen. Wer dem Geltungstrieb nachgibt, der verfällt leicht in Eitelkeit und Prahlerei. Er will überall im Mittelpunkt stehen; es soll sich alles um ihn drehen. Und der Haß trachtet danach, den verhaßten Menschen schlecht zu machen, ihm zu schaden. Häufig zieht der Haß das Verbrechen nach sich.

Die Todsünde bringt auch über den Sünder Elend. Das erste Beispiel sind die Stammeltern, die aus dem Paradiese vertrieben wurden wegen ihrer Sünde. Aber das beobachten wir auch heutzutage. Die Sünde hat häufig den Verlust des Vermögens oder der Ehre zur Folge. Denken Sie an den Trinker. Ich habe aus meiner Kindheit schreckliche Bilder im Gedächtnis von Trinkern, wie sie auf der Straße von Kindern verspottet wurden, wie die Frau an Schüttellähmung litt, wie der Trinker seinen Arbeitsplatz verlor, weil er nicht mehr zu halten war, wie er seine Familie ins Elend gestürzt hat mit der Trunksucht, wie sich die Angehörigen schämten um seinetwegen. Das ist mir noch als Kind in Erinnerung. Und der Spieler? Was macht der Spieler? Er vergeudet seinen Lohn, sein Vermögen, sein Einkommen. Er spielt sich in die Armut und manchmal sogar in die Verzweiflung und in den Selbstmord.

Eine häufige Folge von Sünden sind Krankheiten. Jesus sagt zu dem Mann, der 38 Jahre lang krank war und von ihm geheilt wurde: „Sündige nicht wieder, damit dir nicht etwas Ärgeres widerfahre!“ Sündige nicht wieder, damit dir nicht etwas Ärgeres widerfahre! Er sah also diese Krankheit als Folge der Sünde an. Und ich habe Ihnen schon berichtet von der Studie an der Universität Turin. Danach haben Männer mit außerehelichen Affären das höchste Risiko für bestimmte Krankheiten. Grund dafür ist der Streß des Betrugens. Vor einer Reihe von Jahren fand ein interessanter Prozeß statt. Eine Frau klagte gegen die Erben eines verstorbenen reichen Mannes. Warum klagte sie gegen die Erben? Dieser Mann hatte mit ihr oder auf demselben Schiff eine Reise unternommen. Er begehrte diese Frau. Sie weigerte sich. Er fiel ihr zu Füßen, damit sie sich ihm ergebe. Sie weigerte sich. Schließlich versprach er ihr, er wolle sich scheiden lassen und sie heiraten. Dann hat sie sich ihm hingegeben. Sie haben sich dann, weil er sein Versprechen nicht gleich einlösen konnte oder wollte, in Hotels getroffen, und das hat ihm schließlich so zugesetzt, dass er am Herzinfarkt gestorben ist. Jetzt klagte sie bei den Erben auf Schadenersatz.

Soeben ist eine Studie der Universität Wien erschienen: 50 Jahre Pille. In dieser Studie führen die drei Gelehrten aus, dass die Folgen der Einnahme der Pille eine erhöhte Anfälligkeit für Thromboembolien, Schlaganfälle und Mammakarzinome sind, sowie Verlust der Libido. Sie alle wissen, wie Alkoholmißbrauch Folgen nach sich zieht, schlimme Folgen. Die Lebenserwartung der Alkoholkranken ist um 15 Prozent gegenüber normalen Männern verringert. Und die vielen Krankheiten: Entzündung der Bauchspeicheldrüse, Fettleber, Leberzirrhose, Schrumpfung der Kleinhirnrinde, epileptische Anfälle, das alles können Folgen der Alkoholsucht sein. Und beim Nikotin ist es ja ähnlich. Jahrelanges Rauchen von 20 Zigaretten je Tag vermindert die Lebenserwartung um bis zu 12 Jahre. Und die vielen

Krankheiten, die in der Folge auftreten: Entzündungen der Schleimhaut, des Kehlkopfes, der Bronchien, Lungenemphyseme, Lungenkrebs. 90 Prozent der Lungenkrebspatienten sind Raucher.

Gott kümmert sich wahrhaftig um den Einzelnen, indem er ihm zum Bewußtsein bringt, was seine Sünde nach sich zieht. Aber er regiert auch über die Völker. Er regiert, indem er segnet und straft. Er läßt die Sonne aufgehen über Gute und Böse, er läßt Regen fallen über Gerechte und Ungerechte, er läßt aber auch Tornados und Blizzards kommen über Schuldige und Unschuldige, er läßt Erdbeben und Tsunamis Gläubige und Ungläubige treffen. Beim Propheten Amos heißt es: „Gott, der das Siebengestirn und den Orion geschaffen hat, Gott, der Herr ist sein Name, er läßt Vernichtung aufblitzen über Machthaber und Verwüstung hereinbrechen über feste Städte.“ Die Urkunde der Offenbarung, die Heilige Schrift, belehrt uns, dass Untergänge und Katastrophen Strafen Gottes seien. Gott bedient sich der Natur und der Naturkräfte, um seinen Strafanspruch durchzusetzen. Beispiele: Die Stadt Sodom wurde vernichtet wegen der sodomitischen Sünde, wegen der gleichgeschlechtlichen Unzucht. Die Stadt Jericho wurde eingenommen und dem Bann unterworfen, weil sie das Volk Gottes abgewiesen hatte. Die Stämme Juda und Benjamin wurden aus Israel weggeführt nach Babylon in die Gefangenschaft, und die Juden haben das als göttliche Strafe für ihre Sünden verstanden. Der Prophet Jeremias hat es deutlich gesagt: „Das kam von der Bosheit, die sie verübten, um mich zu kränken.“ Und der Heiland selber hat uns ja einen Hinweis gegeben. Jerusalem wurde 70 n. Chr. zerstört, bis auf die Grundmauern zerstört, „weil du die Zeit deiner Heimsuchung nicht erkannt hast.“ Das ist der Grund: „weil du die Zeit deiner Heimsuchung nicht erkannt hast.“

Gott regiert die Welt. Die Natur ist sein Werk, die Naturgesetze sind Ausdruck seines Willens. Man übertritt die Naturgesetze nicht ungestraft. Gott lenkt auch die Geschichte. In den Erfolgen und Mißerfolgen, in den Siegen und Niederlagen ist die Hand Gottes am Werk. Der gläubige Christ sieht in den Erscheinungen der Natur und in den Gerichten der Geschichte Gottes Wirken. Sie haben alle schon gehört von der Insel Martinique, einer französischen Insel im Pazifischen Ozean bei den Antillen. Die Hauptstadt heißt Saint Pierre, also heiliger Petrus. Am Karfreitag des Jahres 1902 ließen sich Teile der Bevölkerung, große Teile der Bevölkerung eine furchtbare Gotteslästerung einfallen. Sie nagelten ein Schwein an ein Kreuz und riefen aus: „Wir wollen sehen, ob dieses Schwein am Kreuz am Ostertage auferweckt wird.“ Das Schwein ist nicht auferweckt worden. Aber am 8. Mai, also nicht sehr viel nachher, am 8. Mai 1902 brach der Vulkan Mont Pelé aus und vernichtete Saint Pierre. 40.000 Menschen starben einen bitteren Tod. Manche werden sagen: Das ist ein Zufall. Der gläubige Christ sieht den Finger Gottes am Werk. Gewiß, wir haben keine absolute Sicherheit, dass bestimmte Katastrophen eine Heimsuchung Gottes sind. Wir wissen also nicht mit absoluter Sicherheit, ob eine Trockenheit oder eine Überschwemmung eine Strafe Gottes ist. Aber wir dürfen nachdenken und fragen, was die Erscheinungen der Natur uns zu sagen haben. Der Gläubige sieht eben mehr als der Ungläubige. Er sieht hinter den Katastrophen, hinter den Zusammenbrüchen in Natur und Geschichte die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes am Werk. Wir beten ja nicht umsonst in der Allerheiligenlitanei: „Von Pest, Hunger und Krieg erlöse uns, o Herr.“ Von Pest, Hunger und Krieg erlöse uns, o Herr. Wir würden nicht so beten, wenn wir nicht darum wüßten, dass Pest, Hunger und Krieg der Gewalt Gottes unterstehen.

Gottes Vorsehung, Gottes Strafgerechtigkeit ist kein Automat. Es ist also nicht so, dass man eine Untat setzt, und da folgt auch schon die Strafe auf dem Fuße. Nein. Gott ist eine freie Persönlichkeit, und er entscheidet nach seinem souveränen Willen, wann und wie Sünden, Verfehlungen, Verbrechen gestraft werden. Wenn jede Sünde schon hienieden ganz offensichtlich ihre Strafe träge, dann könnte man auf den Gedanken kommen, es würde nichts für das Jüngste Gericht aufbewahrt. Und umgekehrt: Wenn Gott sich nie gegen eine irdische Sünde strafend verhalten würde, dann würde man denken, es gäbe keine göttliche Vorsehung. Es bleibt das Wort der Schrift: „Mein ist die Rache und die Vergeltung.“ Was der Mensch sät, das wird er auch ernten. Wer auf das Fleisch sät, wird vom Fleisch Verderben ernten, wer aber auf den Geist sät, wird vom Geist ewiges Leben ernten. Gott läßt seiner nicht spotten. „Den Bösen Straf, den Guten Lohn‘ gibt der gerechte Gott oft hier auf dieser Erde schon, ganz sicher nach dem Tode.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Das Wort ist Fleisch geworden

25.12.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Geburt unseres Heilandes Versammelt!

Die Mitte der christlichen Botschaft ist Christus selbst. Wenn wir verstehen wollen, was uns die Verkündigung der Frohen Botschaft über den Grund der Dinge und über das rechte Maß des menschlichen Verhaltens sagen will, dann müssen wir auf den Herrn schauen. Wir können seine Lehre und das Wort der Kirche nicht loslösen von seiner Person. In der Geschichte hat man immer wieder versucht, die christliche Religion, die christliche Lehre als ein gedankliches System neben vielen anderen Weisheiten der Welt zu betrachten. Früher oder später sind alle diese Versuche gescheitert. In Christus ist nicht ein Mensch in seinem Denken über sich selbst hinausgewachsen, so dass gewissermaßen sein Denkgebäude sich von ihm unabhängig gemacht hat. Nein, seine Lehre wird nur verständlich im Hinblick auf seine Person. Seine Lehre wird nur begreiflich, wenn sie aus der persönlichen Begegnung mit ihm aufgenommen wird.

Man hat sich darum bemüht, die Gestalt des Herrn zu erkunden, sein Verhalten, wie es uns in den Evangelien überliefert ist. Man hat eine Psychologie Jesu schaffen wollen. Diese Versuche sind gescheitert. Warum? Wer den Herrn verstehen will, der muss zum Urgrunde seines Lebens zurückgehen; er muss auf den Urgrund seines Lebens schauen. Der Urgrund des Lebens und des Wirkens Jesu ist mit dem Satze aus dem 1. Kapitel des Johannes-Evangeliums umschrieben: „Das Wort ist Fleisch geworden.“ Sie sind vielleicht etwas befremdet, dass man das Wort als die entscheidende Bezeichnung und den entscheidenden Ausdruck für Jesus Christus verwendet. Aber das hat einen guten Sinn, denn der deutsche Ausdruck „Wort“ ist die Übersetzung des griechischen Logos. Und Logos bedeutet schon lange vor dem Christentum eine Wirklichkeit, die weit über das Menschenmaß hinausragt. Der Logos ist die Weisheit Gottes, ist das Wort Gottes, in dem er sich selbst erkennt. Wenn wir nach dem Johannes-Evangelium sagen: „Im Anfang war das Wort“, dann müssen wir gleich dazu sagen: „Und das Wort war bei Gott.“ Also es ist ein Zweites in Gott, eine zweite Person, und diese Person ist Gott, denn so geht es gleich weiter im Johannes-Evangelium: „Und das Wort war Gott.“ Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott. Es ist die unbegrenzte Präexistenz der zweiten Person Gottes bei Gott ausgesagt, und die personale Gottverbundenheit: denn Gott ist das Wort. Es besteht eine Beziehung zwischen Gott und dem Worte. Und diese Beziehung wird an anderer Stelle des Evangeliums ausgedrückt mit den Worten Vater und Sohn. Damit wird die wesenhafte Göttlichkeit des Sohnes ohne Identifizierung mit dem Vater ausgesagt.

Dann geht es weiter. Dieses Wort ist kein ohnmächtiges Wort wie unsere Worte. Es ist ein mächtiges, es ist ein allmächtiges Wort, denn durch das Wort ist alles geschaffen worden. Er ist der Schöpfer. In dem einen Wort hat sich Gott geäußert, hat er sich schöpferisch betätigt. Die weiten Räume des Alls nehmen ihren Ausgang von der verschwenderischen Schöpfungstätigkeit, von der verschwenderischen Schöpfungskraft des sich selbst genügenden Gottes. Jetzt löst sich das Rätsel, dass überhaupt etwas ist, dass nicht nichts ist. Das können Weltentstehungstheorien, ob sie von Laplace oder einem anderen herkommen, nicht erklären, sondern dieses Rätsel wird nur gelöst, wenn wir den Ausgang nehmen von dem allmächtigen Wort. Alles ist durch ihn geschaffen, und nichts ist geschaffen ohne ihn.

Man könnte versuchen, sich von diesem Grundgeheimnis aus nach den Maßstäben des menschlichen Denkens weiterzutasten. Dies könnte auf zwei mögliche Vorstellungen hinauslaufen, nämlich einmal: Gott ist in unendlicher Ferne, über die Gesamtheit der Geschöpfe erhaben, die ihren Lauf nach ihren eigenen Gesetzen nehmen. Oder nach der anderen Art des Denkens wäre Gott der innerste Kern der Dinge. Er ginge in der Schöpfung auf. Beides wird abgewiesen durch den Satz im Johan-

nes-Evangelium: „Das Wort ist Fleisch geworden.“ Gott befindet sich nicht in unerreichbarer Ferne, er geht auch nicht in der Schöpfung auf. Gott ist wesentlich von der Schöpfung verschieden, und doch ist er dieser Schöpfung zugleich gegenwärtig, in möglicher Berührung nahe. Gott hat nicht einen Menschen mit besonderen Aufträgen und mit besonderen Kräften in die Welt gesandt. Gott ist auch nicht das Innewerden aus der Schöpfung, das in einem Menschen hervorbricht. Nein. Der transzendente Gott ist immanent geworden. Das ist das Geheimnis von Weihnachten. Der transzendente, der jenseitige Gott ist in der Welt gegenwärtig geworden. Keine Abschwächung, keine Umdeutung ist erlaubt, um die ungeheure Tatsache auf das Menschenmaß zurückzuschneiden.

Diese Tat Gottes konnte kein menschliches Denken ersinnen. Gott ist aus seiner unvorstellbaren Weltüberlegenheit in die Geschichte dieser Welt eingegangen. Das Eintreten Gottes in die Welt in Jesus Christus macht die christliche Religion konkurrenzlos. Die christliche Religion ist die einzige, die von Gott stammt. Alle anderen Religionen sind von Menschen gemacht. In ihnen wirkt sich die Sehnsucht des Menschen nach dem Numinosen, aber natürlich auch die Verirrung des Menschen bei dieser Suche aus. Die christliche Religion stammt von Gott, der ein Mensch geworden ist. Das ist die unerhörte Botschaft der Weihnacht. Einige haben das Unfaßbare begriffen. Sie kennen alle Anton Bruckner, den großen Komponisten. Er war Organist an der Florianskirche in Linz. In der Heiligen Nacht hatte er die Orgel gar wunderschön gespielt. Nach der Christmette war er vor der Krippe niedergekniet. Dort fand man ihn am Morgen, immer noch in die Betrachtung des Weihnachtsgeheimnisses vertieft. Da fragte man ihn: „Meister, was habt Ihr hier die ganze Nacht gemacht?“ Da antwortete der fromme Mann: „Ich habe immer nur vor mich hin gesprochen: Er ist ein Mensch geworden. Er ist ein Mensch geworden. Und da bin ich vor Staunen nicht fertig geworden.“ Da bin ich vor Staunen nicht fertig geworden.

Aus dem Geheimnis der Menschwerdung, meine lieben Freunde, ergibt sich die eigenartige Doppelgesichtigkeit des Lebens und Wirkens Jesu auf dieser Erde. Die Armut des Stalles und die Engelserscheinung auf den Fluren, die Zurückgezogenheit im Hause von Nazareth und das gewaltige Wunderwirken, die Verkündigung des Gottesreiches und die Trauer über die Verständnislosigkeit des eigenen Volkes, die klare Voraussicht des Leidens und der Angstschweiß auf dem Ölberg, die Verlassenheit am Kreuz und der Sieg am Ostermorgen. Wer aus diesen Gegensätzen einen Teil weglassen wollte, hätte die christliche Botschaft in ihrer Wurzel mißverstanden. Dann würde aus Jesus irgendwie ein bloßer Mensch, oder aber er hätte einen Scheinleib gehabt, der von Gott getragen wurde. Diese Irrtümer sind alle im Laufe der Kirchengeschichte vorgetragen worden, aber sie werden überwunden durch den einen Satz: „Und das Wort ist Fleisch geworden.“ Die Klärung dieser Doppelgesichtigkeit gibt allein das Dogma: Jesus von Nazareth ist der auf Erden erschienene Gott. Die zweite göttliche Person hat sich eine menschliche Natur angeeignet. Gott ist ein Mensch geworden. Er blieb, was er war, aber er nahm an, was er noch nicht hatte.

Was im Johannes-Evangelium steht, das wird im Hebräerbrief, den wir ja heute als Epistel verlesen haben, in anderer Weise ausgedrückt. Da ist die Rede vom Sohne, der die Äonen geschaffen hat. Er ist das Abbild Gottes d.h. die zweite Person. Er ist über alle Geschöpfe erhaben, auch über die Engel. Er ist zum Herrn des Alls eingesetzt. Er ist der Anführer des Heils. Von ihm geht alle Gnade und Wahrheit aus.

Mir wurde in diesen Tagen dieses Bild zugeschickt. Was ist auf dem Bilde abgebildet? Da sehen Sie Maria, wie sie den Jesusknaben verdrischt vor drei Zeugen. Dieses Bild stammt von dem Maler Max Ernst und hängt in einem Museum in Köln. Und zu diesem Bilde schreibt ein katholischer Priester: „Die heilige Familie, das waren Menschen wie du und ich. Jesus war ein Kind wie jedes andere auch.“ Nein, das stimmt nicht! Das ist nicht wahr! Die heilige Familie waren nicht Menschen wie du und ich, und Jesus war nicht ein Kind wie jedes andere. Er war das Gotteskind. Er war ein Kind in aller Wahrheit und Redlichkeit, aber er war ein Kind, in dem die Gottheit anwesend war. Das macht das Christentum zur konkurrenzlosen Religion. Seit der Menschwerdung des Gottessohnes gibt es eine Religion, die für alle Menschen bestimmt ist und der sich anzuschließen alle Menschen gehalten sind. Der menschengewordene Gott fordert seine Jünger auf, alle Menschen ohne Ausnahme zu seinen Jüngern zu machen.

Dieser Logos ist Lehrer, den wir brauchen. Er ist aber auch zugleich Erlöser, der uns rettet. „Du sollst ihm den Namen Jesus geben, denn er wird sein Volk von seinen Sünden erlösen.“ Das Christentum ist eine Erlösungsreligion. Der Islam ist ein Gedankengebilde, das Mohammed aus heidnischen, christlichen und jüdischen Bestandteilen zusammengebastelt hat. Der Islam ist keine Erlösungsreligion. Im Islam mag die Sehnsucht nach Gott lebendig sein, aber Gott ist nicht in seiner Mitte. Im Islam mögen sich Splitter der Wahrheit finden, aber die personale Wahrheit ist ihm fern. Deswegen, meine lieben Freunde, keine Vermischung der Religionen! Keine Nebeneinanderstellung von Christus und Mohammed. Das ist ein Attentat gegen die Menschwerdung Gottes. Der Bischof von Osnabrück eröffnet eine Schule für Christen, Muslime und Juden. Ich fürchte, er ist vom guten Geist verlassen. Er verfehlt sich damit gegen die Einzigartigkeit und Absolutheit des Christentums. Die Lehre Jesu duldet keine Kompromisse.

Das Geheimnis der Menschwerdung ist auch das Geheimnis der Kirche. Die Kirche ist eine Gemeinschaft von Menschen, aber eine Gemeinschaft, in der Gott gegenwärtig ist, eine Gemeinschaft, die von göttlicher Kraft durchpulst ist. Auch in der Kirche werden menschliche Worte gesprochen, aber sie besitzen eine göttliche Energie. Soeben haben wir erlebt, wie der Heilige Vater Worte aus seinem Interview-Buch richtiggestellt hat, hat richtigstellen lassen. Und ich bin beglückt darüber. Es ist wieder ein Sieg der Wahrheit gegenüber dem, was die Frankfurter Allgemeine Zeitung schreibt, nämlich der Papst habe die Empfängnisverhütung freigegeben.

Die Kirche läßt sich nichts abmarkten, auch wenn die Presse und die Fernsehanstalten noch so sehr sich darum bemühen. Und wie mit den Worten, so ist es auch mit den Werken der Kirche. Das Wasser rollt über das Haupt eines Täuflings, aber die Kraft Gottes tilgt aus seiner Seele die Erbsünde. In kleinen, weißen Gestalten wird der Christ gespeist in der eucharistischen Opferhandlung, aber was darin enthalten ist, das ist der lebendige Gott, der menschgewordene Gott, unser Heiland, von dem es heißt: Er ist Fleisch geworden. Das göttliche Wesen hat sich in einem Menschen inkarniert. Und seitdem geht Jesus mit seiner Kirche. In den letzten Stunden seines gottmenschlichen Lebens hat er noch einmal diese Wahrheit hervorgehoben. Er wußte, was ihm bevorstand, aber er wich seinem Geschick nicht aus. Er wollte den Willen des Vaters bis zum Ende tun. In einer dieser letzten Stunden sprach er zu seinen Jüngern: „Steht auf, laßt uns gehen! Wir wollen gehen, Ihr, meine Freunde, und ich mit euch. Steht auf, laßt uns gehen!“ Das heißt: geht mit mir, ich gehe mit euch. Das ist ein Wort der Kraft, das ist ein Wort der Zuversicht. Katholische Kirche, jetzt erkenne ich dein Geheimnis: Du bist eine arme, kleine Schar, verspottet, verhöhnt, geschmäht, verächtlich gemacht. Du bist eine Unzulänglichkeit, du bist ein Anstoß, du bist ein Ärgernis. Aber Jesus hat zu dir gesagt: „Wir wollen gehen! Ich gehe mit euch, und ihr geht mit mir!“

So wollen auch wir, meine lieben Freunde, unser Weihnachtsgelöbnis ablegen und sagen: O Herr, wir wollen mit dir gehen. Wir wollen dich nicht verlassen. Wir wollen nicht irre werden an dir. Wir wollen deinen Weg, o katholische Kirche, deinen Gott, dein Opfer, deine Leiden, deine Schwächen teilen. Wir wollen gehen, bis wir ihn sehen, an den wir geglaubt haben, den eingeborenen Sohn Gottes, der Fleisch geworden ist und unter uns gewohnt hat, voll der Gnade und Wahrheit.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Das Geheimnis der Jungfrauengeburt

26.12.2010

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Mein Lehrer im Neuen Testament in München, Friedrich Wilhelm Maier, war ein gelehrter Mann. Nicht alles, was er uns gelehrt hat, ist mir im Gedächtnis geblieben. Aber ein Satz hat sich mir eingepägt, und der lautet: „Behaupten ist leicht, beweisen kann schwer, ja unmöglich sein.“ Behaupten ist leicht, beweisen kann schwer, ja unmöglich sein. Das hätten sich die Frau Käßmann, die evangelische Bischöfin, und der Herr Schneider, der oberste Repräsentant des deutschen Protestantismus, überlegen sollen, als sie beide einstimmig erklärten: Die Jungfrauengeburt hat nicht stattgefunden. Nanu. Unter den Wundern, welche die Geburt Jesu umgeben, ist ja die jungfräuliche Empfängnis von ganz besonderem Gewicht, und wer sie leugnet, verfehlt sich nach katholischer Lehre gegen ein Dogma, gegen einen Glaubenssatz, gegen eine von Gott geoffenbarte Wahrheit.

Diejenigen, welche das Dogma leugnen, versuchen ihre Meinung zu begründen. Sie sagen: 1. Die Jungfrauengeburt wird nur von Matthäus und Lukas ausgesagt, nicht von Markus, nicht von Johannes und nicht von Paulus. 2. Es gibt andere Texte im Evangelium, die der Jungfrauengeburt widersprechen. 3. Diese Legende von der Jungfrauengeburt ist entweder aus dem Weissagungsbeweis herausgesponnen oder aus Übernahme hellenistischer Anschauungen entstanden. Wir müssen uns, meine lieben Freunde, über unseren Glauben Rechenschaft geben. Wir dürfen nicht blind den Anwürfen der Gegner gegenüberstehen, sondern wir müssen sie zurückweisen, und ich hoffe, dass uns das gelingen kann.

1. Nur Matthäus und Lukas sprechen von der jungfräulichen Geburt Jesu, nicht auch Markus, nicht auch Johannes, nicht auch Paulus. Das ist richtig. Beide Evangelisten, Matthäus und Lukas, berichten aber auch, dass Maria mit Josef nur verlobt war. Sie war nicht heimgeführt, d.h. sie hatten die eheliche Gemeinschaft noch nicht aufgenommen. Die Versuche, die jungfräuliche Empfängnis Jesu zu eliminieren, stützen sich auf die Behauptung, die entscheidenden Verse im Lukasevangelium: „Wie soll dies geschehen, da ich keinen Mann erkenne?“ seien später eingefügt worden. Für diese Behauptung gibt es nicht den Schein eines Beweises. Man könnte sie nur dann beweisen, wenn man zwei Arten von Handschriften hätte, ältere Handschriften, wo diese Verse fehlen, und neuere, in denen sie eingefügt sind. Aber es gibt keine solchen älteren Handschriften. Alle Handschriften, die wir besitzen, enthalten diese Verse, die die Jungfräulichkeit Mariens bei der Empfängnis Jesu bezeugen. Wer diese Verse herausschneidet, handelt willkürlich, er handelt ohne Grund. Er entfernt dann auch aus dieser Begebenheit den Kern. Denn es geht ja gerade darum, dass die Empfängnis Jesu wunderbar ist, so ähnlich wunderbar, wie die Empfängnis Elisabeths war, die in ihrem Alter noch einen Sohn empfangen hat, „denn bei Gott ist kein Ding unmöglich“. Es ist auch bezeichnend, dass die Verkündigung der jungfräulichen Geburt an Maria geschieht, nicht an Joseph, denn es ist zunächst eine Sache, die zwischen ihr und dem Heiligen Geiste sich begibt. Die Ursprünglichkeit der Aussage des Evangelisten Lukas wird auch bestätigt durch Matthäus. Bei ihm dient der ganze Abschnitt im ersten Kapitel dazu, die Jungfrauengeburt nachzuweisen. Wer sie leugnet, meine lieben Freunde, um die entscheidenden Verse bei Lukas auszuschneiden, der handelt aus weltanschaulichen Vorurteilen; weil er nämlich von vorneherein überzeugt ist, so etwas könne nicht geschehen, darf es nach seiner Meinung nicht geschehen sein. Weltanschauliche Vorurteile, nicht wissenschaftliche Überzeugung führen dazu, diese Verse zu beseitigen. Dass die übrigen Schriften von der Wahrheit der jungfräulichen Geburt schweigen, ist nicht verwunderlich. Sie spielt in der Verkündigung Jesu und der Apostel keine Rolle. Sie hat ja nicht dazu gedient, etwa die Gottessohnschaft Jesu zu beweisen, sondern es ist gerade umgekehrt: Weil er der Gottessohn ist, ist er jungfräulich geboren worden. Nicht erst durch die Geburt aus einer Jungfrau

ist Jesus der Sohn Gottes geworden, sondern er war es von Ewigkeit her. Und die jungfräuliche Geburt wird auch nicht verwendet, um die Messianität Jesu zu beweisen. Die Juden waren weit davon entfernt anzunehmen, der Messias müsse von einer Jungfrau geboren werden. Und das ist ja auch die Meinung Mariens, wenn sie sagt: „Wie soll das geschehen, da ich keinen Mann erkenne?“ Sie denkt also zunächst einmal an einen ganz natürlichen Vorgang und wird erst vom Engel belehrt, dass es bei ihr anders sein soll als bei anderen Menschen.

Es muss ja auch nicht, meine lieben Freunde, damit eine Tatsache glaubhaft ist, jeder von allem reden. Es genügt, wenn zwei übereinstimmen und dasselbe aussagen, die beiden Evangelisten Matthäus und Lukas.

2. Man verweist dann auf andere Texte des Neuen Testaments, die angeblich im Widerspruch zur Jungfrauengeburt stehen. Die Evangelisten berichten ganz unverblümt davon, dass Jesus für den Sohn Josephs gehalten wurde. Ja, warum auch nicht? Es war doch niemandem sonst bekannt außer ihm, dem Pflegevater Jesu, und Maria, woher dieses Kind kam. Wie hätten sie ihn anders ansehen sollen als den Sohn Josephs? An mehreren Stellen berichtet der Evangelist Lukas, dass seine Eltern – seine Eltern! – ihn suchten, und dass Maria sagt: „Dein Vater – dein Vater! – und ich, wir haben dich gesucht.“ Das stört ihn überhaupt nicht. Er sieht darin gar keinen Widerspruch zu der Jungfrauengeburt. Wenn er ein Täuscher gewesen wäre, dann hätte er die erwähnten Bezeichnungen ausgemerzt, aber er sieht in den Angaben (Eltern – Vater) keinen Widerspruch zur jungfräulichen Empfängnis und Geburt Jesu.

Matthäus ist etwas vorsichtiger. Er lässt nämlich den Engel, der Joseph auffordert, nach Ägypten zu fliehen, sprechen: „Nimm das Kind und seine Mutter!“ Nicht „deine Frau“, sondern „nimm das Kind und seine Mutter und fliehe nach Ägypten!“

Dann verweist man auch auf die Stammbäume. Beide Evangelisten haben ja einen Stammbaum, wo sie die Abkunft Jesu herleiten aus alttestamentlichen Persönlichkeiten. Aber beide betonen mit dem Stammbaum, dass Jesus jungfräulich geboren wurde. Also der Stammbaum soll nicht bedeuten, dass das Blut der Vorfahren in Jesus rollte, weil Joseph ihn gezeugt hat, sondern dass Joseph der gesetzliche Vater ist und dass der Stammbaum auch dann seine Bedeutung behält, wenn Joseph nicht der biologische Vater Jesu ist.

3. Die Ungläubigen müssen versuchen zu erklären, wie diese angebliche Legende entstanden sein soll. Da gibt es zwei Wege, auf denen sie diese Behauptung zu stützen versuchen. Die einen verweisen darauf, dass im Buch des Propheten Isaias die Weissagung steht: „Siehe, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären. Du sollst ihm den Namen Emmanuel geben.“ Das sei die schöpferische Schriftstelle des Dogmas. Aus dieser Weissagung habe man postuliert, Jesus sei von einer Jungfrau empfangen. Meine lieben Freunde, die Unhaltbarkeit dieses Erklärungsversuches ergibt sich aus dem Matthäustext selbst. Matthäus will nämlich gar nicht durch das Weissagungsorakel, er will gar nicht durch das Isaiaswort die jungfräuliche Empfängnis Jesu beweisen, sondern umgekehrt: Die Erfüllung dieser Weissagung durch die als Tatsache vorausgesetzte jungfräuliche, wunderbare Empfängnis, das ist sein Ziel seines Beweises. Weil Jesus jungfräulich geboren wurde, deswegen konnte man im Alten Testament eine Stelle finden, die diese Empfängnis voraussagte. Also der Hinweis auf das Schriftwort ist nur der apologetische Zaun um das bereits geschehene Wunder, um das bereits angenommene Dogma.

Außerdem fehlt bei Lukas der Weissagungsbeleg. Er steht nur bei Matthäus. Und er will nicht durch das Isaiaswort die jungfräuliche Empfängnis Jesu beweisen, sondern umgekehrt die Erfüllung der Weissagung durch die als Tatsache vorausgesetzte wunderbare Empfängnis hervorheben.

Außerdem hat das Judentum keinen von einer Jungfrau erwarteten Messias erwartet. Für das Judentum war es kein Problem, dass der Messias normalerweise wie alle Kinder geboren würde. Die messianische Deutung der Isaiasstelle war dem Judentum vollkommen fremd. Auch das Wort Mariens: „Wie wird dies geschehen, da ich keine Mann erkenne“, bezeugt diese Auffassung, dass der Messias eben ganz normal wie alle Kinder geboren wird. Diese Deutung der Isaias-Stelle auf Jesus war vollkommen neu. Sie erklärt sich nur aus der Tatsache, dass geschehen ist, was dort in dunkler Weise angekündigt wurde. Erst die Erfüllung des Wortes hat die Christen auf dieses Wort geführt.

Wegen der Unbrauchbarkeit der Herleitung des Dogmas aus dem Weissagungsbeweis greift man zu einem anderen Mittel, nämlich man verweist auf den Einfluss heidnischer, babylonischer, hellenistischer, ägyptischer mythologischer Vorstellungen, auch auf die 4. Ekloge Vergils. Dort ist die Rede, dass Götter mit menschlichen Frauen verkehren. Die Götter der Heiden werden ja vermenschlicht dargestellt, und so erzählt die griechische Mythologie eine lange Reihe solcher Szenen. Der Zeus soll den Pythagoras gezeugt haben, den Platon, den Alexander, den Augustus. Auch in Ägypten betrachtete man die Könige als Produkte des Verkehrs eines Gottes mit der Königin. Aus diesen Vorstellungen, so behauptet man, habe das Christentum die Jungfrauengeburt Jesu hergeleitet.

Meine lieben Freunde, gegen diese Herleitung spricht erstens, dass die Heiden diese mythologischen Vorstellungen selbst nicht als Geschichte ansahen. Kein einziger Heide war überzeugt, dass, was diese Mythen erzählten, sich tatsächlich zugetragen hatte. Alle wussten, dass dies nur eine Form der Schmeichelei ist, mit der man die Könige und große Männer verherrlichte. Wie sollten die Christen für Geschichte halten, was die Heiden selbst nicht als Geschichte ansahen? Das ist ein ganz entscheidender Einwand. Nicht das theologische Denken hat diese Mythen hervorgebracht, sondern die hündische Schmeichelei, wie sie im Orient zu Hause ist.

Außerdem ist die Geschichte von der Empfängnis und Geburt Jesu in ihrem ganzen Charakter palästinensisch, judenchristlich. Der Hintergrund ist nicht hellenistisch, also aus dem Griechentum bezogen, sondern er ist altjüdisch.

Der wichtigste Einwand gegen diese Ableitung ist aber die Verschiedenheit des Gottesbegriffes. Die Götter der Heiden sind hochstilisierte Menschen. Sie haben alle Laster und Fehler der Menschen, und sie sind in keiner Weise transzendente Wirklichkeiten, über die menschliche Sphäre erhaben. Es besteht ein grundlegender Unterschied des Gottesbegriffes des Christentums und des Judentums und der Heidenwelt. Hier, im Christentum und im Judentum, ist Gott der über alles Irdische unendlich erhabene Geist. Nichts Geschlechtliches ist an ihm, keine geschlechtliche Beziehung kann von ihm ausgesagt werden. Der Heilige Geist, der die Empfängnis Mariens bewirkt hat, ist nicht der Liebhaber Mariens, sondern er ist die über alle irdischen Möglichkeiten hinausgehende Ursache einer wunderbaren Empfängnis. Er ist schon deswegen nicht der Liebhaber Mariens, weil der Geist im Semitischen weiblich ist- ruach. Das hebräische Wort ruach ist weiblich. Man kann auch nicht sagen, dass der Heilige Geist wie ein Dämon sich Maria genah hat. Alle diese geschlechtlichen Kategorien sind weit, weit entfernt von dem Vorgang der Entstehung Jesu. Er wird ja auch gar nicht geschildert, sondern er wird nur sanft angedeutet: „Der Heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Allerhöchsten wird dich überschatten.“

Außerdem kennen die Heiden gar nicht die Jungfrauengeburt. Die Göttinnen oder Götter der Heiden sind nicht vergleichbar mit dem Gott des Christentums. Die babylonische Liebesgöttin Ishtar, die besonders gern als Vorbild für die neutestamentlichen Berichte gewählt wird, ist keine Jungfrau. Und wenn manchmal die heidnischen Göttinnen wie Aphrodite oder Isis in einem übertragenen Sinne als Jungfrau bezeichnet werden, dann ist damit gemeint, dass sie nicht einem einzigen Gotte angehören, sondern allen Göttern zur Verfügung stehen. Sie sind Hierodulen, also Frauen, die sich geschlechtlich mit jedem verbinden, der sie haben will. Daran scheitert die Ableitung der Jungfrauengeburt aus dem Heidentum.

Es ist aber auch die jungfräuliche Empfängnis Jesu nicht durch dogmatische Spekulationen entstanden. Sie stammt nicht aus der Überlegung: Nun ja, wenn Jesus der Sohn Gottes ist, dann muss er ja irgendwie auf andere Weise entstanden sein als andere Menschen. Nirgendwo werden die Gottessohnschaft Jesu und sein Erlösungswerk davon abhängig gemacht, dass er jungfräulich empfangen wurde. Ich wiederhole noch einmal diesen wichtigen Satz: Nirgendwo werden die Gottessohnschaft Jesu und sein Erlösungswerk von seiner wunderbaren Empfängnis und Geburt abhängig gemacht. Nicht weil Jesus wunderbar empfangen wurde, ist er der Sohn Gottes, sondern weil er der Sohn Gottes ist, hat der Vater im Himmel beschlossen, ihn wunderbar empfangen zu lassen. Die jungfräuliche Empfängnis ist auch keine Erfindung, um die Sünde von Jesus fernzuhalten, wie es Karl Barth, dieser evangelische Theologe, meint. Die Sündenlosigkeit Jesu hängt nicht mit seiner jungfräulichen Geburt zusammen. Die Ehe stand im Judentum so hoch, dass eine Erzeugung des Messias auf normale Weise in keiner Weise seine Sündenlosigkeit hätte beeinträchtigen können.

Das Geschehen von Bethlehem, das Geschehen von Nazareth, die jungfräuliche Empfängnis und die jungfräuliche Geburt Jesu sind Wahrheiten, die durch keine von außen herangezogene Begründung aus den Angeln gehoben werden können. Wir haben keinen Anlass, meine lieben Freunde, unsicher zu werden und zu zweifeln, wenn wir im Glaubensbekenntnis beten: „Geboren aus der Jungfrau Maria.“ Wir bekennen eine Tatsache, nicht eine Legende. Der Gott, bei dem kein Ding unmöglich ist, hat den Eintritt seines Sohnes in die Welt durch eine wunderbare Tatsache auszeichnen wollen. Von diesem Jesus sagt der himmlische Vater. „Ihn sollt ihr hören. Dieser ist mein geliebter Sohn.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die unerforschlichen Wege Gottes

01.01.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In Todesanzeigen kann man gelegentlich lesen, dass ein Kind, ein junger Mann, eine Mutter „nach Gottes unerforschlichem Ratschluß“ aus diesem Leben abberufen wurde. Nach Gottes unerforschlichem Ratschluß. Gott ist unerforschlich. Wir nennen seine Wege und sein Walten unerforschlich, weil wir es weder im Vorhinein erahnen können, und weil wir es auch im Nachhinein oft nicht erklären können. Der Apostel Paulus schreibt im Brief an die Römer: „O Gott, wie unerforschlich sind deine Wege und wie unergründlich deine Gerichte! Wer hat die Gedanken des Herrn erkannt? Wer ist sein Ratgeber gewesen?“ Antwort: Niemand. Die Unerforschlichkeit Gottes ist festzuhalten, aber ebenso seine Lenkung der Welt, seine Leitung der Geschicke der Menschen. Der unerforschliche Gott ist nicht ein blind und blindlings handelnder Gott; seine Unerforschlichkeit bedeutet nicht Willkür, sondern sie besagt lediglich die Unverfügbarkeit seines Wollens und Handelns. Die Unverfügbarkeit (für uns Menschen) seines Wollens und Handelns. Gott hat einen Plan mit den Menschen, und er weiß ihn sicher zu erreichen. Nicht ein augenloses Schicksal steht über unserem Leben, sondern die Vorsehung unseres Gottes. Er lenkt mit seiner Allmacht die Erde und das ganze Weltall von einem Ende zum anderen. Alles liegt enthüllt und offen vor seinen Augen, auch das, was aus der freien Entscheidung des Menschen entspringt. Gott kennt alle Handlungen, die wir im kommenden Jahre vornehmen werden. Er weiß sie im voraus, bevor sie geschehen sind. Alle seine Wege sind vorbereitet, und seine Ratschlüsse sind nach seinem Vorherwissen festgesetzt. Nichts geschieht ohne den Willen des Allmächtigen. Entweder läßt er zu, dass es geschieht, oder er tut es selbst.

Der wahre Gott ist eben anders als die Götter der Heiden. Die Heiden haben an Götter geglaubt, aber sie waren davon überzeugt, dass die Götter dem Schicksal unterliegen. Das Schicksal thront über den Göttern. Bei uns ist es genau umgekehrt. Gott lenkt das Schicksal, ja er ist das Schicksal. Nach Ansicht der Heiden konnten es die Menschen mit Gott aufnehmen, wie Prometheus, der Gott das Feuer geraubt hatte. Nach unserem Glauben kann menschliche Schwachheit die Pläne der göttlichen Allmacht nicht umstoßen. Der göttliche Baumeister vermag auch mit fallenden Steinen zu bauen.

Die Wege aber, die Gott führt, sind häufig anders, als wir denken und erwarten. Seine Wege sind unerforschlich. Es ist unmöglich, in die Pläne Gottes einzudringen, und es muss unmöglich sein. Diese Unmöglichkeit ist nämlich im Wesen Gottes begründet. Wenn der Mensch instande wäre, Gottes Pläne und Gottes Gedanken und Gottes Wege zu erforschen, dann wäre er ja Gott gleich, dann könnte er ja in Gott eindringen, dann verlöre Gott ja seine Überweltlichkeit, seine Transzendenz, seine Unverfügbarkeit. Gottes Unerforschlichkeit ist ein Bestandteil seiner Göttlichkeit.

Wir können Gottes Fügungen und Führungen nicht durchschauen, nicht berechnen, nicht voraussehen. Dennoch dürfen und sollen wir Pläne fassen, Konzepte machen, Ziele anstreben. Gott hat uns ja dazu mit Verstand und Willen ausgerüstet. Aber alle unsere Projekte und Pläne stehen unter dem Vorbehalt: Wenn Gott will. In meinem Elternhaus hing an der Wand eine Tafel, und auf der stand geschrieben: „Sorg’, aber Sorge nicht zuviel. Es kommt doch, wie Gott es haben will.“ Wie wahr! Sorg’, aber Sorge nicht zuviel. Es kommt doch, wie Gott es haben will. Wir sollten uns also nicht wundern, nicht irre werden an Gott und auch nicht verzweifeln, wenn unsere Pläne mißlingen, wenn unsere Vorhaben scheitern, wenn unsere Absichten fehlschlagen. Manchmal sind wir ja selbst daran schuld. Aber ein andermal türmen sich eben Hindernisse vor uns auf, die wir nicht überwinden können. Da ist Gott im Spiel. Wir sind kurzsichtig, Gott hat einen weiten Blick. Unsere Augen sind gehalten, die Augen Gottes sind frei. Wir denken an unsere zeitlichen Vorteile, Gott denkt an unser ewiges Heil. Deswegen gilt, was beim Propheten Isaias steht: „Meine Wege sind nicht eure Wege, und meine

Gedanken sind nicht eure Gedanken. So hoch der Himmel über der Erde steht, so hoch sind meine Wege über euren Wegen und meine Gedanken über euren Gedanken.“

Nun gibt es bei der Fügung Gottes gewisse Gesetze. Eines dieser Gesetze lautet: „Je herrlicher das Licht ist, in das Gott einen Menschen führen will, desto tiefer ist die Nacht, durch die er wandern muss.“ Ja, genauso ist es. Je herrlicher das Licht ist, in das Gott einen Menschen führen will, desto tiefer ist die Nacht, durch die er geführt wird. Warum? Gott erwartet vom Menschen die Bewährung, bevor er ihn auszeichnet. Er verlangt vom Menschen Arbeit, bevor er ihn belohnt. Er legt dem Menschen Kampf auf, bevor er ihn krönt. Gott führt jene, die er lieb hat, den Weg des Leides, und je größer die Liebe ist, um so härter sind die Leiden. Die Kinder der Erde beteuern ihre Liebe mit Rosen, der Herr des Himmels aber schickt Dornen als Boten seiner Liebe. Gott hat uns versprochen, in der Ewigkeit alle Tränen abzutrocknen, die wir geweint haben. Ohne Zweifel wird der Trost um so größer sein, je mehr Tränen aus unseren Augen geflossen sind.

Es ist ein unumstößliches Gesetz in den Führungen Gottes: Je weiter einer im Leben des Geistes (des Heiligen Geistes) voranschreitet, desto schwerere Kreuze werden ihm begegnen. Es ist überall ein Kreuz für uns bereitet. Und umgekehrt muss man sagen: Wen Gott verderben will, dem läßt er alles glücken. Der, dem alles glückt, der wird hochmütig, der wird übermütig, der schreibt sich das selber zu. Gott muss das Scheitern in unser Leben einplanen, wenn wir zum Ziele kommen sollen. In den dunklen Stunden der Versuchung wird der Heilige geboren. Wir wollen also nicht fragen: Wie kann Gott das zulassen? Sondern wir sollen fragen: Wie kann ich diese Zulassung Gottes am besten benutzen für mein Heil?

Das nächtliche Dunkel, in das Gottes Wege gehüllt sind, macht sie uns unüberschaubar. Aber das verheißene Licht läßt auch Hoffnung in uns aufblühen. Der unerforschliche Gott hat uns nicht ohne Stütze gelassen. Diese Stütze nennen wir Glaube. Der Glaube ist das feste Vertrauen auf das, was man erhofft, das Überzeugtsein von dem, was man nicht sieht. Das ist ein fundamentaler Satz aus dem Hebräerbrief. Der Glaube ist das feste Vertrauen auf das, was man erhofft, das Überzeugtsein von dem, was man nicht sieht. Sie sehen schon, der Glaube ist mit der Hoffnung verschwistert. Unsere Hoffnung ruht auf dem Glauben. Wir hoffen nicht grundlos, denn unsere Hoffnung gründet in der Wahrhaftigkeit, in der Zuverlässigkeit, in der Treue Gottes. „Treu ist, der euch berufen hat“, schreibt der Apostel Paulus an die Gemeinde in Thessalonich. Und an einer anderen Stelle: „Laßt uns unerschütterlich festhalten am Bekenntnis unserer Hoffnung, denn getreu ist der, der die Verheißung gegeben hat.“

Freilich, es ist zwecklos und vermessen, hienieden die Rätsel der Gottesführung lösen zu wollen oder gegen sie aufzubegehren. Gott läßt sich die Uhr von keinem Menschen stellen. Er läßt sich vieles erbitten, aber nichts abzwängen. Wir dürfen fragen, warum Katastrophen eintreten. Wir dürfen fragen, warum – wie mir soeben ein Herr erzählte – wieder koptische Christen in Ägypten ermordet worden sind. Wir dürfen fragen, warum uns Krankheiten und Unfälle treffen. Aber wir sind außerstande, mit Glaubensgewißheit zu erklären, weshalb gute Menschen nicht vorankommen und Bösewichte Erfolge haben, weshalb die besten Vorhaben scheitern und das Unheil voranschreitet, weshalb Helden und Heilige vor der Zeit aus dieser Welt abgerufen werden und andere, die Unheil anrichten, ein hohes Alter erreichen. Es bleiben Rätsel, quälende Fragen. Wir Christen bezeichnen ja die uns auferlegten Leiden als Kreuz. Warum? Weil das Kreuz das Leidenswerkzeug unseres Herrn war. Am Kreuze hat er für uns gelitten, am Kreuze hat er uns aber auch erlöst. Und deswegen, wegen dieser Doppelnatur nennen wir unsere Leiden Kreuze. Und dafür gelten drei Sätze, die ich, meine lieben Freunde, Ihnen am Anfang des Jahres ins Herz schreiben möchte, drei Sätze.

Erstens: Wenn du dein Kreuz willig trägst, wird dich das Kreuz hinwieder tragen. Wenn du dein Kreuz willig trägst, wird dich das Kreuz hinwieder tragen. Das heißt: Wer sein Leiden in Ergebung gegen Gottes Willen annimmt, der erfährt, dass dieses Leiden eine Lebenshilfe ist. Er erfährt, dass durch das geduldig getragene Leiden ungeahnte Kräfte im Menschen wach werden, dass er im Leiden Tugenden ausbildet, die ohne das Leiden nicht gewonnen werden, dass ihn das Leiden vor schlimmen Sünden bewahrt, in die er sonst gefallen wäre.

Der zweite Satz lautet: Wenn du dein Kreuz unwillig trägst, legst du auf dein Kreuz ein zweites Kreuz, machst dir die Bürde noch einmal so schwer und wirst sie am Ende doch tragen müssen.

Wenn du dein Kreuz unwillig trägst, legst du auf dein Kreuz ein zweites Kreuz, machst dir die Bürde noch einmal so schwer und wirst sie am Ende doch tragen müssen. Empörung und Verdrossenheit bringen uns nicht weiter, machen das Leiden nicht leichter, machen es nur schwerer. Ergebung in Gottes Willen macht das Leid erträglich.

Der dritte Satz lautet: Wenn du dein Kreuz gewaltsam abschüttelst, wird du ohne Zweifel wieder ein anderes finden. und dieses andere wird vielleicht schwerer sein als das vorige. Wenn du dein Kreuz gewaltsam abschüttelst, wird du ohne Zweifel wieder ein anderes finden, und dieses andere wird vielleicht schwerer sein als das vorige. Ohne Kreuz können wir nicht auskommen in diesem Leben. Es ist klüger, das von Gott verordnete Kreuz zu tragen, als sich selbst ein Kreuz aussuchen zu wollen.

Einmal, meine lieben Freunde, einmal kommt die große Klarheit. Bis dahin geziemen uns Geduld und demütiger Glaube an Gottes Vatermacht und Weisheit. Wir werden nicht immer in Ungewißheit über Gottes Pläne, Gottes Wege, Gottes Führungen bleiben. Wenn wir einmal Gott schauen dürfen, werden wir auch die Absichten, die er mit uns gehabt hat, begreifen. Dann wird uns klar werden, warum Gott unsere Wünsche unerfüllt ließ, warum unsere Arbeiten erfolglos waren, warum unser Werk ein Torso blieb. Schon jetzt geht uns manchmal nach geraumer Zeit auf, dass es nützlich für uns war, wenn Pläne nicht gereift sind, wenn Absichten nicht zur Durchführung kamen. Mancher von uns muss mit Scham bekennen, dass die Nichterfüllung seiner Wünsche heilsam für ihn war, dass er dadurch vor Verirrung bewahrt blieb, dass er im Glauben gewachsen und in der Hoffnung gestärkt wurde. Da sagt einer: Das muss ich haben. Das will ich haben. Und er kann es trotz aller Anstrengung nicht erreichen. Wenn einige Zeit verflossen ist, da kann er erkennen: Es war heilsam für ihn, dass er den begehrten Gegenstand nicht erringen konnte. Es ist genug Licht da, um an Gottes Vorsehung zu glauben. Es ist aber auch genug Dunkel da, um den Glauben an Gottes Vorsehung zu einer ständigen Aufgabe für uns zu machen. In der Ewigkeit wird uns aufgehen, wie wohlwollend Gott an uns gehandelt hat, wie alle seine Absichten über uns gut waren, wie blind wir waren, als wir uns seinen Plänen zu entziehen versuchten. Es wird uns aufgehen, wie töricht wir waren, dass wir uns gegen Gottes Führungen auflehnten, dass wir murrten gegen seine Schickungen.

Am Anfang des neuen Jahres, meine lieben Freunde, wollen wir Vertrauen zu Gottes Vorsehung haben, dieses Vertrauen in uns erneuern, dieses Vertrauen stärken. Wir wollen uns nicht an seiner Unerforschlichkeit stoßen. Wir wollen beten, wie der selige Kardinal Newman gebetet hat: „Führe, du mildes Licht, im Dunkel, das mich umgibt. Führe du mich hinan. Die Nacht ist finster, und ich bin fern der Heimat. Führe du mich hinan. Leite du meinen Fuß, sehe ich auch weiter, wenn ich nur sehe jeden Schritt. Einst war ich weit zu beten und setzte mir stolz das eigene Ziel, trotzend dem Abgrund, dachte ich meinen Weg zu bestimmen. Aber jetzt laß es vergessen sein. Du hast mich so lang behütet, wirst mich auch weiter führen über Ströme, über sumpfige Klippen, über lauerndes Meer, bis vorüber die Nacht und im Morgenlicht Engel mir winken. Ach ich habe sie längst geliebt, nur vergessen für kurze Zeit.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Der Name Jesus – Gott hilft

02.01.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Du sollst ihm den Namen Jesus geben.“ So hatte der Engel gesagt. Jesus ist ein besonderer Name. Es ist ein hebräisches Wort und bedeutet: „Jahwe hilft“. Jahwe ist der Name, der hebräische Name für Gott. Also: Der Name Jesus bedeutet „Gott hilft“. Wenn der Priester sich aus der Sakristei zum Altar begibt, ruft er immer zu Gott: „Unsere Hilfe ist im Namen des Herrn, der Himmel und Erde erschaffen hat.“ Er geht also unter Anrufung des Namens Gottes zum Altar. Wir bauen auf Gottes Hilfe in allem, was wir tun oder lassen.

Die Hilfe Gottes ist nicht selbstverständlich, und man muss sich darüber klar werden, wann wir darauf hoffen dürfen und wann nicht. Wir wollen uns darüber klar werden, indem wir fünf Fragen stellen. 1. Warum wir an den Helfergott glauben. 2. Warum Gott hilft. 3. Wann Gott hilft. 4. Wann Gott nicht hilft. 5. Wie Gott hilft.

Die erste Frage lautet: Warum wir an den Helfergott glauben. Gott hat uns seine Hilfe verheißen. Es gibt viele Stellen in der Heiligen Schrift, die uns ermuntern, an den Helfergott zu appellieren. „Rufe zu mir, und ich will dich erhören“, heißt es beim Propheten Jeremias. „Harre auf den Herrn, so wird er dir helfen“, so lesen wir im Buch der Sprichwörter. „Fürchte dich nicht, denn ich bin bei dir. Blicke nicht ängstlich umher, denn ich bin dein Gott“, durfte der Prophet Isaias hören. Gott hat seinen Willen, zu helfen, auch vielfältig bewiesen. Ich glaube nicht, dass jemand in diesem Hause ist, der sagen müßte: Ich bin nie erhört worden. Mir hat Gott nie geholfen. Ich bin überzeugt, dass viele von uns sagen müssen: Gott hat mir wiederholt, er hat mir oft geholfen. Wenn ich verzagt war, wenn meine Lage aussichtslos schien, habe ich zu ihm gerufen und nicht vergeblich die Hand nach ihm ausgestreckt. Wir haben es so manchmal gesagt: Ich kann jetzt nicht mehr, ich schaffe es nicht mehr, ich halte es nicht mehr aus, es ist mir zuviel. Und dann haben wir es doch gekonnt, haben wir es doch geschafft, haben wir es doch ausgehalten, war es doch nicht zuviel. Da war Gott im Spiel.

Die zweite Frage lautet: Warum hilft Gott? Weil er weiß, dass ohne ihn die Schöpfung nicht bestehen kann, dass die Natur ihn benötigt und dass die Menschen ihn brauchen. Er kann uns helfen, denn er ist die personale Allmacht. Es kostet ihn keine Anstrengung. „Ich bin der Herr, der alles gemacht hat, der den Himmel eingespannt hat. Niemand hat mir geholfen“, so lesen wir beim Propheten Isaias. „Ich bin der Gott alles Fleisches. Irgend etwas sollte mir unmöglich sein?“, steht beim Propheten Jeremias. „Unser Gott ist im Himmel. Er hat alles gemacht, was ist. Und was er will, das führt er aus“, so lesen wir in einem Psalm. Gott will uns auch helfen. Er ist Schöpfer, er ist Erhalter, er sieht unsere Armut, unsere Hilflosigkeit, unsere Not. Gütig ist der Herr, eine Stütze am Tage der Drangsal. Er kennt, die auf ihn vertrauen. Gütig ist der Herr gegen alle, und sein Erbarmen erstreckt sich auf alle seine Werke. Vom heiligen Augustinus stammt das schöne Wort: „Gott ist mehr bereit, dir zu helfen, als du bereit bist, seine Hilfe anzunehmen.“

Er muss uns auch helfen, denn seine Verheißungen binden ihn. Was er versprochen hat, muss er erfüllen. Wir kennen manche Verheißungen des himmlischen Vaters und seines Sohnes Jesus Christus. In einem Psalm heißt es: „Das Auge Gottes ruht auf den Gerechten, und sein Ohr vernimmt ihr Flehen.“ Im Brief an die Gemeinde in Ephesus schreibt der Apostel Paulus: „Jeder empfängt für das Gute, was er tut, seinen Lohn vom Herrn.“ Und im Römerbrief bemerkt er: „Gott vergibt und vergilt einem jeden nach seinen Werke, mit dem ewigen Leben denen, die beharrlich Gutes tun, mit dem Zorn jenen, die widerspenstig sind, der Wahrheit widerstreben und sich von der Ungerechtigkeit leiten lassen.“ Wir kennen die Verheißungen unseres Heilandes: „Wahrlich, ich sage euch: Wenn ihr den Vater in meinem Namen um etwas bitten werdet, so wird er es euch geben. Wer bittet, empfängt, wer

sucht, der findet, wer anklopft, dem wird aufgetan. Wenn ihr, die ihr böse seid, euren Kindern gute Gaben zu geben versteht, um wieviel mehr wird der Vater im Himmel euch den guten Geist geben, wenn ihr darum bittet. Kommt zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ Und eine letzte, vielleicht die schönste Verheißung: „Ich gehe hin, euch eine Wohnung zu bereiten.“

Unsere dritte Frage lautet: Wann hilft Gott? Nun, wenn er gebeten wird. Gott will gebeten sein. Gott will geben, aber er gibt nur dem Bittenden, damit er nicht einem gebe, der des Geschenkes nicht würdig ist, der das Geschenk nicht erfaßt. Gott will geben, aber der Mensch muss anerkennen, dass jede Gabe von oben kommt, vom Vater der Lichte, vom Gott der Erbarmungen. Das Gebet will nicht die Beschlüsse Gottes abändern. Das ist ausgeschlossen, sondern das Gebet will durch das Beten verdienen, dass Gott die Beschlüsse, die er seit Ewigkeit in seinem Herzen trägt, an uns ausführt. Wir laufen gewissermaßen Gott entgegen, damit er seine ewigen Beschlüsse an uns ausführen kann. Deswegen muss man mit Beharrlichkeit beten, nicht bloß hie und da. Und man darf nicht das Gebet aufgeben, wenn es nicht gleich erhört wird. Ich erinnere an das schöne Wort des bayerischen Dichters Waggerl: „Gott hilft immer, aber er kommt oft eine Viertelstunde später, um unseren Glauben zu erproben.“ Eine Viertelstunde später, als wir meinen.

Gott hilft, wenn wir mitwirken und das Unsrige tun. Die Hilfe Gottes tritt nicht an die Stelle des menschlichen Tuns, sondern setzt es voraus und ergänzt es. „Tue, was an dir ist, und Gott wird deinem guten Willen zu Hilfe kommen“, mahnt uns der Verfasser des Buches von der Nachfolge Christi. Tue, was an dir ist, und Gott wird deinem guten Willen zu Hilfe kommen. Oder auch, wie ein großer Heiliger gesagt hat; „Bete, als hülfe kein Arbeiten. Arbeite, als hülfe kein Beten!“ Wer nicht arbeiten will, dem hilft auch das Gebet nicht. Das Reich Gottes wird nämlich nicht den Schlafenden zuteil, sondern denen, die arbeiten und wachen im Dienste des Herrn. Wenn wir träge sind, vermag uns niemand mit seinem Gebet zu helfen. „Es ist zwar wahr, dass Gott dich selig machen will. Glaubst, er will es ohne dich, so glaubest du zuviel“, sagt unser schlesischer Dichter Johannes Scheffler. Es ist zwar wahr, dass Gott dich selig machen will. Glaubst, er will es ohne dich, so glaubest du zuviel. Wie richtig!

Wir müssen der Hilfe Gottes würdig sein, damit er uns helfen kann. Wie wird man der Hilfe Gottes würdig? Indem man in heiliger Gottesfurcht lebt, also in heiliger Ehrfurcht, in heiliger Scheu vor Gott, in dem Bewußtsein, alles zu vermeiden, was Gott kränken könnte, in der Furcht, Gott zu verlieren. Das ist die heilige Gottesfurcht. Wir müssen in Ehrfurcht und Gehorsam vor Gott leben. Am sichersten erlangen wir die Erfüllung unserer Gebete, wenn wir außer dem lebendigen Glauben auch unser ganzes Denken, Reden und Handeln nach Gottes Gesetz und Willen einrichten.

Wir können unser Gebet auch machtvoll unterstützen. Es gibt zwei Flügel, die das Gebet zu Gott emportragen. Diese Flügel heißen Fasten und Almosen. Wer sein Gebet mit Fasten und Almosen begleitet, der darf mit großer Gewißheit auf Erhörung hoffen. Unser Gebet muss auch demütig sein, damit wir würdig seien vor Gott. Das heißt: Es muss im Bewußtsein unserer Schwäche und Hilfsbedürftigkeit vorgetragen sein. Demütigen schafft Gott Hilfe, Stolzen widersteht er.

Und schließlich muss unser Gebet auch ergeben sein. Alle unsere Gebete sollen mit dem Satz abschließen, den uns der Herr im Ölgarten gelehrt hat: „Nicht wie ich will, sondern wie du willst.“ Es war einmal ein junger Mann sehr krank, und er sollte sterben. Aber er wollte nicht sterben. Da ging ein Priester zu ihm und sagte: „Komm, wir wollen zusammen beten. Ich bete vor und Sie beten nach.“ „Ja, das wollen wir.“ „Vater unser im Himmel“. „Vater unser im Himmel“ sprach ihm der Kranke nach. „Geheiligt werde dein Name – geheiligt werde dein Name!“ „Dein Reich komme – Dein Reich komme!“ „Mein Wille geschehe!“ Da stutzte der Kranke. „Nein“, sagte er. „Nein. So kann es nicht heißen. So darf es nicht heißen. Es muss heißen: Dein Wille geschehe!“ Da hatte er ihn gefunden, den Leidenswillen. Und dankbar müssen wir sein. „Was hast du, das du nicht empfangen hast?“ fragt der Apostel Paulus. „Hast du es aber empfangen, was rühmst du dich, als hättest du es nicht empfangen?“ Wie darf einer um Zukünftiges bitten, der für das Vergangene nicht gedankt hat?

Die vierte Frage lautet: Wann hilft Gott nicht? Er hilft nicht, wenn wir uns selbst in Gefahr begeben, ohne Not, ohne Notwendigkeit in die Gefahr begeben. Wenn wir also die nächste Gelegenheit nicht meiden, die nächste Gelegenheit zur Sünde. „Wer Gefahr liebt, kommt darin um“, heißt es im Buche Sirach. Wer die Gelegenheit zum Sündigen nicht meidet, ist selber schuld, wenn er fällt. Gott

kann dafür nicht verantwortlich gemacht werden. Gott überläßt ihn seinem eigenen Willen. Er macht sich nicht zum Komplizen der Sünde. Der Mensch soll erfahren, was es bedeutet, den Herrn zu verlassen. Gott hilft nicht, wenn der Mensch vermessen ist. Vermessen waren diejenigen, die damals einen Turm in Babel bauen wollten, der bis zum Himmel reicht. Ob nicht auch in unserer Zeit solche Turmbauten errichtet werden? In Dubai ein Gebäude von 800 Metern Höhe? Vermessen ist, wer Gottes Hilfe erwartet, ohne dass er das Seine tut. Vermessen ist, wer in der Sünde verharret, ohne sich zu bemühen, sie zu überwinden. Vermessen ist, wer die Seligkeit des Himmels erhofft, ohne sich zu bekehren.

Gott hilft nicht, wenn wir untreu und kalt gegen ihn sind. Da kann Gott nicht helfen, denn dann würde die Hilfe Gottes den Menschen in seiner abweisenden Haltung bestärken. Wenn Gott dem Menschen beistehen würde, der gleichgültig gegen ihn ist, dann würde dieser Mensch sich bei seiner Gleichgültigkeit beruhigen und sich nicht bekehren. „Gott hilft denen, die sich zu ihm wenden. Die sich abwenden von ihm, läßt er ihre Wege gehen“, schreibt einmal der heilige Augustinus. Gott erwartet von uns, dass wir an ihn glauben, dass wir auf ihn hoffen, dass wir ihn lieben. Er erwartet Treue und Hingabe. Wer es daran fehlen läßt, der verzichtet auf Gottes Hilfe. Gott hilft auch nicht, wenn unsere Gebet auf falsche Ziele gehen. Wir dürfen nichts anstreben, was Gottes Willen widerspricht. Was dürfen wir anstreben? Wir dürfen um alles bitten, was wir erlaubterweise wünschen können. Ja wohl, das muss noch einmal gesagt werden. Was man erlaubterweise wünschen darf, darum darf man auch bitten.

Freilich gibt es eine Rangordnung der Bitten. Zuerst sollen Gottes Anliegen stehen, also dass sein Name geheiligt wird, dass sein Reich komme, dass sein Wille geschehe. Das sind die obersten Anliegen. Und so hat es uns ja der Herr gelehrt. Danach dürfen wir auch für unsere Bedürfnisse bitten. Das dürfen wir. Wenn wir Zeitliches erbitten, dann sollen wir es allerdings mit Maß und mit Furcht tun. Wir wollen es Gott überlassen, ob er gibt oder nicht. Und wann er gibt, auch das sollen wir ihm überlassen. Und was er nicht gibt, das muss auch in seiner souveränen Freiheit verbleiben. Ein so großer Heiliger wie Thomas von Aquin schreibt einmal: „Es ist sehr schwer zu wissen, was wir erbitten sollen.“ Es ist sehr schwer zu wissen, was wir erbitten sollen. Nämlich nach Gottes Willen. Gott weiß, was für eine Gabe einem jeden nützlich ist, warum dieser mehr, ein anderer weniger empfängt. Die heilige Theresia wußte mehr über die Erhörbarkeit unserer Gebete: „Ich bitte um nichts mehr mit Ungestüm“, schreibt sie in ihrem Lebensbericht, „außer darum, dass sich der Wille Gottes an meiner Seele erfülle.“ Ja, wer das kann! Ich bitte um nichts mehr mit Ungestüm, außer darum, dass der Wille Gottes sich an meiner Seele erfülle. Gott erhört uns auch nicht, wenn wir selber träge und untätig sind. Wir dürfen nicht von Gott erwarten, was wir selber tun können, was wir durch eigene Arbeit und eigene Anstrengung erhalten können. Gott ersetzt nicht, was der Mensch aus eigener Schuld versäumt. Gott hilft dem Schiffer, aber er muss rudern. Gott hilft dem Arbeiter, aber er muss arbeiten. Gott hilft dem Denker, aber er muss denken. Gott hilft den Regenten, aber sie müssen regieren. Gott hilft uns nicht, wenn wir von Gott abgewandt sind und Gott vergessen. Er hilft denen, die sich zu ihm wenden, aber die sich abwenden von ihm, läßt er ihre Wege gehen. Sie sollen erkennen, was ihrer wartet. Sie sollen begreifen, dass sie ohne Gottes Hilfe nicht bestehen können.

Die letzte Frage, fünftens: Wie hilft Gott? Gelegentlich hilft er, indem er Leid von uns abwendet. Aber das ist selten. Denn Gott weiß, dass der Mensch durch Leid hindurchgehen muss. „Christ, flieh doch nicht das Kreuz, du mußt gekreuzigt sein. Du gehst sonst nimmermehr ins Himmelreich hinein“, sagt unser schlesischer Dichter Johannes Scheffler. Christ, flieh doch nicht das Kreuz, du mußt gekreuzigt sein. Du gehst sonst nimmermehr ins Himmelreich hinein. Gott weiß, dass der Mensch das Leid benötigt. Er weiß, dass der Mensch ohne Leid leichtfertig, oberflächlich, gottvergessen, übermütig wird. Deswegen läßt er Leid über uns kommen. Aber er hat uns verheißen, uns nicht über unsere Kräfte versuchen zu lassen. Er weiß, wann es genug ist. Gott hilft oft durch Trost im Leid. Ich glaube, die meisten von uns werden mir bestätigen können, wenn ich sage: Wir haben es doch alle erfahren, dass in dunklen Stunden immer wieder ein Licht uns aufgestellt wurde, dass wenn wir meinten, daß alles verloren sei, dass es doch nicht ganz verloren war. Es ist uns ein Trost geworden. „Wenn Sorgen sich häuften in meiner Brust, dann labten deine Tröstungen mich“, heißt es im Psalm 94. „Wenn Sorgen sich häuften in meiner Brust, dann labten deine Tröstungen mich.“ Ja, wahrhaftig,

meine lieben Freunde, ist es nicht oft in unserem Leben so geschehen? Der Apostel Paulus hatte ja auch Leiden über alle Maßen erduldet. „Wir erduldeten Trübsal aller Art, von außen Kämpfe, von innern Befürchtungen. Allein Gott, der die Niedergebeugten tröstet, tröstete auch mich.“

Wie hilft Gott? Auch durch innere Freude, die über das Ungemach hinwegträgt. Im Brief an die Hebräer werden wir aufgefordert, aufzublicken zum Begründer und Vollender unseres Glaubens, also zu Christus. „Freude war vor ihn gestellt“, schreibt der Hebräerbrief. Er aber duldete das Kreuz, und er achtete nicht der Schmach. Nun hat er sich zur Rechten Gottes niedergelassen, zur Rechten des Thrones Gottes.“ Die Apostel wurden wegen ihres Bekenntnisses zu Jesus, zum Namen Jesu, gepeitscht, ausgepeitscht. Und doch schreibt die Apostelgeschichte: „Sie gingen freudig vom Hohen Rat, weil sie gewürdigt worden waren, für den Namen Jesu Schmach zu leiden.“ Und das haben wir doch auch, so meine ich, wiederholt erfahren: Das Böse hat sich gelegentlich zum Guten gewandt. Schon manchmal schien eine Lage aussichtslos, schien alles verloren. Aber dann kam ein Ereignis, das die Situation grundlegend veränderte. Schon manchmal haben Menschen Böses gegen uns ersonnen, aber dank der Fügungen Gottes schlug es zum Nutzen der Bedrängten aus.

Deswegen, meine lieben Christen, am Anfang dieses neuen Jahres sollen wir nicht verzagen. Wir wollen auf Gott hoffen, denn er ist unser Helfergott. Er hat uns seinen Christus, seinen Jesus gesandt, und er trägt den Namen: Gott hilft. So können wir, meine ich, auch an diesem uns bevorstehenden Zeitraum mit Zuversicht sagen. „Mein Gott bist du, in deiner Hand sind meine Geschicke. Auf dich vertraue ich.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Epiphanie – Legende oder Geschichte?

09.01.2011

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Im Mittelpunkt der Volksfrömmigkeit steht am Feste der Erscheinung des Herrn das Erscheinen der Weisen aus dem Morgenlande. Der Unglaube ist schnell fertig mit dieser Geschichte: eine Legende, eine fromme Legende, erfunden, um dem Heiland eine Ehrung zu erwiesen. Meine lieben Freunde, die Begebenheit, die im Mittelpunkt des Festes der Erscheinung des Herrn steht, ist keine Legende. Wir wollen heute in aller Redlichkeit die Geschichtlichkeit dieser Begebenheit zu erweisen versuchen. Zu diesem Zweck wollen wir uns Fragen stellen, Fragen, die wir beantworten.

Wann geschah der Besuch der Weisen? Das Evangelium gibt die Antwort: in der Zeit des Königs Herodes. Herodes regierte von 37 bis 4 v. Chr. Von 37 bis 4 v. Chr. Dass Christus, unser Heiland, geboren ist, bevor die Zeitrechnung, nach der wir uns richten, einsetzt, das hängt mit einem Fehler zusammen, mit einem Rechenfehler. Die Berechnung der Geburt Jesu ist falsch erfolgt, und seitdem haben wir einen in dieser Hinsicht irrigen Kalender. Jesus wurde geboren in der Zeit, als König Herodes regierte, von 37 bis 4 v. Chr. Er hieß Herodes der Große, und wir werden gleich sehen, warum. Wann geschah der Besuch der Weisen? Er ist noch genauer einzugrenzen. Wie alt war denn der Knaabe, als die Weisen zu ihm kamen? Diese Berechnung können wir nur vornehmen, wenn wir uns an den Kindermord in Bethlehem halten. Denn Herodes ließ alle Kinder von 2 Jahren abwärts töten, von 2 Jahren abwärts. Er nahm an, dass bei den Kindern, die er umbringen ließ, auch der Nebenbuhler, der Rivale dabei war. Jesus mußte also entweder einige Monate oder anderthalb Jahre alt sein, als die Weisen zu ihm kamen. Herodes setzte voraus, dass das Erscheinen des Sterns mit der Geburt des Kindes zusammenfiel, und das erfuhr er nun von den Weisen, dass darüber etwa anderthalb Jahre oder einige Monate vergangen waren. Um sicher zu gehen, dass er den Rivalen töten konnte, hat Herodes die Zahl wahrscheinlich etwas höher angesetzt: 2 Jahre und darunter.

Wo befand sich bei dem Besuch der Weisen das Kind? Die Weisen, so steht im Evangelium, kamen nicht zur Krippe, sondern in ein Haus. Jesus war umgezogen. Die Krippe war ja nur eine Notunterkunft, und jetzt befindet er sich, wie zweimal gesagt wird, in einem Hause. Die heilige Familie hat also ein ordentliches Quartier erhalten, vielleicht bei Verwandten des Joseph, der ja seine Verwandtschaft dort hatte. Wir stellen die Figuren der heiligen Könige an die Krippe. Warum? Weil sie zur Krippe gehören wie die Hirten. Sie sind zwar nicht zur Krippe gekommen, aber sie gehören zur Krippe. Während nämlich die Hirten das Volk Israel repräsentieren, sind die Weisen die Vertreter der Heidenwelt. Und Juden wie Heiden gehören als das Gefolge zu unserem Heiland Jesus Christus. „Kommt, laßt uns nach Bethlehem gehen und sehen, was da geschehen ist“, sagen die Hirten. „Wir haben seinen Stern gesehen und sind gekommen, ihn anzubeten“, sagen die Weisen.

Das Kind ist aber immer noch in Bethlehem. Bethlehem ist ein besonderer Ort. Es ist der Geburtsort und der Heimatort des Königs David, und Jesus ist ja ein Abkömmling Davids durch seinen Pflegevater Joseph. Deswegen ist es geziemend gewesen, dass er in Bethlehem geboren wurde. Es handelt sich um das Bethlehem im Stamme Juda. Es gibt nämlich in Palästina zwei Bethlehem. Es gibt noch ein anderes im Stamme Zabulon. Nein, es wird ausdrücklich gesagt: „Bethlehem im Stamme Juda.“ Dort, woher David stammt, da soll auch der Davidssohn, der Messias, geboren werden.

Wer ist der König Herodes? Herodes war kein Jude und herrschte trotzdem über das Judenvolk. Er war Edomiter. Die Edomiter waren ein Volk, das mit den Juden zwar verwandt war, aber das in grimmiger Feindschaft zu den Juden lebte. Die Edomiter hatten sich im Jahre 587 an der Zerstörung Jerusalems beteiligt. Seitdem herrschte eine unauslöschliche Feindschaft zwischen Juden und Edomitern. Und daher kam Herodes. Wieso? Weil die Römer ihn einsetzten. Die Römer haben ihn zum Kö-

nig gemacht; sie haben ihm die Herrschaft übertragen. Er war ihnen hörig. Er war ein begabter Mann, ein hochbegabter. Er war ein tüchtiger Regent. Er hat seinem Volke 30 Jahre Frieden geschenkt. Die Wirtschaft blühte auf unter ihm. Er hat einen Tempel bauen lassen, einen wunderbaren Tempel. Und trotzdem war er ein Bösewicht. Flavius Josephus, dieser jüdische Geschichtsschreiber, berichtet von ihm: Er war ein Mann, der ohne Unterschied mit gleicher Grausamkeit gegen alle wütete, im Zorn kein Maß kannte und sich über Recht und Gerechtigkeit erhaben dünkte. Herodes war ein Wüstling. Er hatte zehn Frauen, und von diesen zehn Frauen zehn Söhne und fünf Töchter. Einige von ihnen ließ er umbringen. Dieser Herodes ist nicht zu verwechseln mit dem Herodes, den Jesus als Mann erlebte, dem er gegenübergestellt wurde von Pilatus. Dieser zweite Herodes ist Herodes Antipas, ein Sohn des ersten Herodes. Also am Beginn des Lebens Jesu steht ein Herodes, Herodes der Große, am Ende steht ein Herodes, Herodes Antipas.

Aber die wichtigste Frage, die uns interessiert: Wer sind denn die Ankömmlinge? Sie kommen aus dem Osten, aus dem Morgenlande. Das ist natürlich ein ziemlich unbestimmter Begriff. Die meisten Annahmen gehen dahin, dass sie aus dem Gebiet kommen, das wir heute als Irak oder Iran bezeichnen. Sie stammen aus einer Gegend, die weit abgelegen war von Jerusalem, und sie waren gebildete Männer – magoi heißen sie im griechischen Text. Magoi waren Gelehrte, die sich mit Astronomie und Astrologie befaßten. Sie besaßen Kenntnisse über die Sternbewegungen, waren Mathematiker und konnten Sonnenfinsternisse und Mondfinsternisse im voraus berechnen. Sie waren also in der Sternkunde bewanderte Männer. Wie kommen sie dazu, ins Judenland zu ziehen? Weil die Juden eine sehr umfangreiche und erfolgreiche Propaganda betrieben. Die Juden hatten ja ihre Diaspora in Babylonien, in Persien. Und von dieser Diaspora aus, von dieser Zerstreung aus, suchten sie Anhänger für ihre Religion zu gewinnen, mit Erfolg. Vor allem verbreitete sich ihre Messiaserwartung, ihre Hoffnung auf einen Retterkönig. Und die Menschen aus den fernen Gegenden nahmen diese Erwartung an. Und so müssen wir auch vermuten, dass die Weisen aus dem Morgenlande von dieser Erwartung gehört hatten und dass sie sie teilten. Das wurde ihnen jetzt zur Gewißheit, als sie einen Stern am Firmament erblickten, der neu war, einen Stern, der ihnen sagte: Der erwartete König der Juden ist erschienen.

Der Sternenglaube war im alten Orient weit verbreitet. Die Menschen waren überzeugt, dass die Gesetze der Menschen durch die Sterne gelenkt werden. Solche Leute gibt es heute noch, die überzeugt sind, dass die Sterne Einfluss auf das Leben der Menschen ausüben. Wir teilen diesen Sternenglauben nicht, denn nicht die Sterne lenken das Schicksal, sondern der Schöpfer der Sterne lenkt das Schicksal. Aber wie es auch sein mag, diese Weisen aus dem Morgenlande stellten einen Zusammenhang her zwischen den Bewegungen der Sterne und dem Schicksal der Menschen.

Was war das für ein Stern? Die Astronomen, also die seriösen Sternenforscher, haben sich bemüht, eine Antwort darauf zu finden. Schon zur Zeit des Origenes, also im 3. Jahrhundert, nahm man an, es sei ein Komet gewesen, ein Komet, also ein Schweifstern, der am Horizont aufgegangen sei. Seit Kepler, dem großen Astronomen, wird angenommen, dass es die Konjunktion, also das Zusammenreffen der beiden Planeten Saturn und Jupiter war, die Konjunktion von Saturn und Jupiter. Das ist aber nicht die Meinung Keplers gewesen. Kepler war vielmehr überzeugt davon, dass es ein Wunderstern war, dass die Konjunktion nur auf den Wunderstern hingewiesen hat. Wir wissen es nicht. Wir wissen nicht, was für ein Stern es war. Der Stern ist ihnen jedenfalls zweimal erschienen, das erste mal in der Heimat, das zweite mal in Jerusalem. Er ist ihnen also nicht, wie man vielleicht annehmen könnte, die ganze Zeit vorangezogen, nein, das war nicht nötig, denn sie wußten: Den Judenkönig, den muss man in Jerusalem suchen, in der Hauptstadt der Juden. Da brauchten sie nicht geführt zu werden. Dann aber, als sie in Jerusalem waren, da zeigte sich noch einmal der Stern, und er zog von Norden nach Süden im Unterschied zu der sonstigen Sternbewegung, die von Osten nach Westen geht. Er zog von Norden nach Süden. Warum? Weil Bethlehem südlich von Jerusalem liegt, acht Kilometer südlich von Jerusalem.

Was bewirkte die Ankunft der Weisen? Die Weisen erkundigten sich in Jerusalem: Wo ist denn der neugeborene König der Juden? Wir haben seinen Stern gesehen. Sie fragen also die Leute auf der Straße. Und das Gerücht von ihrer Ankunft kam natürlich auch in den Königspalast. Herodes hatte einen guten Nachrichtendienst, und der meldete ihm, dass nach der Meinung der Neuankömmmlinge

ein König der Juden geboren worden sei. Da geriet er in Schrecken. Er dachte natürlich sofort: Das ist ein Nebenbuhler. Er will ihn vom Throne stoßen. Und nicht nur er geriet in Schrecken, auch ganz Jerusalem. Aber warum? Die Bewohner von Jerusalem wußten, wenn Herodes erschrickt, dann stehen schlimme Dinge bevor. Sie fürchteten seine Gewalttaten. Bei seinem eigenen Volke bewirkte die Ankunft des Messias Schrecken. Jesus ist, das sieht man an dieser Erzählung, der von Anfang an von seinem Volke abgelehnte Messias. Die Weisen kommen aus einem fremden Land und suchen den Messias, die Juden im eigenen Land erkennen ihn nicht. Die Weisen finden das Kind, die Juden verleugnen es. Die Weisen kommen als Fremdlinge und huldigen einem Kinde, die Juden heften den Bürger, der Wunder auf Wunder gewirkt hat, ans Kreuz. Die Weisen beten in den kleinen Glieder Gott an, die Juden schonen den Mann nicht, der große Taten vollbracht hatte. Das alles kündigt sich jetzt schon an.

Wie geht Herodes vor? Schlau. Er war listig; er war ein kluger Mann. Zunächst will er den Geburtsort des Messias in Erfahrung bringen. Zu diesem Zweck beruft er die Schriftgelehrten, die die Bibel kennen, und die geben ihm Auskunft. Wo wird der Messias geboren? In Bethlehem. So steht es beim Propheten Michäas: „Du, Bethlehem, bist die kleinste unter den Fürstenstädten Judas. Aber aus dir wird hervorgehen, der sein Volk Israel regieren soll.“ Jetzt weiß er, wo der Messias geboren wird: in Bethlehem. Der Geburtsort steht fest. Aber jetzt muss er auch noch den Zeitpunkt der Geburt erfahren, und er erkundigte sich, so steht es im Evangelium, „genau“, wann der Stern erschienen war, weil er sich sagt: Das Erscheinen des Sternes und die Geburt des Messias fallen zusammen. Und da kam er eben auf diese Berechnung von etwa zwei Jahren. Alles, was darunter war, das mußte in die Zeit fallen, in der der Messias geboren wurde. Er sagt den Weisen, wo die Geburtsstätte ist, er schickt sie aus als Kundschafter. Sie sollen sich genau erkundigen, wo in Bethlehem, das ein ziemlich großes Dorf war, der Messias zu finden ist. Und sie werden noch bestätigt durch den Stern. Jetzt erscheint der Stern zum zweitenmal. Er zieht vor ihnen her und weist sie auf das Haus hin, in dem das Kind mit seiner Mutter weilte. Weil sie der Führung Gottes im Stern gehorsam waren, finden sie, was sie suchen. Sie betreten das Haus, sie finden das Kind mit seiner Mutter. Sie sind am Ziel. Und sie verhalten sich, wie man sich einem großen König gegenüber verhalten muss. Sie leisten die Proskynese, d.h. sie fallen nieder. Sie lassen es nicht beim Staunen bewenden, sondern sie fassen Glauben. Sie sind überzeugt, dass die Ankündigung, die der Stern gemacht hat, in Erfüllung gegangen ist. Das Kind ist der verheißene Messias, ist der Retterkönig. Und einen König ehrt man durch Proskynese, durch kniefällige Anerkennung.

Die Weisen sind nicht mit leeren Händen gekommen. Sie wissen, was sich bei einem Besuch gebührt. Sie kommen mit Geschenken; nicht billigen Geschenken, sondern mit kostbaren Gaben. Man darf nur das verschenken, was man am liebsten selbst behalten wollte, und das hatten die Weisen begriffen.

Nachdem sie das Kind und seine Mutter gefunden haben, brechen sie wieder auf und kehren in ihre Heimat zurück. Sie weigern sich, zu Herodes zurückzukehren. Sie weigern sich, ihm Meldung zu machen, wo sie das Kind gefunden haben. Warum? Vermutlich waren sie inzwischen unterrichtet worden, was für ein grausamer Kerl der Herodes ist. Sie waren über seine Schreckensherrschaft aufgeklärt worden, und sie lehnten es ab, sich zu Komplizen seiner bösen Absicht zu machen. Deswegen nehmen sie nicht den Weg über Jerusalem, sondern schlagen eine andere Route ein.

Wir wissen nicht mehr von ihnen. Aber wir dürfen vermuten, dass sie über ihre Erlebnisse nicht geschwiegen haben, über den Wunderstern, der ihnen erschienen ist, der sie auf die Geburt des Retterkönigs aufmerksam gemacht hat, über die Führung des Sternes, der sie zu dem Haus geführt hat, wo das Kind war, über das Kind, das sie mit seiner Mutter gesehen hatten. Wir dürfen vermuten, dass sie die ersten Sendboten des Messias im Orient waren. Spuren haben sie nicht hinterlassen. In Köln werden ihre Reliquien verehrt. Diese Reliquien hat Rainald von Dassel, Erzbischof von Köln, im Jahre 1164 aus Mailand nach Köln überführen lassen. Nach Mailand waren sie im 5. Jahrhundert aus Konstantinopel gekommen. Ihre Echtheit, und das muss ich jetzt als Geschichtskundiger sagen, ihre Echtheit ist nicht gesichert.

Was uns hier im Evangelium berichtet wird, ist keine fromme Legende, sondern Geschichte, aber Geschichte, in der Gott eingegriffen hat: Erscheinung des Herrn, Epiphanie, Sichtbarwerden der

Herrlichkeit Gottes. Die Geburt des Messias wurde den Hirten durch Engel verkündet, den Weisen wurde sie durch einen Stern geoffenbart. Die Führung Gottes versteht es, sich den Gegebenheiten der Menschen anzupassen. Die Hirten repräsentieren das Volk Israel, die Weisen sind die Vertreter der Heiden. Juden und Heiden werden zu dem Messias König geführt. Christ, der Retter, ist da! Jetzt gilt es, an ihn zu glauben, vor ihm niederzufallen, ihn anzubeten, ihm das Leben als wohlgefällige Opfergabe darzubringen. Schließen wir uns, meine lieben Freunde, diesen frommen Männern an! Weihet wir ihm unser Leben! Größeres, Erhabeneres können wir nicht tun.

Amen.